DEUTSCHES LESEBUCH

I

1 A-5923

DEUTSCHES LESEBUCH

Für Schulen
mit erweitertem Deutschunterricht
9.–11. KLASSE

I

Zusammengestellt und adaptiert von R. TASA

VERLAG «VALGUS» * TALLINN 1970

4T
T27

Kunstiliselt kujundanud *A. Säde*

Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu
237860

Johannes R. Becher

HIER WIRD GELERNT

Hier wird gelernt. Es sitzen auf den Bänken
Arbeiter, Bauern. In dem weiten Saal
Wird es ganz still. Arbeiter, Bauern denken.
Es reiht sich an der Tafel Zahl an Zahl.

Als stünd' Genosse Lenin mitten drin
Im weiten Saal, so schauen manche hin,
Um wieder ihren Kopf ins Buch zu senken. —
Arbeiter, Bauern denken.

Sie denken die Gedanken bis zu Ende.
Gedanken werden Hände.
Die Hände reichen weit hinaus zum Saal,
Um aller Welt, was Lenin lehrt, zu schenken —
Arbeiter, Bauern denken.

Die Nacht ist weiß. Schneeweiß ist jede Nacht.
Arbeiter, Bauern sitzen auf den Bänken.
Hier wird gelernt. Es wird gewacht...
Arbeiter, Bauern denken.

Willi Bredel

DIE ENKEL

(Auszug)

Frieda Brenten hastete vom Wohnzimmer in die Küche und von der Küche zurück ins Wohnzimmer. Sie schloß Geschirr ein, stellte die Blumentöpfe von der Fensterbank auf den Küchenschrank, hängte vor das große Fenster nach der Straßenseite eine Wolldecke, damit, wenn sie Licht machen mußte, kein Lichtschein nach außen drang. Die Wohnungstür hatte sie längst abgeschlos-

sen, die Sperrkette vorgelegt, und sie gelobte sich, niemanden hereinzulassen.

Viktor war mit ihren Maßnahmen durchaus nicht einverstanden. Er saß in der Sofaecke und maulte.

«Oma, wir werden nichts sehen und gar nicht wissen, was da vorgeht.»

«Dummer Junge, was willst du denn sehen?»

«Wir sitzen wie in einer Mausefalle.»

Er war überzeugt, daß seine Schulkameraden unten auf der Straße waren. Wenn er morgen erzählte, daß er in der verdunkelten Wohnung gesessen hatte, hielten sie ihn womöglich für einen Feigling.

«Nee, nee», sagte Frieda Brenten beim Abräumen des Abendbrottisches, «das ist kein Leben mehr. Die Menschen sind ja rein verbiestert.[1]»

Sie hatte beim Einholen sofort gespürt, daß heute etwas in der Luft lag. Die Menschen in der Straße hatten nicht nur verdrossene Gesichter gemacht, wie in der ganzen letzten Zeit, sondern Haß und Wut hatte in ihren Mienen gestanden. In Torwegen sah sie Gruppen, sie hörte Geflüster und Tuscheln. Als ihr dann auch noch Repsold geraten hatte — es war gerade außer ihr niemand im Laden —, sie solle abends nicht auf die Straße gehen, es werde sicherlich bösen Krawall[2] geben, da war ihr alles klargeworden. Darum diese Unruhe unter den Leuten. Darum diese verdrossenen Gesichter. Die Nazis hatten einen Fackelzug durch Barmbeck und Uhlenhorst vor, und die Arbeiter wollten es nicht zulassen. Nein, Frieda Brenten hielt es für Wahnsinn, sich noch gegen die Nazis zu stellen, nachdem sie die Regierung und die Polizei auf ihrer Seite hatten. Was wollten die Arbeiter dagegen machen? Niederschießen würde man sie, in die Gefängnisse werfen — als ob nicht schon genug saßen —, jagen und hetzen würde man sie. Frieda Brenten wäre weniger unruhig gewesen, hätte sie die Kinder nicht bei sich gehabt. Traf die Kinder ein Unglück, trug sie die Schuld. Nur ein Glück, daß Viktor nach Hause gekommen war. Und sie sagte:

«Wärst du heute abend nicht rechtzeitig gekommen, Viktor, ich hätte mich zu Tode geängstigt.»

«Du tust immer so, als wär' ich noch ganz klein!»

«Schon gut! Schon gut!»

Blechmusik war zu hören, noch sehr weit weg. Viktor horchte auf. «Oma, sie kommen!»

Schon war er am Fenster.

«Geh vom Fenster weg, verflixter Bengel!» Frieda Brenten riß ihn zurück. Dann knipste sie das Licht aus. Nur aus der Küche drang ein matter Schein ins Zimmer.

---

[1] **sind rein verbiestert** — sind wild geworden

[2] **Krawall** — Lärm, Unruhe

«Wie du dich bloß hast![3]» Viktor kroch zurück in die Sofaecke. «Die sind doch erst in der Zimmerstraße.»

Die Blechmusik wurde lauter. Aber unten auf der Straße war es vollkommen still. Frieda Brenten machte sich an der Wolldecke vor dem Fenster zu schaffen, zupfte und zerrte daran, als hinge sie nicht gut. In Wirklichkeit wollte sie einen verstohlenen Blick auf die Straße werfen. Kein Mensch war zu sehen. In allen Fenstern und Geschäften war es dunkel. Nur die Straßenlampen brannten. Viktor hatte sich auch wieder ans Fenster geschlichen.

«Da kommen sie, Oma, in unsere Straße!»

Ja, sie sah die Flammen von vielen Fackeln in der Arndtstraße auftauchen. Angst kroch in ihr hoch.

«Nun aber weg vom Fenster!»

Sie umfaßte Viktor: «Gott, Junge, ich bin froh, daß du da bist!»

Sie setzte sich aufs Sofa und zog Viktor an sich. «Peter auch!» rief der Kleine, kam im Dunkeln angelaufen und ließ sich von seiner Oma aufs Sofa heben.

«Warum marschieren die Kerle nur am Abend, wenn die Leute schlafen wollen?»

«Weil sie am Tage Angst haben», erwiderte Viktor.

«Die haben auch Angst?» fragte Oma Brenten ungläubig.

«Und wie!» bestätigte der Junge.

Im selben Augenblick ertönten schrille Trillerpfeifen. Unmittelbar darauf brach ein tosender Spektakel aus, in dem sogar die Blechmusik versank. Aufschreie und Gebrüll drangen von unten herauf. Es krachte und klirrte. Steine und Fensterglas fielen aufs Pflaster. Es johlte und heulte.

Frieda Brenten hatte beide Kinder an sich gepreßt; sie zitterte und bebte und stammelte: «Siehst du? ... Siehst du?» Aber sie sahen nichts, nicht das geringste, sie hörten nur den Lärm, der immer stärker wurde. Schüsse fielen. Und wieder Schreie.

Viktor horchte mit aufgerissenen Augen in das Dunkel. Er hörte einige Schreie, verstand: «Nieder! Nieder! ... Arbeitermörder! ... Straße frei! ... Straße frei! ...»

Sirenen heulten. Dazwischen wieder Schüsse. Geschrei. Getrampel vieler Hunderte rennender Menschen. Grelle Befehle: «Straße frei! ... Straße frei!» und wieder dumpfe Schüsse und Klirren von Glas.

«Mein Gott! Mein Gott!» stöhnte Frieda Brenten und wunderte sich zugleich, daß die Kinder bei dem Toben auf der Straße und in der Dunkelheit ruhig blieben.

Es klopfte an der Wohnungstür. Frieda Brenten horchte auf. Tatsächlich, es klopfte, es klopfte wieder.

«Oma, da ist jemand!»

---

[3] **Wie du dich bloß hast!** — *hier* Was regst du dich so auf!

«Sei ruhig, Junge!» flüsterte sie und stieß Viktor mit dem Ellbogen an.

Es klopfte noch einmal, nicht sehr laut, aber hastig, wie bittend.

«Das ist bestimmt keine SA», flüsterte Viktor.

«Soll'n wir aufmachen?»

«Ja, Oma!»

Schon lief der Junge durchs Wohnzimmer an die Tür. Frieda Brenten sah einen jungen Menschen in die Küche wanken, das Gesicht blutverschmiert, die Jacke beschmutzt und zerrissen.

«Verstecken Sie mich, man sucht mich!»

«Hier?» fragte Frieda Brenten fassungslos. «Hier bei uns?»

«Auf dem Boden, Oma!»

Viktor nahm flink den Bodenschlüssel vom Nagel an der Küchenschrankseite und lief die halbe Treppe zum Boden voraus. Der verwundete Flüchtling folgte ihm. Frieda Brenten blieb wartend an der Tür.

Fast lautlos huschte Viktor die Treppe wieder herunter und in die Wohnung.

«Hast du abgeschlossen?»

«Ja, Oma!»

«So — und nun machen wir Licht!» Sie drehte in der Küche und im Wohnzimmer das Licht an. Sie benahm sich mit einem Mal, als wäre alles in Ordnung, als hätte sie nicht vor wenigen Minuten noch vor Angst gezittert. Viktor sah sie ganz verwundert an, denn immer noch brüllte es unten auf der Straße, wenn auch nicht mehr so toll wie vorher.

«Oma», flüsterte er, «du hast ja gar keine Angst mehr?»

«Sei still, Dummkopf! Weshalb sollte ich denn Angst haben?»

Da wußte nun der Junge wirklich nicht mehr, was er sagen sollte.

Es klopfte, hart, fordernd. Frieda Brenten bedeutete Viktor, mit dem Finger auf dem Mund, zu schweigen und ging öffnen. Zwei Polizisten und drei SA-Leute standen vor der Tür.

«Gott sei Dank!» begrüßte sie Frieda Brenten. «Bitte treten Sie ein!»

«Warum Gott sei Dank?» fragte ein Polizist.

«Nun, daß Sie da sind. Jetzt wird wohl der abscheuliche Lärm auf der Straße aufhören!»

«Hier ist doch jemand hereingelaufen!» Der Polizist fixierte Frieda Brenten durchdringend.

«Zu mir?» Sie blickte treuherzig zu ihm auf. «Na, das hätte gerade noch gefehlt!»

Plötzlich erblaßte sie. Jemand kam die Bodentreppe herunter. Dann sah sie, daß es so ein Braununiformierter war.

«Die Tür zum Boden ist verschlossen», sagte er.

«War die immer verschlossen?» fragte der Polizist Frieda Brenten.

«Selbstverständlich», erwiderte sie. «Wollen Sie den Schlüssel haben?»

Viktor blickte sie entsetzt an. Frieda Brenten nahm den Schlüssel vom Nagel. Der Polizist sagte zu den andern:

«Wenn die Tür verschlossen war, konnte auch keiner herein. Der muß woanders sein.»

Ein SA-Mann beteuerte erregt: «Ich habe genau gesehen, daß er in dies Haus gelaufen ist!»

Einen Augenblick zögerten die Männer noch, dann gingen sie. Frieda Brenten schloß die Tür, blieb aber davor stehen und horchte. Sie hörte, daß sich die Männer stritten, hörte, daß sie die Treppe hinuntergingen, hörte sie das Haus verlassen.

Nun erst drehte sie sich um und blickte Viktor an: «Sie sind weg.»

Der Junge fiel ihr um den Hals. «Das hast du großartig gemacht, Oma! ... Wunderbar!»

Frieda Brenten aber fühlte ihre Kräfte schwinden; sie wankte zum Sofa: «Großer Gott, hab' ich eine Angst gehabt!»

Wilhelm Lederbogen

DIE SCHILDKRÖTE

An einer Quelle mitten im tiefsten Afrika wohnte eine Schildkröte und nährte sich von kleinen Krebsen, die im Sande des Ufers lebten.

Eines Tages sah sie, wie aus dem Fluß, der in der Nähe war, ein riesiges Flußpferd stieg. Da erschrak sie sehr vor dem großen Tier, und sie bekam Angst, das Flußpferd könnte auf den Gedanken kommen, sie zu fressen. Deshalb verließ sie die Stelle und wanderte durch den Wald, um sich eine andere Quelle zu suchen.

Im Walde aber begegnete ihr ein Elefant. «Oh», dachte sie, «der ist ja ebenso mächtig und stark wie das Flußpferd, der kann mich ebenso fressen.» Und sie machte sich Gedanken über ihre Zukunft.

Aber plötzlich wurde sie wieder ganz lustig. Ihre kleinen Äuglein funkelten vor Vergnügen, denn ihr war etwas eingefallen. Sie ging also zum Elefanten hin, grüßte freundlich und sagte: «Wie groß du bist! Da wirst du wohl sicherlich annehmen, du seiest auch das stärkste aller Tiere. Aber denke das ja nicht! Denn ich bin ebenso stark wie du!» — «Du kleine Schildkröte?» lachte der Elefant, daß seine Ohren nur so wackelten, «du willst ebenso stark sein wie ich?» — «Wetten?» fragte die Schildkröte. «Wetten wir, daß du ein Tau nicht von der Stelle bringst, wenn ich am

anderen Ende ziehe?» — «Topp», sagte der Elefant, «es gilt! Ich setze tausend Goldstücke. Was setzt du dagegen?» — «Ebensoviel», antwortete die Schildkröte wichtig. «Dann los, schnell ein Tau gebracht und gezogen!» rief der Elefant. — «So plötzlich geht das nicht», meinte die Schildkröte, «denn ich habe noch nicht gefrühstückt. Auch habe ich noch ein dringendes Geschäft vor und muß gegen Abend meinen Vetter besuchen, der Geburtstag hat. Aber morgen um diese Zeit bin ich wieder hier. Besorge nur ein Tau, dann kann es losgehen.» Damit war der Elefant zufrieden.

Daraufhin ging die Schildkröte zum Fluß zurück, wartete, bis das Flußpferd aus dem Wasser auftauchte, grüßte höflich und sagte: «Wie stattlich du bist, liebes Flußpferd! Du meinst wohl, es gäbe auf der Welt niemand, der dir an Stärke gleichkäme.»

Das Flußpferd plusterte sich auf, blies Wasser aus seinen Nasenlöchern und antwortete: «Wer sollte mir wohl gleichkommen?» — «Nun, ich zum Beispiel», erwiderte die Schildkröte. Über diese Antwort mußte das Flußpferd so lachen, daß es sich verschluckte. Es lachte und prustete und hustete. Als es aber endlich wieder zu sich gekommen war, fragte es: «Wie willst du denn das beweisen?» — «Nichts einfacher als das», antwortete die Schildkröte, «wir nehmen ein Tau, und ich wette um tausend Goldstücke, daß du nicht imstande bist, es auch nur um einen Zoll an dich heranzuziehen, wenn ich das andere Ende halte.»

«Gut — angenommen. Und ich setze tausend Goldstücke dagegen. Wir können es gleich ausprobieren.» — «Nur nicht so hitzig», entgegnete die Schildkröte. «Ich habe noch nicht gefrühstückt. Auch bin ich heute zum Mittagessen eingeladen. Mein Bruder macht Hochzeit. Aber wenn du morgen um diese Zeit hier zur Stelle sein willst, dann kann es losgehn. Vergiß nur nicht, ein Tau mitzubringen!»

Am nächsten Tag nun ging die Schildkröte erst zum Elefanten. «Hast du das Tau bei der Hand?» fragte sie. Der Elefant hatte schon ungeduldig auf sie gewartet. «Hier ist es!» antwortete er. Da wand die Schildkröte dem Elefanten das eine Tauende um das Bein und schleppte das zweite Tauende mit sich. «Warte, bis ich auf meinen Platz gegangen bin und rufe», sagte sie. Als sie so weit gekommen war, daß sich das Tau straffte, beschwerte sie das Ende mit einem Stein und ging zum Flußpferd. Das wartete auch schon ungeduldig. Sie band ihm das von ihm mitgebrachte Tau ums Bein, nahm auch davon das andere Ende mit sich und verknüpfte nun die beiden Enden mit einem festen Knoten. Dann stellte sie sich auf den Stein und rief: «Eins, zwei, drei — los!»

Der Elefant und das Flußpferd standen so weit voneinander, daß sie sich nicht sehen konnten. Jeder sah nur die Schildkröte, dachte, sie zöge am anderen Ende, und zupfte nur ein wenig mit dem Fuß, weil keiner einen großen Widerstand erwartete. Aber

so ging es nicht — das Tau rührte sich nicht von der Stelle. Sie zogen also fester und fester — umsonst. Da beide Tiere gleich stark waren, brachten sie mit aller Anstrengung das Tau nicht vom Fleck. So mühten sie sich eine Weile ab, bis ihnen der Schweiß in Bächen über die Haut rann. Da lachte die Schildkröte und sagte: «Gibst du nun zu, daß ich ebenso stark bin wie du?» Die beiden, abgemattet und erschöpft, gaben sich geschlagen, die Schildkröte band die Tauenden auseinander, steckte die gewonnenen Goldstücke ein und ging frohgemut in ihren Schlupfwinkel. Nun konnte sie ruhig schlafen, denn sie war sicher, daß es weder dem Flußpferd noch dem Elefanten jemals einfallen würde, sie anzugreifen.

Werner Eggerath

MARIA UND DIE ZEHN KOPEKEN

Nun war auch diese Nacht vorbei, die letzte Nacht vor der Abreise. Jetzt stand Maria auf dem Flugplatz, links und rechts von ihr plauderten Gruppen von Menschen. Sie sah nicht das Händeschütteln rings um sich, hörte nicht die Worte des Abschieds. Wie im Traum ging sie auf das Flugzeug zu, an dem grüßenden Piloten vorbei, stieg die Stufen hinauf. Vor ihr stand eine Frau in der blauen Uniform der Flugzeugbesatzung, einladend zeigte sie auf einen der Sitze. Wie gebannt sah Maria in das Antlitz der ersten Sowjetfrau, die ihr nach dem entsetzlichen Kriege begegnete.

Mit einer plötzlichen Bewegung nahm sie die Blumen, die ihr die Freunde zum Abschied geschenkt hatten, reichte sie der Überraschten. Nun saß Maria auf ihrem Platz und winkte durch das Fensterchen. Ja, dort, etwas abseits von der Menge stand ihr Paul. Er wollte nicht darauf verzichten, sie vom Rhein über die Zonengrenze[4] hinweg nach Berlin bis ans Flugzeug zu begleiten.

Langsam, fast unmerklich rollte das Flugzeug an. Ein leiser Stoß, der Riesenvogel hob sich. «Ich fliege», jubelte es in Maria. «Zum ersten Male in meinem Leben fliege ich, ich fliege nach Moskau.»

Leicht war es ihr, Sehnsucht, Wünsche und Hoffnungen vieler, vieler Jahre fanden in diesen Minuten ihre Erfüllung.

Kaum zehn Tage waren vergangen, seitdem der Postbote den Brief mit dem Poststempel «Berlin» gebracht hatte. Sie konnte es zuerst nicht glauben, las ihn immer wieder. Sie war eingeladen von der Gesellschaft der Freunde der Sowjetunion, sie sollte nach

[4] **Zonengrenze** — gemeint wird die Grenze zwischen der Ost-und Westzone, jetzt Deutsche Demokratische Republik und Bundesrepublik Deutschland

Moskau, mit der deutschen Delegation sollte sie den Kreml sehen, auf dem Roten Platz den Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution feiern! Immer wieder konnte sie nicht verstehen, weshalb man sie und ihre Arbeit so schätzte. Daß sie für den Frieden kämpfte, daß sie Unterschriften sammelte, daß sie ein Freund der Sowjetunion war, das war doch alles so selbstverständlich.

Langsam, zögernd war ein heißes Glücksgefühl in ihr aufgestiegen.

Dann war sie wieder ängstlich, zu viele Schwierigkeiten waren zu überwinden. Oft genug hatte man sie gewarnt, man würde ihr, der Frau des Kommunisten, keinen Paß geben und außerdem, woher sollte sie das Reisegeld nehmen, nachdem Paul wieder über zwei Monate, schon zum vierten Male in den letzten zwei Jahren, arbeitslos war.

«Haben wir nicht schon so manches gemeinsam geschafft? Das sollten wir nicht schaffen?» hatte Paul zu ihr gesagt.

Dann ging er an die Arbeit, beseitigte ein Hindernis nach dem anderen!

Nun saß sie im Flugzeug, nun flog sie ... In Gedanken hatte Maria ihre Handtasche geöffnet, ein kleines Päckchen herausgenommen und geöffnet. Eine kleine Münze, ein Zehnkopekenstück, und eine sechseckige Blechmarke lagen vor ihr. Maria lächelte — welch eine Wandlung seit damals. Jetzt reiste sie mit dieser winzigen Münze, die ihr einmal wie ein Gruß treuer Freunde neue Kraft gab, in deren Heimat zurück.

Sie sah den kleinen fünfzackigen Stern, der damals in der Nacht des ersten Weltkrieges aufging und wie die Hoffnung vieler Millionen Menschen rund um den Erdball wuchs.

Plötzlich fuhr Maria auf und sah sich um. Hatte jemand gerufen? Nein, von dem gegenüberliegenden Sitz beugte sich jemand vor, eine kräftige Hand reichte ihr einen Apfel. «Eine kleine Probe, bitte. Er kommt aus dem Kaukasus, aus den tiefen Tälern.»

Das Gesicht ihres Gegenübers nahm einen erstaunten und belustigten Ausdurck an, als er die Münze in Marias Hand erblickte. «Sie haben vorgesorgt, haben Geld mitgenommen. Das ist nicht notwendig. Sie werden keinen Mangel haben.»

Sie wollte erwidern, doch da hatte der andere schon die Blechmarke mit der Zahl siebzehn erblickt. Verwundert schaute er Maria an.

«Das ist kein Geld, das ist ...» Er unterbrach sich. «Darf ich es einmal anschauen?»

Etwas verwirrt reichte Maria die beiden Metallstücke. Sie sah erstaunt, wie ihr Nachbar das Blechstück aufmerksam untersuchte. Jetzt sah er Maria an, Unruhe sprach aus seinen blauen Augen.

«Woher haben Sie dies? — Woher haben Sie das?» Die Frage wurde dringender.

Maria fand keine Antwort. In Gedanken erinnerte sie sich an diese schwere Zeit, als diese kleine Münze und die Blechmarke zu ihr kamen.

Sie sah sich an der Maschine stehen, in diesem schrecklichen Betrieb, wo die Thermometer auf sechzig Grad kletterten. Ein kalter Schauer lief ihr über den Rücken, als sie an das Fließband dachte und an das hämische Gesicht des Faschisten, der den Betrieb leitete. Man hatte sie in diesen gefürchteten Betrieb geschickt, sie, die Frau des bekannten Kommunisten, der jetzt hinter den Gittern saß. Sie hatte Tag für Tag den Weg in diese Hölle angetreten, bis sie zusammenbrach. Dann waren die Genossen gekommen, hatten ihr auf vielen Umwegen Brot gebracht, für sie und für die beiden Kinder. Viele Wochen lag sie teilnahmslos, doch das Leben forderte zuletzt doch sein Recht.

Als sie wieder am Schalter des Arbeitsamtes stand, blinzelte der Mann ihr heimlich zu und drückte ihr einen Schein in die Hand, eine Zuweisung an eine neue Arbeitsstelle.

Am nächsten Tag stand sie am Schalter des Kontors in der großen Getreidemühle am Rheinhafen. Sie hatte das Glück, Arbeit zu bekommen. Nun saß Maria in einer Ecke des großen Lagerraumes. Ringsumher türmten sich die leeren Säcke. Sie kamen aus Frankreich, Holland, Belgien, Polen, aus all den Ländern, wo die Armeen Hitlers die Lager ausgeplündert hatten.

Nun sollten diese Säcke neues Mehl aufnehmen. Draußen standen die Waggons mit dem goldenen Weizen der Ukraine und dem schweren Roggen Weißrußlands . . .

Der Mann ihr gegenüber hielt noch immer das Blechstück mit der Nummer siebzehn, auch seine Gedanken waren irgendwo anders.

«Können Sie mir nicht sagen, woher Sie diese Marke haben?» Seine Stimme hatte jetzt einen warmen Klang.

«Ich interessiere mich sehr dafür, diese Marke stammt aus meinem Betrieb, aus dem großen Getreidespeicher bei Gorki. Sehen Sie, hier, das ist der Name unserer staatlichen Gesellschaft für Handel mit Brotgetreide, — hier ist das Zeichen unseres Betriebes, und diese Nummer hatte mein Freund, er war Maschinenmeister, er blieb in der großen Schlacht vor Moskau.

Eine solche Kontrollmarke hatte jeder von uns, sie wurde abgegeben, wenn wir bestimmte Schlüssel oder Instrumente in der Verwaltung abholten.»

Jetzt hatte sich Maria gefunden, fand Worte, erzählte stockend, immer wieder ihre Gedanken sammelnd, die Geschichte der zehn Kopeken.

Der Mann lauschte gespannt.

Es war an einem Sonntagsmorgen. Da wurde plötzlich die Tür

aufgerissen, auf der Schwelle stand Hedwig, deren Mann seit zwei Monaten verhaftet war.

«Hast du die Nachrichten gehört, Maria?» Sie rief es atemlos, ihre Augen flackerten vor Aufregung. «Jetzt ist es soweit, sie haben die Sowjetunion überfallen!»

Maria hatte sich in Erwartung eines neuen Unheils schwer auf den Tisch gestützt. Überfall auf die Sowjetunion, Überfall trotz Nichtangriffspakts.

«Mut, Hedwig, mutig müssen wir sein, stark müssen wir sein, wir haben allen Grund zur Hoffnung, trotz alledem», sagte Maria.

Die Tage, die nun folgten, waren sehr aufregend.

Als Maria abends in ihrer Küche saß, verschwammen die Buchstaben der Zeitung vor ihren Augen, schwer lag ihr das Herz in der Brust.

«Armeen vernichtet; 300 000 Gefangene; im brennenden Wald eingeschlossen; 100 000 Gefangene; Vormarsch 300 Kilometer; unaufhaltsamer Siegeszug.»

Da hörte sie die Stimme ihres Jungen: «Sie lügen! Verlaß dich darauf, Mutter, sie lügen, wenn sie sagen, daß sie in vierzehn Tagen in Moskau sind. Glaub ihnen nicht! Weißt du, der Lehrer hat heute den Vormarsch erklärt und mich dabei angesehen und schadenfroh gesagt, daß jetzt Schluß mit den Kommunisten gemacht werden würde. Ich glaube ihnen nicht, ich weiß, daß Vater recht hat.»

Maria stand auf, ging an ihre Arbeit, öffnete das Säckchen mit den Abfällen, die sie ab und zu an der Reinigungsmaschine bekommen hatte.

Fast mechanisch lasen ihre Hände die Erbsen, Linsen und Wicken aus, die beim Reinigen des sowjetischen Getreides durch die Maschine aussortiert wurden. Unwillkürlich richtete sie sich auf, wandte sich ihrer Arbeit zu.

Da zuckte ihre Hand, die mechanisch die Arbeit verrichtete. Maria stutzte, beugte sich vor, wagte ihren Augen nicht zu trauen. Da, zwischen allerlei Abfällen, blinkte etwas.

«Franz, schau!» rief sie.

Da war der Junge schon um den Tisch herumgeeilt. Seine flinken Finger schoben den Staub beiseite. Jetzt lag die kleine Münze in seiner Hand.

«Mutter», flüsterte er erregt, «Geld, Geld aus Rußland. Und Hammer und Sichel hier, ganz klein darüber ein Stern! Der Sowjetstern.»

«Es ist ein Gruß, Franz, der Genossen — und — eine Mahnung.»

Draußen, auf der Straße, ertönte wieder der verhaßte Lautsprecher, brachte neue Siegesmeldungen, aber Maria erschrak nicht mehr, der lähmende Druck auf ihrem Herzen war gewichen. In ihrem schmalen Gesicht stand ein neuer, ein fester Zug.

Es war, als wenn eine Stimme ruhig und bestimmt sagte:

«Wir sind da und wir bleiben da, und der Sieg wird unser sein!»

Maria schwieg, sie hatte schon lange vergessen, daß sie einem Unbekannten ihre eigene Geschichte erzählte und nicht die der zehn Kopeken. Der hatte sich weit vorgebeugt, um kein Wort der Frau zu verlieren. «Es war die Marke Saschas, meines besten Freundes, er trug sie immer in seiner Hosentasche. Alles haben wir abgesucht, damals, als er sie verlor.»

Jetzt begriff Maria, nicht die Münze, die Blechmarke war es, die ihn so interessierte, eine Erinnerung war damit verbunden, ein schweres Erleben. Sie sagte wie entschuldigend: «Nein, die fanden wir einige Wochen später, wußten nicht, woher sie kam, aber der Junge bestand darauf, daß ich sie mit dem Geldstück, das ich in dieser schrecklichen Stunde fand, aufbewahrte.»

«Sie war von Sascha», wiederholte der Mann, «von Alexander Nikolajew, — als er fiel, war er 31 Jahre alt.»

Er sah starr vor sich, doch dann richtete er sich auf, lächelte verlegen. «Wir haben alle geblutet, aber so ist es, alles Neue, alles Gute wird im Schmerz geboren, auch das neue Leben.

Ich werde Ihre Geschichte in unserem Betrieb erzählen, werde sie für die Wandzeitung aufschreiben. Die werden staunen, wenn ich ihnen erzähle, wie Saschas Marke gewandert ist und wo ich sie fand.»

«Sie sollen sie haben», sagte Maria, «sie gehört Ihnen.»

«Nein», rief der Unbekannte, «nein, Sie sollen sie selbst hinbringen in unseren Betrieb, und Finderlohn müssen Sie haben.»

Christian Fürchtegott Gellert

DER KUCKUCK

Der Kuckuck sprach mit einem Star,
Der aus der Stadt entflohen war.
Was spricht man, fing er an zu schreien,
Was spricht man in der Stadt von unsern Melodeien[5]?
Was spricht man von der Nachtigall?
«Die ganze Stadt lobt ihre Lieder.»
Und von der Lerche? rief er wieder.
«Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall.»
Und von der Amsel? fuhr er fort.
«Auch diese lobt man hier und dort.»
Ich muß dich doch noch etwas fragen:
Was, rief er, spricht man denn von mir?

[5] **Melodeien** — alte Form für «Melodien»

«Das», sprach der Star, «das weiß ich nicht zu sagen;
Denn keine Seele red't von dir.»
So will ich, fuhr er fort, mich an dem Undank rächen
Und ewig von mir selber sprechen.

Johann Peter Hebel

DER KLUGE RICHTER

Ein reicher Mann hatte eine größere Geldsumme, welche in ein Tuch eingenäht war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt und bot dem ehrlichen Finder eine Belohnung von hundert Talern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann dahergegangen. «Dein Geld habe ich gefunden. Dies wird's wohl sein! So nimm dein Eigentum zurück!» So sprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes. Der andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verlorenes Geld wieder hatte. Er zählte das Geld und dachte unterdessen geschwind nach, wie er den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte. «Guter Freund», sprach er dann, «es waren eigentlich achthundert Taler in dem Tuch eingenäht. Ich finde aber nur noch siebenhundert Taler. Ihr habt wahrscheinlich eine Naht aufgetrennt und Eure hundert Taler Belohnung schon herausgenommen. Da habt Ihr wohl daran getan.[6] Ich danke Euch.» Das war nicht schön. Aber wir sind auch noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten und Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem seine Ehre wichtiger war als die hundert Taler, versicherte, daß er das Päckchen so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie er's gefunden habe. Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestanden auch hier noch auf ihrer Behauptung, der eine, daß achthundert Taler eingenäht gewesen seien, der andere, daß er von dem Gefundenen nichts genommen habe. Da war guter Rat teuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die schlechte Gesinnung des andern im voraus zu kennen schien, ließ sich von beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben und sagte dann: «Wenn der eine von euch achthundert Taler verloren, der andere aber nur ein Päcklein mit siebenhundert Talern gefunden hat, so kann auch das Geld des letztern nicht das sein, auf welches der erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück und behältst es, bis der kommt,

[6] **Da habt ihr wohl daran getan** — Ihr habt richtig gehandelt; das war richtig

welcher nur siebenhundert Taler verloren hat. Und dir da weiß ich keinen andern Rat, als du geduldest dich, bis derjenige sich meldet, der deine achthundert Taler findet.» So sprach der Richter, und dabei blieb es.

Johann Peter Hebel

DER GEHEILTE PATIENT

Reiche Leute haben manchmal auch allerlei Laster und Krankheiten auszustehen, von denen gottlob der arme Mann nichts weiß; denn es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern und in den weichen Sesseln und seidenen Betten, wie jener reiche Amsterdamer, von dem hier die Rede sein soll, ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnsessel und rauchte Tabak, wenn er nicht zu faul dazu war, oder er schaute zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal: «Ist's draußen windig, oder schnauft der Nachbar so?» Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter Langeweile, bis zum Abend, so daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhörte und wo das Abendessen anfing. Nach dem Abendessen legte er sich zu Bett und war so müde, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so aussah wie ein großes Faß. Essen und Schlaf wollten ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank; wenn man ihn aber selber hörte, so hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Ärzte, die es in Amsterdam gab, mußten ihm raten. Er verschluckte ganze Eimer voll Mixturen und ganze Schaufeln voll Pulver und Pillen, und man nannte ihn zuletzt scherzweise nur die zweibeinige Apotheke. Aber es half ihm nichts, denn er lebte nicht, wie ihm die Ärzte befahlen, sondern sagte: «Zum Teufel! Wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich leben soll wie ein Hund und der Doktor mich für mein Geld nicht gesund machen will?»

Endlich hörte er von einem Arzt, der 100 Stunden von Amsterdam wohnte, der sei so geschickt, daß die Kranken gesund würden, wenn er sie nur recht anschaue. Sogar der Tod gehe ihm aus dem Wege, wo er sich sehen lasse.

Zu diesem Arzte faßte der Mann Zutrauen und schrieb ihm von seinem Zustand. Der Arzt merkte bald, was ihm fehlte, nämlich nicht Arznei, sondern Mäßigkeit und Bewegung, und

sagte: «Wart', dich will ich bald kurieren!»[7] Deswegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: «Guter Freund, es steht schlimm mit Euch; doch wird Euch zu helfen sein, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein böses Tier im Leibe, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber erstens dürft Ihr nicht fahren oder reiten, sondern müßt zu Fuß herkommen, sonst schüttelt Ihr den Lindwurm, und er beißt Euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei.

Zweitens dürft Ihr nicht mehr essen als zweimal am Tage einen Teller voll Gemüse, mittags ein Bratwürstlein dazu und abends ein Ei, am Morgen aber ein Fleischsüppchen. Was Ihr mehr eßt, davon wird nur der Lindwurm größer, so daß er Euch die Leber zerdrückt und Ihr in kurzer Zeit ein toter Mann seid. Dies ist mein Rat, und wenn Ihr mir nicht folgt, so werdet Ihr im nächsten Frühjahr den Kuckuck nicht mehr schreien hören. Tut, was Ihr wollt!»

Als der Patient so mit sich reden hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel schmieren und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doktor befohlen hatte. Den ersten Tag ging er so langsam, daß eine Schnecke hätte sein Vorreiter sein können, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, zertrat er es. Aber schon am zweiten und dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nicht so lieblich gesungen hätten, und der Tau schien ihm so frisch, und die Mohnblumen im Korn so rot; und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus, und er auch; — und alle Morgen war es schöner, und er schritt leichter und munterer dahin. Als er am achtzehnten Tage in der Stadt des Arztes ankam und den anderen Morgen aufstand, war ihm so wohl, daß er sagte: «Ich hätte zu keiner unpassenderen Zeit gesund werden können als jetzt, wo ich zum Doktor soll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste oder in der Herzgrube brennte!» Als er zum Doktor kam, nahm ihn der bei der Hand und sagte ihm: «Jetzt erzählt mir denn noch einmal, was Euch fehlt.» Da sagte er: «Herr Doktor, mir fehlt gottlob! nichts, und wenn Ihr so gesund seid wie ich, so soll's mich freuen.» Der Doktor sagte: «Das hat Euch ein guter Geist geraten, daß Ihr meinem Rat gefolgt seid. Der Lindwurm ist jetzt abgestorben, aber Ihr habt noch Eier im Leibe. Deswegen müßt Ihr wieder zu Fuß heimgehen und daheim fleißig Holz sägen und wenig essen, damit die Eier vernichtet werden; so könnt Ihr ein alter Mann werden.» So sprach er und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte: «Herr Doktor, Ihr seid ein feiner Mann und ich verstehe Euch

---

[7] **kurieren** — heilen

wohl.» Er ging, wieder zu Fuß, nach Hause, lebte fortan streng nach des Arztes Vorschrift und blieb bis an sein Lebensende gesund wie ein Fisch im Wasser. Er wurde 87 Jahre und 4 Monate alt.

Willi Bredel

DIE VÄTER

(Auszug)

Carl Brenten erhielt in den Maitagen des Jahres 1908 einen schwarz umränderten Brief, der ihn nicht wenig aufregte.

Seine Schwester Dora war gestorben, und Mimi, seine älteste Schwester, teilte es ihm mit... «So ist denn unsere innigst geliebte Schwester Dora am Montag, dem 25. Mai, sanft entschlummert... Sie hat Dir ihren Mahagonisekretär[8], ein Erbstück ihres seligen Adolf Becker, vermacht... Sie wohnte zuletzt am Venusberg Nummer 7, Hinterhauseingang, vierte Etage...»

Und kein Wort von Vermögen. Carl Brenten fürchtete Verrat. Dora Becker hatte in dem Ruf gestanden[9], Reichtümer verborgen zu halten. Als nach dem Tode ihres Mannes die Geschwister die Verwitwete wieder an sich heranziehen wollten, hatte Dora alle Annäherungsversuche zurückgewiesen. Darauf war schnell das Gerücht entstanden, der Verstorbene habe ihr ein großes Vermögen hinterlassen, das sie allein besitzen wolle. Auch als Dora Becker in einem Vergnügungslokal eine Anstellung als Garderobenfrau angenommen hatte, hörten die Gerüchte von ihrem Reichtum nicht auf, im Gegenteil, wie oft schon hatte man gelesen, daß schwerreiche Frauen sich arm stellten und sogar bettelten, dabei ihren Schatz geizig hütend. Von diesen Gerüchten wußte auch Carl Brenten, und er fürchtete, daß die übrigen Geschwister sich bereits das Vermögen gesichert hatten, ihm aber nur ein altes Möbelstück geben wollten. Jedenfalls beschloß er, schnellstens den Mahagonischreibtisch wegzuholen. Vielleicht hatte er Goldsucherglück und fand etwas Wertvolles in den Schubfächern.

Am darauffolgenden Nachmittag machte er sich frei, um sein Erbstück vom Venusberg holen zu können. Eine Karre hatte er gemietet, sein Sohn durfte sich daraufsetzen, während er sie durch die Straßen am Hafen zum Venusberg schob.

Die Frau des Hausverwalters begrüßte ihn und teilte ihm mit, daß nur noch der Schreibtisch in der Wohnung stünde, alle anderen Möbelstücke hätten die Erben bereits weggeschleppt. Sie habe den Tisch gut verschlossen und den Schlüssel weggenommen, damit nicht Fremde seinen Inhalt durchstöberten. «So war's doch

[8] **Mahagonisekretär** — Schreibtisch aus Mahagoniholz
[9] **sie hatte in dem Ruf gestanden** — man hatte von ihr gesprochen

recht?» — «Das war vernünftig, liebe Frau», bestätigte der Erbe und drückte ihr einen Taler in die Hand, was sie noch gesprächiger machte.

In der halbfinsteren Wohnung des uralten Hinterhauses sah es wüst aus. Verschmierte Tapeten hingen in Fetzen von den Wänden. Von der Decke war der Kalk abgebröckelt, und in der stockdunklen Küche kam das Strohgeflecht der Decke zum Vorschein. Der Boden war besät mit Papierresten und Scherben zerbrochener Tassen, Vasen und Nippsachen. In dem sogenannten Wohnzimmer, einem schmalen, höchstens drei Meter langen Raum, stand der Schreibtisch, Carl Brentens Erbstück. Es war ein Sekretär, wie er im vergangenen Jahrhundert modern gewesen war. Die Schlösser an den Schubfächern waren herausgebrochen. Die Rückwand hatte durch Feuchtigkeit gelitten. Aber das Mahagoniholz war nicht wertlos; man brauchte den Sekretär nur aufarbeiten zu lassen, um ihn dann leicht an Liebhaber verkaufen zu können.

Carl Brenten war still, ein wenig schuldbewußt. Hier hatte nun seine Schwester Dora viele Jahre gewohnt, und niemand, auch er nicht, hatte sich um sie gekümmert. Offenbar war sie doch nicht reich gewesen. Wie hatte sie gelebt? Wie war sie gestorben?

Brenten begann mit aufgeregten Händen den Schreibtisch zu öffnen. Er enthielt auf jeder Seite drei kleine Schubfächer und in der Mitte ein längliches. Als wenn er sich an ein Geheimnis machte, zog Brenten vorsichtig eines der Fächer heraus. Es lagen Papiere, Photographien, Pillen, billige Nadeln darin, nichts wertvolles. Auch die anderen Fächer enthielten nichts von Wert. Eine chinesische Dose, bemalt mit einem rotgoldenen Drachen, erregte Brentens Aufmerksamkeit. Sie enthielt ein blaugraues Pulver; Carl Brenten roch daran. Es roch nach nichts. «Ob das Pfeffer ist?» überlegte er, beleckte seinen Zeigefinger und stippte ihn hinein. Es schmeckte nach gar nichts. Pfeffer war es auch nicht. Er stellte die Dose wieder ins Fach, kramte in den übrigen Laden herum, ohne auf den erwarteten wertvollen Fund zu stoßen, den er immer noch zu entdecken hoffte. Endlich entschloß er sich, zu Hause eine gründlichere Untersuchung vorzunehmen.

Nach vieler Mühe war es gelungen, den Schreibtisch in Brentens Wohnung zu schaffen. Aber Nachbar Bollers half, und beide Männer erholten sich nach getaner Arbeit bei mehreren Seideln Bier von den Anstrengungen.

Als Carl Brenten zurückkam, machte er sich wieder über den Inhalt des Schreibtisches her. Jedes Papier, jedes Bild, jede Dose — alles wurde sorgfältig untersucht. Um ihn herum stand die ganze Familie: seine Frau, Walter und Edmond Hardekopf. Was durch Brentens Hände gegangen war, bekam Frieda, seine Frau, zur Nachkontrolle.

«Was ist denn da drin?» fragte sie, auf die geöffnete chinesische Schachtel zeigend.

«Keine Ahnung», brummte er. «Riecht und schmeckt nach gar nichts.»

In einem der großen Schubfächer fanden sie eine alte Holzkassette mit Briefen. Es waren Briefe und Notizen des längst verstorbenen Adolf Becker, Kalkulationen und Aufzeichnungen und dergleichen mehr.

«Na, dazu gehört ja auch ein Gemüt, so etwas zwischen all dem Plunder aufzubewahren», bemerkte Frieda, in einem der Papiere lesend.

«Was aufzubewahren», fragte er rasch, in der Hoffnung, endlich Nennenswertes gefunden zu haben.

«Hier steht — das hat sie gewiß selbst geschrieben —, und die chinesische Dose enthält die Asche meines geliebten Adolf' . . .»

Carl Brenten wich jeder Blutstropfen aus dem Gesicht, die Augen schienen ihm aus dem Kopf kollern zu wollen; er wankte, hielt sich am Schreibtisch fest. Plötzlich erbrach er das Bier samt dem übrigen Mageninhalt und röchelte wie ein Sterbender . . .

Vier Tage lag er im Bett, verfluchte seine verstorbene Schwester Dora und das Erbstück.

Frau Hardekopf kam ihn besuchen. Nachdem sie und ihre Tochter über den Ausspruch Walters: «Papa hat von Onkel Adolf genascht» mit Taschentüchern vor dem Mund gelacht hatten, nahm sich die alte Hardekopf zusammen und trat ernst und feierlich ins Schlafzimmer, ihren Schwiegersohn zu begrüßen.

Der bemerkte deutlich die Tränenspuren in den Gesichtern der Frauen und war tief gerührt über eine solche Anteilnahme.

DIE SCHILDBÜRGER

WIE DIE SCHILDBÜRGER ZU IHRER NARRHEIT KAMEN

In dem großen Königreich Utopia[10] liegt das Bauernstädtchen Schilda.

Der erste Bürger von Schilda war ein weiser Mann. Er erzog seine Kinder sorgfältig und deshalb wurden sie klüger und besser als alle anderen Menschen. Und bald sprach man überall in der Welt von der hohen Weisheit der Schildbürger.

Aus den fernsten Gegenden kamen Gesandte nach Schilda: sie wollten sich von den Schildbürgern in schwierigen Sachen Rat holen. Die Ratschläge brachten der Stadt meist großen Nutzen, denn die Schildbürger bekamen von den Fremden viel Gold, Sil-

[10] **Utopia** — Wunschland (nach dem Roman «Utopia» von Thomas Morus)

ber und Edelsteine. Zuletzt wollte jedes Land einen Schildbürger immer bei sich haben, um sich mit ihm zu beraten.

Sehr viele Schildbürger verließen die Stadt und zogen als Ratgeber in ferne Länder. Fast niemand blieb mehr in der Heimat. Zu Hause waren jetzt nur die Frauen, aber sie konnten nicht alle schwere Arbeit tun. Die Stadt verarmte.

Schließlich schrieben die Schildbürgerinnen an ihre Männer folgenden Brief:

«Wir, die ganze weibliche Gemeinde von Schilda, senden euch, unseren getreuen Männern, unsern Gruß. Ihr seid schon sehr lange fort, und wir sind deshalb in großen Sorgen. Das Feld liegt brach, das Vieh verwildert, die Kinder gehorchen nicht. Deshalb erinnern wir euch an eure Pflichten und bitten euch: Denkt an uns und an eure Kinder! Kommt nach Hause! Zu Hause könnt ihr in Freiheit und Ruhe leben und mit Frau und Kind, Freunden und Verwandten fröhlich sein. Dabei könnt ihr auch fremden Leuten nützen. In wichtigen Fällen werden sie zu euch kommen. Wir hoffen also, daß ihr sofort nach Hause kommt.»

Die Schildbürger verabschiedeten sich nun von ihren Herren und kamen nach Hause. Hier fanden sie eine große Unordnung in allen Sachen. Nun wollten sie selbst nicht mehr aus Schilda fortgehen: Sie versammelten sich und berieten über die Frage: «Wie können wir uns bei den fremden Fürsten und Herren unbeliebt machen?»

Da meldete sich ein alter Schildbürger und sprach:

«Der einzige Grund unseres Unglücks ist unsere hohe Weisheit. Deshalb kann uns nur Torheit helfen. Kluge Leute ruft man in ferne Länder, dumme dürfen zu Hause bleiben. Also müssen wir die dümmsten Streiche machen. Dann werden uns die fremden Herren in Ruhe lassen.»

Die Schildbürger befolgten den Rat des weisen Mannes und trennten sich von ihrer Weisheit.

WIE DIE SCHILDBÜRGER DAS BAUHOLZ FÜR IHR NEUES RATHAUS HERBEISCHAFFTEN

Zuerst wollten sie für ihre Narrheit gemeinsam ein neues Rathaus bauen. Sie zogen alle in den Wald und fällten Bäume für Bauholz.

Der Wald lag in einem Tal jenseits des Schildaer Berges. Die Schildbürger schleppten die Baumstämme mit großer Mühe den Berg hinauf und zogen sie dann auf der andern Seite mit ebenso großer Mühe den Berg hinab nach Schilda. Beim Hinabziehen des letzten Baumstammes rissen die Stricke, der Stamm rollte von selbst hinab zu den anderen Stämmen.

«Wir sind doch rechte Narren», sprachen da die Schildbürger.

«Wieviel Mühe kostete uns das Herunterschleppen der Stämme; dabei rollen sie ja von allein ganz leicht ins Tal.»

«Das können wir ja gutmachen», rief ein anderer. «Wir schieben einfach die Bauhölzer noch einmal hinauf, dann können sie von allein wieder herunterrollen. Das Zusehen wird uns Vergnügen machen und uns für die Mühe belohnen.»

Dieser Vorschlag gefiel den Schildbürgern. Sie zogen alle Stämme mit großer Mühe wieder auf den Berg, nur den letzten ließen sie zum Dank für seine Klugheit liegen. Alle Baumstämme rollten nun den Berg hinab, und die Schildbürger hatten ihre Freude daran. Sie gingen fröhlich in die Stadt zurück und feierten ihre neue Weisheit auf Kosten der Stadt im Wirtshause.

WIE DIE SCHILDBÜRGER DAS TAGESLICHT FÜR IHR RATHAUS EINSAMMELTEN

Mit großem Eifer fingen nun die Schildbürger ihren Bau an. Bald standen die drei Grundmauern da: das Rathaus sollte dreieckig sein. Danach machten sie das Dach.

Nun gingen sie ins Rathaus, konnten aber nichts sehen.

«Warum ist es hier stockfinster?» fragten sie einander.

Sie gingen wieder hinaus und betrachteten draußen das Rathaus, fanden aber alles in Ordnung. Aber sie bedachten nicht, daß das Rathaus keine Fenster hatte.

Am nächsten Ratstag versammelten sich die Schildbürger und berieten über die Frage: «Wie bringen wir das Tageslicht in unser Rathaus?»

Ein Bürger wußte Rat.

«Wir bringen ja Wasser in einem Eimer ins Haus», sprach er. «Also können wir auch das Licht in Säcken ins Rathaus bringen.»

Diesen klugen Vorschlag wollten die Schildbürger sofort befolgen. Sie schafften Schaufeln, Heugabeln, Kessel und Säcke herbei und gingen ans Werk. Die Säcke machten sie auf und ließen die Sonne hineinscheinen. Dann banden sie die Säcke zu, liefen mit ihnen ins Rathaus und schütteten dort das Licht wieder aus. Die anderen luden das Licht mit Schaufeln und Heugabeln in Körbe oder Kessel. Manche gruben es mit Spaten aus der Erde hervor. Der Klügste fing das Licht in einer Mausefalle ein.

Die Sonne schien lange, und sie arbeiteten mit größtem Eifer. Endlich sahen sie, daß ihre ganze Mühe nichts half. Sie beendeten die Arbeit und gingen wieder ins Wirtshaus.

WIE DAS RATHAUS DER SCHILDBÜRGER FENSTER BEKAM

Im Wirtshaus aber saß ein fremder Wandersmann, der fragte die Schildbürger:

«Ihr wart ja heute so fleißig! War eure Arbeit erfolgreich?»

Sie sprachen:

«Wir wollten das Tageslicht in unser Rathaus bringen, aber wir konnten nichts ausrichten.»

Da sagte der Wandersmann:

«Ich kann euch einen guten Rat geben.»

Die Schildbürger schöpften Hoffnung. Sie bewirteten den Fremden und versprachen ihm einen hohen Lohn.

Am nächsten Tag führte der Fremde die Schildbürger vor das Rathaus und sagte:

«Nehmt die Dachziegel fort, dann habt ihr den Tag in eurem Rathaus.»

Die Schildbürger nahmen das Dach fort und konnten nun ihr Rathaus benutzen. Der Fremde erhielt für seinen guten Rat eine hohe Summe und verließ schnell die Stadt.

Den ganzen Sommer hatten die Schildbürger Glück, denn es regnete keinmal während der Ratssitzungen. Im Herbst aber mußten sie das Gebäude wieder unter Dach bringen, und nun war es im Rathaus so finster wie früher. Die Schildbürger zerbrachen sich den Kopf, aber niemand wußte Rat. Da sah einer zufällig, daß durch eine Mauerritze Licht hereinschien.

«Halt!» rief er, «nun weiß ich den Grund. Wir haben ja keine Fenster! So dumm dürfen auch die Dümmsten nicht sein.»

Nun gingen den Schildbürgern die Augen auf, und jeder wollte sein eigenes Fenster haben. Sie durchbrachen überall die Mauern und hatten endlich helles Tageslicht in ihrem Rathaus.

WIE DIE SCHILDBÜRGER EINEN OFEN FÜR IHR RATHAUS SETZTEN

Nun bauten die Schildbürger ihr Rathaus innen aus und richteten zuerst drei Zimmer ein: eine Witzstube, eine Schwitzstube und eine Badestube.

Inzwischen wurde es Winter. Am ersten kalten Tag brachten die Ratsherren jeder sein eigenes Scheit Holz und wollten die Zimmer heizen. Aber nun war kein Ofen da, ja es gab sogar keinen Platz für den Ofen. Wo sollte man nun den Ofen setzen?

«Setzt den Ofen draußen hinter das Fenster!» rief ein Schildbürger. «Dann schaut er zum Fenster herein und kann mitstimmen.»

Sein Rat gefiel allen Ratsherren, aber einer rief:

«Da geht ja die Wärme zum Ofen hinaus, und die Stube bleibt kalt.»

«Dafür weiß ich Rat», sprach ein anderer: «Ich schenke der Gemeinde mein altes Netz. Das Netz hängen wir vor die Ofentür. Dann kann die Hitze nicht aus dem Ofen dringen, und wir haben eine warme Stube.»

Mit diesem weisen Vorschlag waren alle Schildbürger zufrieden. Sie setzten den Ofen vor das Fenster und hängten das Netz vor die Ofentür, aber die Stube blieb eiskalt, und die Ratsherren froren sehr.

WIE DIE SCHILDBÜRGER SALZ SÄTEN

Im folgenden Jahr wählten die Schildbürger einen neuen Rat. Die neuen Ratsherren wollten für die Stadt Vorräte von Lebensmitteln haben. Insbesondere wollten sie sich mit Salz versorgen. Sie hatten nämlich kein eigenes Salz und konnten damals kein Salz im Auslande kaufen, denn in allen Nachbarländern war Krieg.

Nach langer Beratung faßten sie den folgenden Beschluß: «Das Salz ist dem Zucker ganz ähnlich, der Zucker aber wächst auf dem Felde. Man sagt außerdem: ein Salzkorn; ebenso sagt man: ein Weizenkorn. Also ist das Salz eine Feldfrucht. Deshalb beschließt der wohlweise Rat, die Gemeinde soll nun auf einem großen Feld Salz säen. Dann wird Schilda eigenes Salz ernten und von niemand abhängig sein.»

Die Schildbürger besäten nun ein großes Feld mit Salz aus ihren Vorräten. Sie hofften auf eine reiche Ernte. Nach kurzer Zeit grünte der Acker und bedeckte sich mit Unkraut. Die Schildbürger aber hielten es für Salzkraut. Sie gingen jeden Tag aufs Feld hinaus und sahen sich schon in ihren Träumen als reiche Salzhändler.

Einmal rupfte ein Schildbürger etwas von dem Salzkraut aus und kostete davon. Es waren aber Brennesseln, und sie bissen ihn schmerzhaft auf der Zunge. Aber gerade deshalb freute sich der Mann.

«Das Salz wird recht scharf sein», dachte er. Vor Schmerz und Freude rannte er auf und ab und schrie mit heller Stimme:

«Es ist Leckerwerk! Leckerwerk ist es!»

Dann lief er nach Schilda zurück, versammelte alle Schildbürger und erfreute sie mit der guten Nachricht:

«Das Kraut ist schon sehr scharf, es beißt schon auf der Zunge. Es ist also gewiß ein recht gutes Salz.»

Endlich kam die Erntezeit. Die Schildbürger fuhren auf großen Wagen nach dem Acker. Sie wollten das Salzkraut mit Sicheln schneiden und auf den Wagen heimfahren. Es war aber sehr scharf und verbrannte ihnen die Hände. Deshalb konnten sie es nicht mähen und mußten es auf dem Felde lassen. Nun blieben sie ganz ohne Salz, denn ihr vorjähriger Salzvorrat war zu Ende.

WIE DIE SCHILDBÜRGER IHRE BEINE VERLOREN UND WIEDERFANDEN

Die Schildbürger machten an einem schönen Sommertag einen Ausflug. Unterwegs aßen und tranken sie nach Herzenslust. Darauf lagerten sie sich auf einer schönen Wiese und sangen. Zuletzt lagen sie alle durcheinander. Abends wollten sie wieder aufstehen, aber niemand konnte im Dunkeln seine Beine unterscheiden, denn die Schildbürger trugen alle gleiche Hosen. So blieben sie hilflos liegen.

Da ritt zufällig ein Fremder vorbei. Sie baten ihn um Hilfe.

Der Reiter stieg ab, schnitt sich einen schweren Ast vom nächsten Baum und schlug damit den Schildbürgern auf die Beine. Nun sprangen alle vor Schmerz auf, und jeder hatte plötzlich seine eigenen Beine wieder.

Die Schildbürger belohnten den Reiter mit einer hohen Geldsumme. Von nun an wollten sie mit ihren Beinen vorsichtiger sein.

WIE DIE SCHILDBÜRGER TAUSCHHANDEL TRIEBEN

Anfangs machten die Schildbürger ihre Dummheiten aus Weisheit, sie wollten für dumm gelten, denn nur so konnten sie ruhig zu Hause bleiben und für ihr eigenes Wohl sorgen. Aber das Sprichwort sagt: «Die Gewohnheit ist die zweite Natur.» Und so machten sie mit der Zeit ihre Dummheiten aus richtiger Torheit. Davon hatten sie großen Schaden.

Einst saßen zwei Schildbürger beim Wein.

«Wißt Ihr», sagte einer, «man sagt, der Tauschhandel bringt viel Gewinn. Ich will auch etwas austauschen, aber ich weiß nicht was und mit wem.»

«Auch ich will etwas verdienen», antwortete der andere. «Ich tausche gern etwas mit Ihnen aus. Aber was können wir tauschen?»

Sie bedachten sich lange. Zuletzt sagte der erste:

«Ich schlage vor, Ihr gebt mir Ihr Haus und bekommt meines dafür.»

«Schön, wir tauschen also unsere Häuser», stimmte der andere zu. «Wie schicke ich Ihnen aber mein Haus? Ich wohne ja auf dem Berg und Ihr im Tal.»

«Ei, das macht nichts», erwiderte der erste. «Brecht Ihr Haus ab und fahrt es stückweise ins Dorf hinab. Ich aber tue dasselbe, und fahre mein Haus zu Ihnen hinauf.»

Auf diese Weise tauschten beide ihre Häuser aus und hatten großen Schaden.

WIE DER SCHILDAER SCHULTHEIß SEINE KUH VERLOR

In Schilda stand vor einem alten Bau eine Mauer. Die Schildbürger wollten sie abbrechen und die Steine verwenden. Sie gingen hin und besichtigten die Mauer.

«Ei, seht nur», rief ein Schildbürger, «auf der Mauer wächst ja schönes, langes Gras!»

«Das darf nicht nutzlos verkommen», meinte ein anderer, «wir müssen es abmähen.»

«Das ist sehr gefährlich», erklärte ein dritter. «Die Mauer ist zu hoch. Wir werden gewiß hinunterfallen.»

«Wir können das Gras mit einem Pfeil herunterschießen», sprach der Klügste.

Aber der Schultheiß meinte:

«Das dauert zu lange. Das Vieh wird das Gras viel schneller abfressen. Wir müssen unsere Kühe auf die Mauer bringen.»

«Der Vorschlag ist ausgezeichnet!» riefen alle. «Dafür soll die Kuh des Schultheißen als erste auf die Mauer kommen.»

Der Schultheiß freute sich über die Ehre und holte sofort seine Kuh.

«Wie bringen wir nun die Kuh auf die Mauer?» fragte er.

Ein Schildbürger wußte Rat.

«Das ist ganz einfach», meinte er. «Wir schlingen der Kuh ein starkes Seil um den Hals, werfen es über die Mauer und ziehen an der anderen Seite die Kuh in die Höhe.»

Der Rat gefiel den Schildbürgern, und sie befolgten ihn. Dabei ging die Schlinge zu und würgte die Kuh so, daß das arme Tier die Zunge herausstreckte.

«Sie riecht schon das Gras!» riefen die Schildbürger. «Zieht noch ein wenig und stoßt sie von unter, dann ist sie bald oben.»

Aber es war vergebens. Die Schildbürger konnten die Kuh nicht hinaufbringen und mußten sie wieder herablassen. Die Kuh aber war schon lange tot.

WIE DIE SCHILDBÜRGERIN EIER AUF DEN MARKT TRUG

Eine Schildaer Witwe hatte ein einziges Huhn, das legte jeden Tag ein Ei. Die Witwe sammelte mehrere Eier und wollte sie auf dem Markt für drei Groschen verkaufen. Sie legte die Eier in ein Körbchen und machte sich auf den Weg.

Unterwegs sprach sie zu sich selbst:

«Du bekommst auf dem Markt drei Groschen für die Eier. Was wirst du mit dem Gelde tun?

Du kaufst dafür zwei Bruthennen, dann hast du drei Hühner. In so und so viel Tagen legen sie dir so und so viel Eier.

Die Eier verkaufst du dann und kaufst für das Geld noch drei

Hühner. Dann hast du schon sechs Hühner. Diese Hühner legen in einem Monat so und so viel Eier.

Die Eier verkaufst du und das Geld verwahrst du. Die alten Hühner verkaufst du auch.

Die jungen Hühner legen auch Eier und brüten Küchlein aus. Dann hast du eine große Hühnerzucht und verkaufst Hühner, Eier und Federn.

Von dem Geld kaufst du dir Gänse, und auch die Gänse bringen Küchlein, Eier und Federn.

Nach acht Tagen kaufst du dir für dein Geld eine Ziege: die gibt dir Milch, junge Zicklein und Wolle. Dann hast du junge und alte Hühner, junge und alte Gänse, Eier, Federn, Zicklein, Milch und Wolle.

Das alles bringt dir Geld ein für ein Schwein. Von ihm bekommst du Ferkel, Speck und Würste.

Dann bist du reich und kaufst dir eine Kuh. Die gibt dir Milch, Kälber und Dünger.

Was machst du mit dem Dünger? Du kaufst dir einen Acker, dann kannst du den Dünger verwenden. Der Acker bringt dir Korn.

Von dem Geld für das Getreide kaufst du dir Pferde und stellst Knechte ein.

Dann mußt du dein Haus vergrößern, denn du brauchst dann Platz für das Gesinde und das Geld. Dann bist du eine reiche, stolze Frau.

O wie schön wird das sein! Juchhe! Juchheisa! Hopsasa!»

Die Witwe jauchzte und sprang vor Freude in die Höhe. Dabei stieß sie mit dem Arm an den Eierkorb. Der Korb fiel zu Boden, und alle Eier zerbrachen. Und mit ihnen zerbrachen alle Träume der Witwe.

WIE DIE SCHILDBÜRGER IHRE GLOCKE VERLOREN

Einst war Krieg im Lande, und die Schildbürger fürchteten für ihr Hab und Gut. Sie sprachen:

«Der Feind wird uns alles abnehmen und wegbringen.»

«Gewiß», meinte einer, «aber am meisten fürchte ich für die Rathausglocke. Der Feind wird sie herunterholen und Büchsen[11] daraus gießen.»

«Wir müssen die Glocke verstecken, bis der Krieg vorbei ist», rieten einige.

«Das ist ein guter Gedanke», sagte da der Schultheiß. «Wir versenken am besten die Glocke bis zum Kriegsende in den See.»

Die Schildbürger waren mit dem Vorschlag einverstanden. Sie

[11] **Büchse** — Feuerwaffe

holten die Glocke herunter, brachten sie auf ein Schiff und fuhren auf den See.

Schon wollten sie die Glocke über Bord werfen, da rief ein Schildbürger:

«Werden wir später den Ort wiederfinden?»

«Mache dir keine Sorgen», sprach ein anderer. «Wir werfen die Glocke über Bord, und gerade an der Stelle schneide ich einfach eine Kerbe in den Schiffsrand. An dieser Kerbe werden wir schon den Ort erkennen.»

Die Schildbürger freuten sich über die hohe Weisheit ihres Gefährten und warfen getrost die Glocke in den See.

Nach einiger Zeit war der Krieg zu Ende. Die Schildbürger fuhren wieder hinaus und wollten die Glocke holen. Die Kerbe am Schiffsrand fanden sie wieder, aber die Glocke konnten sie trotzdem nicht finden.

Von nun an hatten die Schildbürger keine Rathausglocke mehr.

WIE DIE SCHILDBÜRGER DEN KREBS BESTRAFTEN

Eines Tages verirrte sich ein Krebs nach Schilda. Die Schildbürger sahen einen Krebs zum erstenmal. Sie versammelten sich um das Wundertier und betrachteten es genau. Besonders wunderten sie sich, daß das Tier so viele Füße hatte und daß es vorwärts gehen und rückwärts gehen konnte.

«Wie heißt das Wesen?» fragte einer den andern.

Aber niemand konnte es sagen.

Da sprach der Schultheiß:

«Es ist gewiß ein Schneider, denn es hat zwei Scheren. Schafft ein Stück Tuch herbei, dann werden wir herausbringen, ob es wirklich schneidern kann.»

Man brachte das Tuch herbei und setzte den Krebs auf das Tuch. Das Tier lief auf dem Stoff hin und her und ein Schildbürger schnitt hinter ihm den Weg nach.

«Der Schneidermeister entwirft gewiß das Muster zu einem neuen Kleide», meinten die Schildbürger.

So zerschnitten sie das schöne Stück Tuch vollständig. Endlich erkannten sie ihren Irrtum.

«Das Tier ist gar kein Schneider», sprachen die Schildbürger. «Aber was ist es dann eigentlich?»

Da sagte ein Alter:

«Mein Sohn war drei Tage auf der Wanderschaft, also hat er mehr Erfahrung als wir alle. Er kennt gewiß das Tier. Ihn müssen wir fragen.»

Der Schultheiß schickte nach dem erfahrenen Mann. Dieser kam in die Ratsversammlung und besichtigte das Tier lange von hinten und vorn. Endlich sprach er:

«Ich kenne zwar viele Wunderdinge, aber dieses Tier kenne ich nicht. Es kann eine Taube oder ein Storch sein. Wahrscheinlich aber ist es ein Hirsch, denn es hat ein Geweih.»

Jetzt wußten die Schildbürger soviel wie früher. Sie standen ratlos da; zuletzt faßte einer den Krebs an. Der aber packte ihn mit seiner Schere und zwickte ihn gar schmerzhaft.

Da schrie der Mann:

«Ein Mörder ist das! Ein Mörder!»

Die Schildbürger erschraken und verklagten ihn sofort beim Gericht. Dieses fällte folgendes Urteil:

«Das fremde Tier gab sich fälschlich für einen Schneider aus. Die Stadt Schilda verlor seinetwegen ein Stück Tuch. Es ist aber nicht nur ein Betrüger, sondern auch ein Mörder, denn es fiel einen ehrsamen Schildaer Bürger an. Also soll man es als einen Betrüger und Mörder im Wasser ersäufen.»

Einer mußte nun den Krebs auf ein Brett legen und zum See hintragen. Alle Schildbürger gingen mit, und ein Mann warf ihn ins Wasser. Der Krebs fühlte sich sehr wohl und zappelte im Wasser nach Herzenslust:

«Seht, das Tier kämpft mit dem Tode!» riefen die Schildbürger.

Einige weinten sogar aus Mitleid und sprachen:

«O wie schwer ist das Sterben!»

WIE DIE SCHILDBÜRGER IHRE STADT VERBRANNTEN UND AUSWANDERTEN

Es gab in Schilda sehr viele Mäuse, aber keine einzige Katze, ja, die Schildbürger kannten überhaupt keine Katzen. Nichts war vor den Mäusen sicher. Sie fürchteten sich vor keinem Menschen, liefen am Tage überall herum und fraßen oder zernagten alles. Die Schildbürger wußten keinen Rat.

Eines Tages kam ein fremder Wandersmann mit einer Katze auf dem Arm nach Schilda und kehrte im Wirtshaus ein.

«Was für ein Tier habt Ihr da?» fragte der Wirt.

«Das wißt Ihr nicht?» lachte der Fremde erstaunt. «Das ist ein Maushund. Er jagt die Mäuse.»

«Den brauchen wir gerade!» rief der Wirt. «Die Stadt wird ihn gern kaufen. Aber erst muß er seine Kunst zeigen.»

«Die werdet Ihr gleich sehen», sprach der Fremde und setzte das seltene Tier auf den Boden. Die Katze ging sofort auf die Jagd und fing viele Mäuse.

Nun versammelte sich die ganze Gemeinde um den Fremden und sein Wundertier.

«Wieviel fordert Ihr für Euren Maushund?» fragte ein Schildbürger.

«Eigentlich verkaufe ich ihn nicht», antwortete der schlaue Fremde. «Aber die Stadt ist in großer Not, und ich will ihr helfen. Deshalb gebe ich euch den Maushund für hundert Gulden.»

Der Wanderer erhielt das Geld und verließ eilig die Stadt.

«Am Ende besinnen sich die Dummen und fordern ihr Geld zurück», sagte er und lief so schnell er konnte.

Inzwischen betrachteten die Schildbürger neugierig ihren Kauf.

«Bald werden keine Mäuse mehr in der Stadt sein», sagte einer. «Was wird dann eigentlich der Maushund fressen?»

«Das wissen wir nicht!» riefen die anderen. «Aber wir müssen es wissen, sonst stirbt zuletzt das teure Tier vor Hunger.»

Da sprach der Schultheiß zu einem Schildbürger.

«Laufe sofort dem Fremden nach und frage ihn, was der Maushund frißt.»

Der Fremde aber sah den Boten und dachte: «Die wollen mir das Geld abnehmen.» Also lief er noch schneller.

Der Bote konnte ihn nicht einholen und rief ihm von weitem zu:

«Was frißt er? Was frißt er?»

Jener antwortete im Laufen:

«Wie man's beut[12]! Wie man's beut!»

Der Bote aber verstand: Vieh und Leut'! Vieh und Leut'! Er lief in die Stadt zurück und erzählte, was der Fremde gesagt hatte. Da erschraken die Schildbürger sehr.

«Der Maushund wird uns zuletzt alle fressen!» jammerten sie. «Wir müssen ihn sofort umbringen!»

Die Katze war im Rathaus, und deshalb steckten die Schildbürger es in Brand. Die Katze roch das Feuer, sprang zum Fenster hinaus und lief in ein anderes Haus. Nun zündeten die Schildbürger auch dieses Haus an. Die Katze sprang auf das Dach, setzte sich dort hin und hob die Pfote, um sich den Kopf zu putzen.

«Der Maushund hebt die Hand zum Schwur!» riefen sie. «Er schwört uns Rache! Wir müssen alle sterben!»

In ihrer Angst liefen sie davon und ließen das Feuer brennen. So brannte die ganze Stadt ab.

Nun waren die Schildbürger obdachlos. Sie verließen ihre Stadt und zerstreuten sich über die ganze Welt. Seitdem gibt es überall Schildbürger.

---

[12] **Wie man's beut!** — Was man bietet!

Johann Nepomuk Vogl

DAS ERKENNEN

Ein Wanderbursch, mit dem Stab in der Hand,
Kommt wieder heim aus dem fremden Land.
Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt:
Von wem wird der Bursch wohl zuerst erkannt?
So tritt er ins Städtchen, durchs alte Tor,
Am Schlagbaum lehnt just der Zöllner davor.
Der Zöllner, der war ihm ein lieber Freund.
Oft hatte der Becher die beiden vereint.
Doch sieh — Freund Zollmann erkennt ihn nicht,
Zu sehr hat die Sonn' ihm verbrannt das Gesicht.
Und weiter wandert nach kurzem Gruß
Der Bursche und schüttelt den Staub vom Fuß.
Da schaut aus dem Fenster sein Schätzel fromm:
«Du blühende Jungfrau, viel schönen Willkomm!»
Doch sieh — auch das Mägdlein erkennt ihn nicht,
Die Sonn' hat zu sehr ihm verbrannt das Gesicht.
Und weiter geht er die Straß' entlang,
Ein Tränlein hängt ihm an der braunen Wang'.
Da wankt von dem Kirchsteig sein Mütterchen her:
«Gott grüß Euch», so spricht er und sonst nichts mehr.
Doch sieh — das Mütterchen schluchzet voll Lust:
«Mein Sohn!» und sinkt an des Burschen Brust.
Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,
Das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt.

Hans Fallada

FAMILIENFAHRT

(Gekürzt)

Wir machten unsere Sommerreisen immer gemeinsam.

Die Wahl des Ortes war stets recht schwierig, denn er mußte billig sein, nicht zu weit von Berlin entfernt liegen und dem Ideal entsprechen, das meine Eltern von ländlicher Stille und Schönheit hatten. So haben die Eltern Sommerfrischen entdeckt, in die damals noch kaum je ein Berliner gekommen war. Wir sind in Neu-Globsow gewesen, als es noch ein verlassenes, verfallenes Dorf war, und wir haben in Graal manchen Sommer die Ferien verbracht, als dort noch alles still und ländlich war, ohne Strandkörbe und ohne Kurtaxe.[13] In Müritz gab es schon Berliner,

[13] **Taxe** — festgesetzter Preis

Müritz war ein aufblühendes Seebad, aber in Graal herrschte noch Friede.

War der Ort der künftigen Sommerfrische bestimmt, so war das erste, daß mein Vater sich Karten von ihm kaufte. An manchem Winterabend, während der Schnee gegen die Fensterscheiben flog, saßen wir um Vater und folgten seinem Finger, der schon jetzt unsere Sommerwege wies. Das Bedürfnis nach Ordnung bei meinem Vater war so groß, daß er sich gefürchtet hätte, an einen Ort zu fahren, von dem er nicht schon vorher jeden Weg, jede Brücke, jeden Waldfleck kannte.

Unter seiner Leitung lernten wir unmerklich Karten lesen, wir kannten bald jedes Zeichen auf diesen Blättern. Wir konnten genau sagen, wann der Wald aufhörte und das langgestreckte Dorf sichtbar wurde. Und so gut wir das alles im voraus wußten, so überrascht waren wir doch immer wieder, wenn das auf dem schwarz-weißen Blatt Gesehene sich in die Wirklichkeit umsetzte.

Neben diesen Karten kaufte mein Vater Ansichtspostkarten unserer künftigen Sommerfrische. Ansichtspostkarten mußten geschrieben werden, an jeden Bekannten und Verwandten. Sie waren ein Beweis, daß man in der Sommerfrische gewesen war, und außerdem schickte sich dieser Gruß aus Ferientagen. Aber wenn man auch Geld für viele Feriengrüße ausgeben mußte, so wollte man sie doch so billig wie nur möglich haben. Man rechnete eben mit jedem Pfennig, und man war glücklich über jede neue Möglichkeit, wieder ein paar Pfennige zu sparen. Darum ging mein Vater in die Postkartenzentrale.

Wie mein Vater das eigentliche Ziel unserer Sommerreise, das Haus, in dem wir wohnen sollten, ermittelte, weiß ich nicht mehr, jedenfalls hatte er es nie vor unserer Ankunft gesehen, und es gab daher manchmal die seltsamsten Reinfälle. Jedenfalls waren Hotels und Pensionen nicht nur der Kosten wegen, sondern auch wegen der Galle meines Vaters ausgeschlossen.

Für Mutter bedeutete das natürlich auch in den Ferien reichliche Arbeit, zumal uns immer nur eines von unsern beiden Hausmädchen begleitete. Im Grunde war es nur der aufs Land versetzte städtische Haushalt, etwas erschwert durch die primitiven ländlichen Einkaufsgelegenheiten und das Kochen auf demselben Herd mit den Bauern. Doch hatte meine Mutter eine sehr selbstverständliche Art, mit all ihren vielen Pflichten fertig zu werden. Uns Kindern ist es damals nie aufgefallen, daß Mutter eigentlich das ganze Jahr hindurch nie eine freie Minute hatte, und dabei war sie eigentlich immer fröhlicher Laune.

Solch ein Umzug für fünf bis sechs Wochen bedingte natürlich eine unendliche Packerei. Man fuhr nicht wie heute mit ein bißchen Kleidern, Wäsche und Schuhen, nein es wurden auch Töpfe, Bestecke und Geschirr eingepackt, Konserven wanderten in Kisten, auch wurden leider die Schulsachen von uns Kindern nie verges-

sen, denn «eine Stunde Schularbeiten an jedem Ferientage hält den Kopf frisch».

Neben dem Packen der Sachen mußten aber auch wir Kinder vorbereitet werden. Wir Jungens wurden am letzten Tage vor der Reise zum Haarschneider geschickt, denn Vater mißtraute den ländlichen Haarkünstlern. Bei einem solchen Haarschnitt geschah mir einmal, halb mit, halb gegen meinen Willen, etwas Schreckliches. Auf Wunsch meiner Mutter trug ich lange Locken — ich wage sie nicht golden zu nennen, sie werden wohl semmelblond gewesen sein. So schön in meiner Mutter Augen diese Locken nun auch gewesen sein mögen, für einen Jungen waren sie eine schreckliche Last — nicht nur wegen des Gespötts der Kameraden, sondern ewig waren sie auch in Unordnung. Ich hatte Mutter hundertmal gebeten, mich von diesen Locken zu befreien, vergeblich! Sie sahen doch so hübsch aus —!

Aber daran dachte ich wirklich nicht, als ich an jenem Vorferiennachmittag zum Haarschneiden ging. Die Haare würden geschnitten werden wie sonst, das heißt, sie mußten etwa fünf Zentimeter über das Ohrläppchen hinabreichen, grade so weit gekürzt, daß sie den Kragen meiner Matrosenbluse nicht berührten.

Aus irgendeinem Grunde — wahrscheinlich hatten alle zu viel zu tun — ging ich an jenem Tage allein, nicht einmal Ede begleitete mich. Bei unserm gewohnten Friseur war alles voll. Viele andere Jungens warteten dort schon auf ihren Ferienhaarschnitt. Aber ich entdeckte in der Winterfeldstraße einen kleinen Laden, in dem ich nicht lange würde warten müssen.

Der Meister, ein flinker Berliner, begrüßte jeden Jungen, der auf dem Sessel Platz nahm, mit dem Satz: «Also hinten kurz und vorne lang, wie jewohnt, wat?[14] Macht zwanzig Pfennje, Jung. Aber allet rein runter, is'en Jroschen billjer, wat meenste?»[15]

Mich sah der Meister schon beim Warten öfters recht schief von der Seite an und hieß mich weiter warten, als ich eigentlich schon an der Reihe war: «Nee, Junge, mit deinen Puppenlocken, det dauert mir jetzt zu lange! Wart man noch een bißken, bis die richtjen Jungens fertig sind!»[16]

Worauf die andern grinsten, ich aber wieder einmal bis tief ins Herz verletzt war.

Dann saß ich endlich auf meinem Thron und der Meister fing an, unzufrieden in meinen Haaren herumzukämmen. «Wat det olle

---

[14] **... wie jewohnt, wat?** — (*berl.*)... wie gewöhnlich, was?

[15] **Aber allet rein runter, is'en Jroschen billjer, wat meenste?** — Aber alles vollständig abgeschnitten, das kostet einen Groschen weniger, was meinst du?

[16] **Wart man noch een bißken, bis die richtjen Jungens fertig sind!** — Wart mal noch ein wenig, bis die richtigen Jungen fertig sind!

Sauerkraut bloß soll?!»[17] schalt er dabei. «Findste denn det schön[18], Junge? So wat tragen doch bloß de kleenen Meechen[19]! Kiek nur mal, wenn ick's nur een bißken in die Stirne kämmen tu».[20] Er gönnte mir meinen Anblick im Spiegel. Die Augen sahen durch einen Vorhang herabhängender Haare, ich meinte schon, den Ruf meiner Mutter, wenn ich so verwildert von einem Spiel heimkehrte, zu hören: «Junge, willst du dich wohl sofort mal kämmen?!!»

Der Meister fuhr fort: «Det weeßte doch, for zwei jute Jroschen kann ick dir so'n Puppenschnitt nich liefern! Det macht dreie. Haste denn ooch Jeld jenug bei dir?»[21]

Das war wirklich der amtliche Preis, und so hatte Mutter mir auch drei Groschen mitgegeben. Ich zeigte sie dem Meister. Er sah unzufrieden darauf und fing von neuem an: «Ick rede jegen mein eijenet Jeschäft, aber ick sage dir, Junge, et is rausjeschmissenet Jeld[22]! Ick rasiere dir die Haare mit meene Maschine uff'en zehntel Millimeter vom Koppe wech — du sollst ma sehen, wie schön det dir kleidet! Und haste noch zwee Jroschen, von die Mutter nischt wissen broocht! Wat meenste?»[23]

Ich wagte schüchtern zu sagen, daß, wenn ich die Frisur schon wechseln müsse, mir ein Scheitel wie bei andern Jungens das richtige erschien. Doch war der Meister ganz dagegen. «Nee, Junge, wie schön det kühlt, so'n nackter Kopp im Sommer! Hab ick recht oder hab ick nich recht?»

Ich bestätigte, daß der Meister recht hatte und nickte.

Im gleichen Augenblick hatte er auch seine kleine Haarschneidemaschine zur Hand und führte, im Nacken beginnend, eine breite Bahn mitten durch meine Lockenpracht bis zur Stirne vor. Dann hielt er inne und sagte: «Na, Junge, wie jefällt dir

---

[17] **Wat det olle Sauerkraut bloß soll?!** — Wozu brauchst du so schreckliches Haar?!

[18] **Findste denn det schön?** — Findest du denn das schön?

[19] **de kleenen Meechen** — die kleinen Mädchen

[20] **Kiek nur mal, wenn ick's nur een bißken in die Stirne kämmen tu.** — Sieh nur mal, wenn ich es nur ein bißchen in die Stirne kämmen würde.

[21] **Det weeßte doch, for zwei jute Jroschen kann ick dir so'n Puppenschnitt nich liefern! Det macht dreie. Haste denn ooch Jeld jenug bei dir?** — Das weißt du doch, für zwei gute Groschen kann ich dir so einen Puppenschnitt nicht machen! Das kostet drei (Groschen). Hast du denn auch genügend Geld mit?

[22] **Ick rede jegen mein eijenet Jeschäft, aber ick sage dir, Junge, et is rausjeschmissenet Jeld!** — Ich rede gegen mein eigenes Geschäft, aber ich sage dir, Junge, es ist herausgeworfenes Geld!

[23] **Ick rasiere dir die Haare mit meene Maschine uff'en zehntel Millimeter vom Koppe wech — du sollst ma sehen, wie schön det dir kleidet! Und haste noch zwee Jroschen, von die Mutter nischt wissen broocht! Wat meenste?** — Ich rasiere dir die Haare mit meiner Maschine bis auf ein zehntel Millimeter vom Kopf weg — du sollst mal sehen, wie gut das dir steht! Und dir bleiben noch zwei Groschen, von denen die Mutter nichts zu wissen braucht! Was meinst du?

det!?!»[24] Ich sah in den Spiegel, und Angst erfüllte mein Herz. So grauenvoll hatte ich mir den Anblick doch nicht gedacht! Ich wollte an die Eltern denken, aber ich konnte einfach nicht an sie denken. Bei diesem Anblick an die Eltern zu denken, war einfach unmöglich.

Ich hörte gar nicht mehr, was der Meister sprach. Ich dachte nur an den Empfang, den ich zu Haus finden würde. Und zwischendurch erst fiel mir ein, daß der Meister mich richtig betrogen hatte. Er hatte sehr wohl gewußt, daß Mutter die neue Haartracht, daß Mutter mich abscheulich finden würde!

Aber so war es immer bei mir: zu spät fing ich an nachzudenken über das, was andere mir vorschlugen! Erst fiel ich immer darauf rein, ich dachte zu langsam. Jetzt sah ich auch erst, daß der kleine Barbier ein richtiger Spaßvogel war. Er hatte sich einen Witz mit mir erlaubt! Das war eben so seine Art von Witzen!

Aber nun wollte ich ihm auch den Gefallen nicht tun und ihm eine ängstliche Miene zeigen! Jetzt wollte ich ihm seinen Witz verderben. Und ich gab mir die allergrößte Mühe, ein vergnügtes Gesicht zu machen. Ich scherzte sogar selbst über meine Ohren, die ganz überraschend immer abstehender und röter aus den Locken hervortraten!

Ob es mir gelungen ist, ihn wirklich zu täuschen, weiß ich nicht. Aber ich verblüffte ihn doch zum Schluß noch gründlich. Denn als ich ihm nach vollendetem Werke seinen Groschen geben wollte und er ihn großartig zurückwies: «Det haste für umsonst, Junge! Det hat mir direkt Spaß jemacht! Und wenn de morjen kommst und du erzählst mir, wat deine Ollen[25] dazu jesagt haben, denn schenk ich dir noch en Jroschen» — da sagte ich, auf meiner Zahlung bestehend: «Nehmen Sie nur, mir hat es ebenso Spaß gemacht.»

Damit verließ ich den Laden. Die viel zu weit gewordene Mütze rutschte über den Schädel hinab, bis sie an den abstehenden Ohren ein natürliches Hindernis fand. Ich schlug den Weg nach Haus ein.

Aber schon nach zwanzig Schritten hatte mich all mein Stolz verlassen. Mir war, als sehe mich jeder Entgegenkommende an und beginne sofort zu lächeln. Ich drückte mich an den Hauswänden entlang, und ich verwünschte den langen hellen Sommerabend, der mich dazu verdammte, bei vollem Tageslicht vor Mutter hinzutreten. Ich vermied die Luitpoldstraße mit den Kindern der Bekannten. Ich trieb mich so lange wie nur möglich in der Umgegend herum, und als mich die nahende Abendbrotzeit doch zur Heimkehr zwang, durcheilte ich die heimische Straße mit gesenktem Kopf so schnell wie möglich, ohne jemanden zu

---

[24] **Na, Junge, wie jefällt dir det?** — Na, Junge, wie gefällt es dir?
[25] **Ollen** — *hier* Eltern

grüßen. Durch den dunklen Flur der Wohnung kam ich noch unentdeckt in mein Zimmer, und da saß ich nun, unfähig, auch nur in einem Buche zu lesen!

Dann kam Mutter und rief mich zum Abendessen. Die so oft achtlos gebrauchte Redensart von dem «Nicht seinen Augen trauen» bekam hier tiefen Sinn für mich. Denn meine Mutter starrte mich so ungläubig an, als sei ich nicht ich, sondern irgendein unbekannter Doppelgänger, ein Phantom, irgendein Gespenst, vor dem man drei Kreuze schlagen mußte, und es löste sich in Rauch auf, während plötzlich ein blondlockiger Knabe auf seinem Stuhle saß...

Aber kein blondlockiger Knabe erschien, Mutter mochte ihre Augen noch so sehr reiben. Das Gespenst blieb. Da begriff sie, was geschehen war, sie brach in Tränen aus und rief: «Junge, Junge, was hast du da nur wieder gemacht! Deine schönen Haare! Wie siehst du nur aus?! Was hast du nur für Ohren?! Du siehst ja richtig wie ein Topf mit zwei Henkeln aus! Wenn du dir wenigstens einen Scheitel hättest schneiden lassen! Ich habe Vater schon vorbereitet, daß es mit deinen Locken nicht mehr lange gehen würde. Und nun hast du ihm das angetan! Wie bist du nur darauf gekommen?! Und ganz ohne uns zu fragen!»

Meine Mutter klagte noch lange fort, aber ich hörte kaum zu. Die Entdeckung, die sie mir gemacht hatte, daß nicht sie, daß es der Vater gewesen war, der auf meinen Locken bestanden hatte, verwirrte mich sehr.

Plötzlich tat mir Mutter leid. Ich drängte mich an sie und sagte mit Tränen in den Augen: «Mutter, ich hab's wirklich nicht gewollt. Es ist rein durch Zufall gekommen, beim Friseur war so viel zu tun.»

Das Geständnis, daß ich gefragt worden war, daß ich mich hatte betrügen lassen, widerstrebte meinem Stolz.

«Und sicher wachsen die Haare ganz schnell wieder, du weißt doch, meine Haare wachsen furchtbar schnell. Und dann will ich gerne immer Locken tragen und nie mehr darüber schimpfen...»

*

Dann ist es endlich soweit! Obwohl unser Zug vom Stettiner Bahnhof erst gegen acht Uhr fährt, ist die ganze Familie, auch Vater, schon um halb sechs aus den Betten gejagt worden, denn auch die Betten müssen noch eingepackt werden! Während Mutter sie mit der alten Minna in einen ungeheuren Bettsack stopft, ist Christa in der Küche damit beschäftigt, Butterbrote anzuhäufen. Brote mit Wurst. Brote mit Ei. Brote mit kaltem Braten. Brote mit Käse. Aber so eifrig Christa auch schmiert und belegt, die Stapel wollen nicht recht wachsen, denn immer wieder machen wir Kinder einen Einbruch in die Küche und holen uns

neue Frühstücksbrote. Unser Appetit ist ebenso ungeheuer wie unsere Aufregung. Nun geht es also wirklich los!

«Louise!» rief Vater. «Es wird Zeit, die Gepäckdroschke zu holen! Kann ich Hans jetzt schicken?»

«Einen Augenblick noch, Arthur! Ich muß erst mal nachsehen, ob die Badetücher auch eingepackt sind.»

«Aber beeil dich!» rief Vater mahnend, und nun bestürmten Ede und ich ihn, wer von uns beiden bei dem Kutscher auf dem Bock fahren durfte. Vater wollte mal sehen; er war von dem ungewohnten Trubel schon ziemlich nervös, wollte aber unbedingt seinen Ruf als glänzender Organisator, bei dem alles wie am Schnürchen geht, aufrechterhalten.

«Ich schicke jetzt Hans!» rief er nach einem neuen Blick auf die Uhr. «Es wird höchste Zeit!»

«Einen Augenblick bitte noch, Arthur! Wir kriegen den Bettsack nicht zu!»

«Lauf los, Hans!» sagte mein Vater leise und machte sich auf den Weg, beim Verschnüren des Bettsackes zu helfen.

Ich lief die Treppen hinunter. Ganz ohne Auftrag schloß sich Ede mir an. Ich mußte es schon dulden, aber lieb war es mir nicht. Es hatte so etwas Großartiges, wenn man allein in einer Droschke fuhr. Zu zweien wirkte es lange nicht so gut.

Es war der erste Tag der großen Ferien. Ganz Berlin, soweit es Kinder hatte und es sich leisten konnte, war im Aufbruch. Wir sahen wohl Gepäckdroschken, aber sie waren alle besetzt. Wir liefen hin und her, wir suchten mit immer größerem Eifer, denn wir wußten, mit welcher Ungeduld der pünktliche Vater auf unsere Rückkehr wartete. Aber es war wie verhext. Leere Droschken sahen wir genug, aber keine, die uns genügte. Es mußte durchaus eine Gepäckdroschke sein, also ein schwarzer verschlossener Kasten mit Dach, auf das die Koffer zusammen mit dem Bettsack aufgepackt werden konnten.

Endlich erwischten wir am Nollendorfplatz solch Ungetüm. Stolz stiegen wir ein und ließen uns vornehm in die dunkelblauen Kissen zurücksinken. Aber gleich waren wir wieder aufrecht und sahen zu den Fenstern hinaus. Es war großartig anzuschauen, wieviel schweißtriefende Familienväter, Jungen, Dienstmädchen und Portiers nach Gepäckdroschken liefen.

«Beati possidentes!» sagte ich zu Ede und war stolz, daß er noch nicht so viel Latein konnte, sondern daß ich es ihm übersetzen mußte. «Glüklich, wer da hat!»

Ja, wir waren viel beneidet. Überall standen auf den Bürgersteigen hinter Kofferbastionen Familientrupps. Alte Großmütter winkten unserm Kutscher verzweifelt mit Regenschirmen. Jungens sprangen einfach auf das Trittbrett unserer Droschke und boten dem Kutscher eine Mark extra, wenn er sie fuhr. Wir

schlugen sie so lange auf die Finger, bis sie loslassen und abspringen mußten.

Auch Vater stand in der Luitpoldstraße hinter einigen Koffern, hielt nach uns Ausschau und wollte schelten, weil wir so spät kamen. Aber der Kutscher nahm uns in Schutz. «Lassen Se man die Jungens!» sagte er. «Die haben noch Schwein jehabt, det se mir jekriegt haben! Heute jibt's in janz Berlin keine freie Jepäckdroschke.[26] Na, Herr Portier», wandte er sich an unsern Pförtner, der eben mit Minna einen Riesenkoffer heranschleppte, «is det det jrößte Stück?[27] Na, denn wolln wa mal anfangen mit's Bauen!»[28]

Und sie fingen an, den Koffer über Rad und Bock auf das Verdeck hinaufzuziehen. Aus dem Hause kamen immer neue Familienmitglieder mit Gepäckstücken, Plaidrollen[29], Schirmbündeln, zwischen denen unsere Strandschippen[30] vom Vorjahre steckten.

Vater versuchte unterdessen diese Tätigkeit durch Ratschläge zu unterstützen. Aber das Familienhaupt wurde jetzt nicht beachtet, selbst Minna hörte nicht auf seine Worte. So verschwand Vater plötzlich im Haus, um Mutter anzutreiben.

Endlich waren alle Koffer festgebunden. Endlich saßen alle, ich recht schmollend, denn ich hatte mich in den Wagen zwischen die Schwestern klemmen müssen, während Ede auf dem Bock thronte. Aber auch nicht eigentlich auf dem Bock, sondern auf einigen neben dem Kutscher untergebrachten Koffern: das Fassungsvermögen des Wagenverdecks war doch zu klein gewesen.

Mutter lehnte aus dem Fenster und gab Minna, die erst die Wohnung in Ordnung bringen sollte, ehe sie auf Urlaub ging, jene letzten Ratschläge, die wohl schon vor einigen Jahrtausenden die verreisende Hausfrau ihren Dienstmädchen gegeben hat: «Und sehen Sie, Minna, daß die Wasserleitung nicht tropft. Und der Gashaupthahn muß noch zugemacht werden. Ehe Sie im Speisezimmer wachsen, reiben Sie die Stelle auf dem Parkett, wo Christa Kohlen verloren hat, mit Stahlspänen ab. Und die Blumen stellen Sie alle zusammen auf den Boden vom Balkon, dann hat es Frau Markuleit einfacher mit dem Gießen. Es wird ja auch einmal regnen. Und vergessen Sie nicht, die Milch abzubestellen. Und die Zeitung soll der Junge solange bei Eichenbergs abgeben . . .»

---

[26] **Die haben noch Schwein jehabt, det se mir jekriegt haben! Heute jibt's in janz Berlin keine freie Jepäckdroschke** — Die haben noch Glück gehabt, daß sie mich bekommen haben! Heute gibt es in ganz Berlin keine freie Gepäckdroschke

[27] **is det det jrößte Stück?** — ist das das größte Stück?

[28] **Na, denn wolln wa mal anfangen mit's Bauen!** — Na, dann wollen wir mal mit dem Aufstapeln beginnen!

[29] **Plaid** [ple:t] — (karierte) Reisedecke

[30] **Schippe** — Schaufel

«Los!» rief Vater dem Kutscher zu, und mit dem Anziehen der Pferde sank Mutter in ihren Sitz zurück.

«Ach, Vater!» rief sie ängstlich. «Ich habe sicher noch was vergessen... Da war bestimmt noch was...»

«Wenn noch was ist», sagte Vater entschlossen, «kannst du ja Frau Tieto eine Karte schreiben. Wir müssen jetzt los, sonst versäumen wir den Zug!»

«Im nächsten Jahre werde ich noch eine Stunde früher aufstehen», sagte Mutter. «Man wird nie in Ruhe fertig. Ich bin ganz abgehetzt... Was ich nur vergessen habe? Da war doch noch was!»

Und sie versank in Grübeln.

Unterdes war die Droschke, ächzend und klappernd, die Martin-Luther-Straße hinaufgefahren und bog jetzt auf den Lützowplatz ein. Der lag ganz in der Morgensonne. Auf dem Herkulesbrunnen rauschte und strömte schon das Wasser und blinkte im Licht mit tausend grünen, gelben und blauen Tropfen. Kinder saßen schon in den Sandkisten und spielten. Wir aber würden heute abend schon im Seesand spielen!

Wir nähern uns nun dem Stettiner Bahnhof. Wir sind nicht mehr nur eine einzelne Gepäckdroschke, wir sind ein ganzer Heerestroß[31] geworden. Aus jeder Querstraße biegen sie in die Invalidenstraße ein.

Mutter hat endlich gefunden, was sie vergessen hat: «Im Büfett steht noch ein halber Napfkuchen, ich wollte ihn doch auf die Reise mitnehmen! Ich werde sofort Tatie eine Karte schreiben, daß sie ihn sich holt. Schade — !»

Und Vater gibt etwas nervös seine Instruktionen. «Ihr Kinder bleibt alle bei Mutter! Sie auch, Christa! Louise, du bleibst mit den Kindern in der Halle am Fuß der Treppe. Die Gepäckaufgabe besorge ich allein. Hoffentlich hat sich niemand in unser bestelltes Abteil gesetzt!»

Und wir halten vor dem Stettiner.

«Gepäckträger!» ruft der Vater.

Aber der Stettiner Bahnhof ist überfüllt. Vor uns Gepäckdroschken, die abladen wollen und schon zu drängeln beginnen. Und kein Gepäckträger, der auf Vaters Ruf hört!

«Ihr da, macht en bißken dalli[32], wat?!» ruft der Kutscher hinter uns. «Oder habt ihr Stehplatz bezahlt — ?!!»

Vater wirft alle seine Anordnungen um.

«Kutscher, geben Sie die Koffer herunter. Christa, wir beide wollen sehen, daß wir sie ihm abnehmen. Louise, halte die Kinder bei dir und nimm das Handgepäck an dich. Zähle die Stücke!» Wir sind nur Teilchen einer wirbelnden, laufenden, scheltenden,

---

[31] **Heerestroß** — Kolonne

[32] **en bißken dalli** — ein bißchen schnell

lachenden Menge. Plötzlich stecke ich mit der Nase im Bauch eines Herrn. Der Bauch ist weich. Der Herr hebt mich in die Luft, ruft: «Junge, träume nicht!» und setzt mich auf einen Koffer, von dem ich sofort wieder weggejagt werde, denn es ist nicht unserer.

Papa müht sich zusammen mit Christa an dem Riesenkoffer. Seine Zähne sind zusammengebissen, seine spitzen Schnurrbartenden zittern.

«Achtung, Christa! Setzen Sie den Koffer doch nicht auf den Hund ab!»

Ein Schutzmann drängt sich durch das Gewühl, bleibt grade bei uns stehen und sagt, meinem Vater auf die Schulter tippend: «He, Sie! Hier dürfen Sie Ihre Koffer aber nicht abstellen!»

Ich bin entsetzt, daß mein Vater mit «He, Sie!» angesprochen und einfach auf die Schulter getippt wird. Wäre ich der Vater, würde ich mich mit einer großen Gebärde zu erkennen geben: «He, Sie! Ich bin Kammergerichtsrat[33]!»

Aber Vater sagt nur ein wenig verzweifelt: «Es sind gar keine Gepäckträger zu kriegen!»

«Hätten Sie früher aufstehen müssen!» sagt der Schutzmann, ganz unberechtigt, denn wir sind sehr früh aufgestanden. «Jedenfalls müssen die Koffer hier weg! Und das dalli!»

Damit entschwindet er, bevor ihm Vater noch antworten kann. Unterdessen ist ein kleiner Streit zwischen Mutter und Ede ausgebrochen. Ede soll ein Handköfferchen und Schirmpaket tragen, weigert sich aber. Er trägt einen Arm, als sei er frisch geimpft, im Ausschnitt seines Sommermantels und behauptet, ihn oben auf der Droschke gestoßen zu haben. Er könnte mit ihm nichts tragen. Mutter will die gestoßene Stelle sehen, aber Ede weigert sich, öffentlich seinen Arm zu entblößen. Er hält sich fern von Mutter. Er kommt mir komisch vor, wie er da seinen Arm im Mantel hält ...

Vater ist verschwunden, und wir müssen ohne männlichen Schutz die Beschimpfungen und Flüche der Kutscher und Mitreisenden ertragen. Ich zittere davor, daß der Schutzmann zurückkommt und uns noch immer bei diesem Kofferberg findet. Vorsichtshalber schiebe ich mich zwischen andere Leute, ich will lieber nicht zu einer so beschimpften Familie gehören. Aber Mutters scharfes Auge, das ununterbrochen die Küchlein zählt, merkt sofort mein Verschwinden. Sie ruft mich, und ich muß nun direkt neben ihr stehen, im Brennpunkt aller Beschimpfungen. Ich entdecke, daß ich Vater beschuldige, alles verkehrt zu machen. Bei uns geht immer alles schief, was bei andern glatt geht. Die hinter uns haben längst Gepäckträger ...

Jetzt fängt auch der Kutscher an zu rebellieren. Er will und

---

[33] **Kammergerichtsrat** — höherer Gerichtsbeamter

muß fortfahren, er verlangt von Mutter das Fahrgeld. Mutter wagt es ihm nicht ohne Vaters Einverständnis zu geben, vielleicht braucht Vater den Mann noch. Der Kutscher wird immer gröber, statt mich über ihn zu ärgern, schäme ich mich nun auch meiner Mutter... Gottlob, da kommt Vater! Er ist begleitet von zwei Gepäckträgern, die einen großen Karren schieben. Vater ist etwas bleich und erregt, aber seine Schnurrbartspitzen zittern nicht mehr. Im Handumdrehen ist das Gepäck aufgeladen und rollt durch den Eingang. Unterdessen hat Vater den Kutscher entlohnt, der sich sofort aus einem groben in einen höflichen Mann verwandelt hat. Er tippt sogar zum Abschied an seinen Lackzylinder und wünscht uns glückliche Reise und gute Erholung.

Wir drängen uns unter Mutters Kommando an die Treppe, die zu den Bahnsteigen hinaufführt. Jedes von uns — außer Ede, der seinen Willen durchgesetzt hat — trägt mindestens zwei Handgepäckstücke, Christa und Mutter sogar drei oder vier. Am Fuß der Treppe angekommen, wird alles abgesetzt, eine Bastion[34] gebildet — und sofort wieder eingerissen, denn schon wieder werden wir als Verkehrshindernis beschimpft.

Ich klettere zwei oder drei Stufen hoch und halte mich an dem Geländer fest. So erhöht sehe ich auf die brausende Halle hinab, auf dieses endlose, immerfort wechselnde Gewühl von Köpfen. Ich versuche, an der langen Schranke der Gepäckabfertigung Vater zu erkennen unter den Hunderten, die dort in drei, vier Gliedern stehen. Aber das ist ein vergebliches Bemühen. Ungeheure Kofferberge versperren jede Aussicht. Dann blicke ich nach den Schaltern hin. Vor allen Schaltern drängen sich die Leute. Gottlob, dorthin braucht Vater wenigstens nicht. Wir haben schon unsere Fahrkarten, wir haben sogar ein bestelltes Abteil!

Aber wie, wenn sich andere hineingesetzt haben wie im vorigen Jahr? Es gab Schamlose, die rissen einfach den «Bestellt»-Zettel vom Fenster und behaupteten, es hätte nichts daran gestanden. Das führte dann immer zu endlosen, immer erregter werdenden Verhandlungen, denen Vater, wie ich fand, nie gewachsen war. Vater blieb immer leise und höflich, die andern konnten noch so sehr schimpfen. Ich hätte an Vaters Stelle noch mehr geschimpft!

Ach, es war nicht zu leugnen: so oft wir die Ordnung des eigenen Heims verließen, war alles bedroht. Wir galten nichts mehr. Vor unserm uns solchen Respekt einflößenden Vater schien niemand Respekt zu empfinden, alles Sichere war unsicher geworden.

«Hans!» rief die Mutter und — siehe da! — Vater war wieder bei uns! Das Gepäck war aufgegeben. Noch erregt vom eben

---

[34] **Bastion** — Festungswall

überstandenen Kampf erzählte Vater, daß es bestimmt noch mit diesem Zug mitkommen würde, die Gepäckträger hätten es ihm fest versprochen. «Und ich gehe, sobald ihr eure Plätze habt, sofort an den Packwagen und passe auf, daß es auch wirklich mitkommt!»

«Hoffentlich!» sagte Mutter mit einem tiefen Seufzer. «Wie sollen wir sonst nächste Nacht schlafen?»

Der Marsch zum Bahnsteig, zum Zuge beginnt. «Bahnsteig sieben!» ruft Vater noch der Mutter zu. Sie macht mit Fiete die Führerin, während Vater mit mir hinterher kommt. Es ist aber unmöglich, in geschlossener Reihe zu marschieren. Immerzu drängen sich Leute dazwischen. Wir sammeln uns erst wieder am Häuschen des Billettknipsers. Vater zeigt das Fahrscheinheft und läßt uns vorangehen, während er die Häupter seiner Lieben zählt. Plötzlich stößt er einen Schrei aus. «Louise!» ruft er über die Sperre fort. «Wir müssen doch sieben sein und sind nur sechs! Wo ist Eduard?»

«Ede?!» ruft die Mutter. «Ede!! Er war doch vorhin noch da! Hast du ihn denn nicht auf der Treppe gesehen?»

«Ich weiß nicht!» ruft Vater und sieht sich verzweifelt um.

«Los! Los!» ruft der Billettknipser. «Machen Sie hier keine Verstopfungen! Sie müssen die Sperre freimachen!»

«Wann hast du Ede zum letztenmal gesehen?» ruft Vater.

«Ich weiß doch nicht! Als wir zur Treppe gingen, war er noch da — glaube ich!»

«Also jetzt raus oder rein!» wird dem Vater energisch gesagt. «Ihretwegen können wir nicht den ganzen Betrieb stillegen!»

«Ich suche den Jungen!» ruft der Vater. «Nehmt immerhin eure Plätze ein!»

Und er stürzt sich wie ein Schwimmer in die Fluten.

Sehr bedrückt gehen wir den endlosen Zug entlang. Mutter versucht durch Befragen festzustellen, wann wir Ede zum letztenmal gesehen haben, als ob das jetzt noch irgendeine Bedeutung hätte! «Ist denn sein Handkoffer da? Nein? Ach Gott, der Junge, der Junge! Was er nur immer anstellt! Er wird doch nicht schlechten Leuten in die Hände gefallen sein! Und der arme Vater! Er hat es so gerne, wenn alles still und glatt zugeht! Und heute klappt rein gar nichts...»

«Mutter», sage ich. «Hier fangen die Bestellt-Abteile an. Wir wollen mal sehen, ob wir unsern Namen finden.»

Wirklich, wir brauchen gar nicht lange zu suchen, da steht schon unser Name an einer Scheibe.

«Gottlob!» sagt Mutter. «Ist wenigstens das in Ordnung! Und das Abteil scheint auch noch leer zu sein!»

Aber als wir die Tür öffnen, sitzt doch schon jemand drin, und wer kann das anders sein als unser lieber Bruder Ede — ?!!

«Ede!» ruft die Mutter ganz erschrocken. «Wie kommst du denn hierher?»

«Och!» sagt Ede. «Auf der Treppe haben sie mich die ganze Zeit gestoßen. Da hab' ich gedacht, ich geh lieber voraus und halt uns das Abteil frei. Und das war gut, Mutter, dreimal haben hier andere einsteigen wollen!»

«Aber wie bist du denn ohne Karte durch die Sperre gekommen, Ede — ?»

«Och, Mutter», sagt Ede wieder. «Das war ganz einfach! Ich hab' dem Knipser gesagt, Vater kommt hinterher — und das war nicht gelogen. Vater ist doch hinterhergekommen!»

«Dein Vater ist nicht hinterhergekommen», sagt die Mutter streng. «Dein Vater sucht dich auf dem ganzen Bahnhof. — Hans, laufe los, und sage Vater... Nein, du bist noch zu klein. Fiete — nein, besser Elisabeth — nein, du kannst auch nicht über die Leute wegsehen! Christa, gehen Sie und sagen Sie Herrn Rat...»

«Ach, Frau Rat, bitte, bitte, lassen Sie mich nicht gehen! Ich verlauf mich sicher und ich find den Herrn Rat bestimmt nicht! Und dann fährt der Zug ab, und ich hab' keine Bekannten in Berlin, und nach der Luitpoldstraße finde ich auch nicht zurück...»

Sie weint schon.

«Also gehe ich!» sagt Mutter ergeben. «Aber daß sich keines von euch aus dem Abteil rührt! Und wenn jemand einsteigen will, sagt, daß alle Plätze bezahlt und besetzt sind. Und wenn der Schaffner kommt und die Karten verlangt, sagt ihr, Vater kommt gleich. Und den Vordersitz in der Fensterecke kannst du nicht haben, Ede, den bekommt Vater...»

Ehe noch der Streit zwischen uns Geschwistern um die Fensterplätze recht in Gang ist, verschwindet Mutter im Gewühl des Bahnsteigs. Wir fühlen uns recht verloren und verlassen. Wenn der Zug nun abfährt, ehe die Eltern kommen? Kein Geld, keine Fahrkarten — was sollen wir denn nur machen?

«Hans!» tuschelt Ede mir geheimnisvoll zu. «Gib mir deinen Fensterplatz, ja — ?»

«Ich denke ja gar nicht daran!»

«Doch!» sagt er bittend. «Ich muß ihn einfach haben! — Kuck mal hier runter!»

Und er zeigt unter den Fensterplatz, von dem ihn Mutter vertrieben hat.

Ich sehe darunter, und sofort tönt mir ein bekanntes, aber schwaches Fauchen entgegen. «Hast du wirklich deinen Hamster mitgenommen?» fragte ich erstaunt.

«Aber klar doch, Mensch! Die ganze Fahrt habe ich ihn vorne im Mantel gehabt, die Schnauze natürlich mit einem Lappen zugebunden. Beißen kann er nicht, aber er kriegt genug Luft!»

«Wenn das Vater merkt — !»

«Och — ! Wenn wir erst fahren, schmeißt ihn Vater bestimmt nicht mehr raus! Und wenn ich ihn erst in Graal habe, stört er überhaupt nicht mehr. Ich fang mir'n Weibchen dazu, und wenn ich Junge kriege, verkaufe ich sie an die Tierhandlung. Für junge Hamster gibt's 'ne Masse Geld!»

«Na, denn steck ihn unter meinen Platz!» sage ich entschlossen. «Aber paß auf, daß die Gänse nichts merken, die schnattern sonst gleich los!»

Die Gänse oder die Schwestern waren gottlob völlig damit beschäftigt, aus dem Fenster zu schauen, einerseits nach den Eltern, anderseits nach der Uhr.

«Nur noch acht Minuten!» sagt Elisabeth. «Wenn sie nicht kommen, habe ich das Kommando. Ich bin die Älteste!»

«Bist du nicht!» sage ich. «Christa ist es!»

«Christa, willst du kommandieren?» fragt Elisabeth unsere siebzehnjährige Seniorin[35]. «Siehst du, Hans! Sie will gar nicht und sie kann auch nicht. Sie hat ja von nichts eine Ahnung!»

«Und was willst du kommandieren?»

«Daß wir alle noch schnell aussteigen, ehe der Zug abfährt!»

«So! Du bist ja mächtig helle[36] heut!» sage ich mit aller brüderlichen Höflichkeit. «Wo Mutter uns extra verboten hat, aus dem Abteil zu gehen!»

«Aber wir können doch nicht ohne die Eltern fahren!»

«Und warum können wir es nicht? Lassen das Abteil leer fahren, wo Vater es bezahlt hat, und er muß für alle sieben noch einmal nachbezahlen, wo er uns ganz gut mit Mutter allein nachfahren kann. Vielleicht holt er uns vor Gelbensande sogar noch ein, wenn er D-Zug fährt. Ich finde es direkt schick, wenn wir mal allein fahren, was Ede — ?»

«Natürlich!» echot Ede, der an seinen nun unter meinem Sitz verwahrten Hamster denkt. «Du kannst es mir zehnmal sagen, Elisabeth, ich steig doch nicht aus, wo Mutter es uns extra verboten hat.»

«Und wir können doch nicht fahren!» springt Fiete jetzt ihrer Schwester bei. «Wir haben ja gar keine Fahrkarten!»

«Nur noch vier Minuten! Sieh mal, die Schaffner fangen schon an, die Türen zuzumachen! Christa, sollen wir fahren oder sollen wir aussteigen?»

«Ich weiß doch nicht!» jammert Christa los. «Aber wenn ich allein mit euch zu fremden Leuten gehen soll, das tue ich nicht! Und allein fahre ich auch nicht mit euch, ihr laßt euch ja doch nie was von mir sagen!»

«Siehst du, Hans», sagt Elisabeth triumphierend. «Christa sagt auch, wir müssen aussteigen!»

[35] **Seniorin** — Älteste, Vorsitzende

[36] **mächtig helle sein** — sehr klug sein (ironisch gemeint)

«Nein, nein, ich steig nicht aus mit euch!» jammert die Heulliese. «Ich geh nicht mit euch unter die vielen Leute! Ihr lauft mir gleich alle weg, und ich steh da und weiß nicht wohin!»

«Ich stelle fest», verkünde ich, stolz auf meine Geistesschärfe, «daß Christa nicht mitfahren und nicht aussteigen will! Was willst du nun eigentlich, Christa?»

«Ich weiß doch nicht! Warum fragt ihr mich denn immerzu? Aber das sage ich euch, wenn der Herr Rat nicht gleich kommt, dann fahre ich nach Haus! Ich hab's nicht nötig, so in der Welt herumzufahren wie 'ne Waise, ich hab' richtige Eltern, bei denen ich bleiben kann!»

Gottseidank kam der Herr Rat mit seiner Rätin nun wirklich gleich. Er war so froh, den Zug doch noch erreicht zu haben, daß Ede nicht mehr als ein paar scherzende Scheltworte abbekam, nebst einem Zupfen am Ohrläppchen. Während Mutter dem Vater seinen Eckplatz gemütlich mit Kissen herrichtete — wir fuhren selbstverständlich dritter —, während Vater die schwere Tuchjacke auszog und auf den Kopf statt des Filzhutes ein leichtes Käppi setzte, das den schon blaß zwischen licht werdenden Haarsträhnen durchschimmernden Schädel vor Erkältungen schützte, während Elisabeth schon mit Marlitts «Goldelse»[37] anfing und Fiete von Christa ihre große Puppe verlangte, die doch auch etwas von der Reise sehen sollte, während Ede ungewohnt steif auf «meinem» Eckplatz saß, die Beine gewissermaßen als Gitter vor dem Versteck des Hamsters, den er mit einem Bindfaden ans Heizrohr gebunden hatte, während ich zum offenen Türfenster hinausschaute — während alledem hatte es auf dem Bahnsteig ein letztes hastiges Rennen und Schleppen gegeben. Die letzten Türen waren zugeschlagen, die Pfeife des Zugführers hatte geschrillt, und mit lautem Puffen und Dampfausstoßen hatte die Lokomotive unsern Zug in Gang gebracht.

Nun rollte er schon etwas freier, klapperte aber immer noch über Dutzende von Weichen, und ich sah neugierig in all die engen, rauchgeschwärzten Hinterhöfe, die mir bei dieser Ferienfahrt ins Freie besonders abscheulich vorkamen. All die Leute, die in ihnen hausen mußten, schienen mir beklagenswert. Ich begriff nicht, daß wir fast ein ganzes Jahr im dritten Stock eines solchen Hauses an der Luitpoldstraße gewohnt hatten!

Nun wurde der Blick etwas freier, ich sah in einen Friedhof und — plötzlich ganz traurig — wendete ich mich ins Abteil zurück und sagte zu Vater: «Wenn wir den Kirchhof wiedersehen, sind die großen Ferien schon vorbei!»

«Und die nächsten sind dir sechs Wochen näher!» lachte Vater und streckte sich behaglich auf seinem Eckplatz aus. «Werde bloß

---

[37] **Eugenie Marlitt** — Verfasserin von sentimentalen Romanen wie «Goldelse» u. a.

nicht elegisch, mein Sohn, sondern freue dich dessen, was du hast! Das Dunkle der Zukunft, wie auch die unvermeidliche Fünf in deiner nächsten Algebraarbeit, darfst du jetzt ohne Sorge schlummern lassen. Sechs Wochen sind eine mächtig lange Zeit, Hans, und wir wollen sie genießen und uns nicht die Laune verderben lassen.»

Dieses mit einem Blick auf Ede, den Übeltäter.

Nun haben wir schon zweimal gefrühstückt, wir haben bereits dreimal so viel gegessen wie sonst zu Hause, und sind alle recht schläfrig oder schlafen auch schon. Mir gegenüber sitzt Christa, auf ihrem Schoß liegt Fietes schlafender Kopf, an ihrer Schulter lehnt Elisabeth, schlummernd, mit offenem Mund. Christa sitzt steil aufrecht. Als Stütze hat sie vor sich zwischen den Knien ihren derben, ländlichen Schirm in den Boden des Abteils eingepflanzt. Ihre breiten roten Hände liegen fest auf dem Griff, der einen Vogelkopf darstellt. Aber trotz dieser aufrechten Haltung schläft auch Christa. Sie hat den Mund geschlossen und atmet friedlich durch die Nase.

Ede schläft in seiner Ecke. Um sich vor der Sonne zu schützen, hat er sich die Gardine über das Gesicht gelegt. Auch Vater hat die Augen geschlossen und die Beine weit von sich ausgestreckt. Er kann das gut, denn Mutter ist zu den Abteilnachbarn gegangen.

Der Zug fährt unermüdlich. Sein regelmäßiges «Rattata, Rattata» bilde ich mir im Einschlafen in «Bald sind wir da — bald sind wir da!» um. Ich blinzle nur noch, ich werde auch sofort schlafen.

Aber ganz kann ich doch nicht zur Ruhe kommen. Da ist irgendein Geräusch im Abteil, das mich stört. Es ist ein Geräusch, das hier nicht hergehört. Ich sage mir vor: «Bald sind wir da! Rattata! Hurra!», aber ich horche dabei schon wieder. Ich mache die Augen wieder auf, die schon fest geschlossen waren. Ich sehe mich um, ich versuche festzustellen, woher dieses ungewohnte Geräusch kommt.

Da sehe ich etwas auf dem Boden des Abteils. Es sitzt da, hat einen Apfelkern in den Vorderpfoten und nagt daran, ganz schnell und stoßweise. O Gott, der Hamster! Wir haben ja den Hamster ganz vergessen, Ede wie ich! Der Hamster ist los!

Ich sehe nach Ede hin, aber Ede ist ganz hinter seiner Gardine verschwunden, er schläft tief. Wollte ich einen Versuch machen, ihn zu wecken, würde eher das ganze Abteil wach. Ich kenne das bei Ede. Wir haben schon eine Weckuhr neben ihm aufgebaut, die lauteste Weckuhr des ganzen Hauses, und die haben wir auch noch auf einen umgestülpten Teller gestellt, den Lärm zu erhöhen. Ede schläft immer weiter. Ede ist nur zu wecken, wenn man ihn mit reichlich Wasser begießt oder aus dem Bett auf den Fußboden rollt.

Nein, Ede kann ich nicht wecken, und will es auch nicht tun.

Der Hamster sieht recht komisch aus. Da ich doch nicht wieder einschlafen kann, sehe ich ihm lieber zu. Die ungewohnte Lage, das Poltern und Rollen des Zuges scheinen unsern Maxe nicht zu stören, er benimmt sich friedlich und vertraut, als säße er vor der Tür seines Baues im heimischen Weizenacker.

Der Apfelkern hat seine Schuldigkeit getan[38], er ist aus. Der Hamster nähert sich Christas Schuhen, beschnüffelt sie, wobei er seine rosaweiße Nase rasch über den langen gelben Schneidezähnen auf und ab zieht, und nun hat er entdeckt, daß zwischen Christas Schuhen ein Weg hindurch in das Dunkel unter ihrem Sitz führt! Er benutzt diesen Weg und verschwindet aus meinem Gesichtsfeld.

Eine Weile horche ich. Aber nichts läßt sich vernehmen, nichts geschieht. Es ist ein ausgesprochen langweiliger Hamster, ich habe das Ede schon immer gesagt. Der Hamster kann ruhig etwas tun, um mir die langweilig-schläfrige Mittagsstunde zu vertreiben, ich habe seinetwegen meinen Eckplatz an Ede abgetreten!

Ich sehe mich suchend um. Über mir im Gepäcknetz liegt Vaters Stock. Ich hole ihn mir, und nun versuche ich, durch Christas eng beieinander stehende Beine ins Dunkle vorzustoßen. Hell erklingen die Eisenrohre der Heizung, aber ein ärgerliches Fauchen verrät mir, daß ich nicht nur sie getroffen habe. Der Hamster, der ein mutiges Tier ist, erscheint wieder und greift meinen Stock an. Er sitzt auf den Hinterbeinen, zornig hat er die Zähne entblößt, er schnappt nach dem Stock. Dieses große, braungelbe Dings kann ihn nicht schrecken, es ärgert ihn, er wird immer wütender. Sieh da, diese Handvoll Fett und Fleisch und Zähne möchte den meterlangen Stock einfach verschlingen!

Ich ziehe den Stock vor und zurück, ich berühre den Hamster bald am Kopf, bald an der Brust — wie er sich bläht vor Zorn, wie seine Backen anschwellen!

Dann lasse ich den Stock sinken. Nun läuft Maxe schnuppernd durch das Abteil. Wo es geht, bleibt er auf dem Boden, windet sich zwischen all den Schuhen hindurch, wo es nicht anders zu machen ist, überklettert er sie auch. Die Schläfer schlafen fest. Auf seinem Marsch findet der Hamster bald hier, bald dort ein paar Brotkrumen, die wir bei unserm Mahl verloren haben. Jedesmal beriecht er sie erst, dann schiebt er sie in seine Backentaschen.

Ich bin jetzt gerne bereit, ihn zu füttern, denn sicher hat er Hunger. Aber er hat sich jetzt zu weit von mir entfernt, er ist am andern Ende des Abteils, in Vaters Nähe. Ich beobachte gespannt, was er nun tun wird, denn Vaters ausgestreckte Beine bilden eine Barriere.

Maxe klettert auf den Fuß. Ich denke natürlich, er will die

---

[38] **seine Schuldigkeit tun** — seine Pflicht tun

Barriere nur überqueren, um an die Grenze seines Reiches zu kommen. Aber Maxe ist von einem Drang zur Höhe erfaßt: er beginnt an Vaters Beinen hochzuklettern.

Vater ist ein leiser Schläfer, zwar erwacht er noch nicht, aber das Kitzeln beunruhigt seinen Schlaf; er bewegt das Bein, nimmt es aus der gestreckten Ruhelage und stellt es aufrecht. Fast wäre Max abgestürzt, aber seine Krallen haben sich im Stoff festgeklammert, er sitzt still da, überlegend, was nun eigentlich passiert ist.

Dann setzt er seinen Weg fort.

In meines Vaters Schoß liegen friedlich und entspannt die beiden Hände. Es sind sehr kleine, zierliche Hände, ich bewundere sie. Ich habe sie nie schmutzig gesehen, die Nägel waren immer gepflegt, während meine Hände Pfoten waren, und durchaus nicht immer sauber. Vielleicht lockt das Weiß dieser Hände Edes Hamster, vielleicht aber auch Vaters Siegelring mit dem schönen roten Stein.

Sicher lockt den Hamster der Ring. Er huscht zu den Händen, eine Weile beschaut er sie, hebt die Nase und prüft den Geruch, dann senkt er sie und beschnuppert die Hand. Diese Hand macht eine leise abwehrende Bewegung. Der Schläfer hat die Berührung der Nase gespürt, vielleicht meint er, eine Fliege zu verscheuchen.

Der Hamster sitzt sofort in Angriffsstellung da, aber die Hand schläft schon wieder mit dem ganzen Schläfer. Sie kann dem Maxe ganz und gar nicht unsympathisch sein, er schnuppert noch einmal — wieder leichte Bewegung der Hand —, dann erklettert sie der Hamster und sieht ins Ärmelloch.

In diesem Augenblick verläßt die Hand ihren Platz und schüttelt sich. Maxe ist in den Schoß gefallen. Die Hand hat ganz blind drei-, viermal zugeschlagen, der Hamster faucht, nun beißt er zu...

— — Und ganz schnell schließe ich die Augen, versinke in tiefen Schlaf...

Ich höre Vaters Ausruf: «Was ist denn das — ?! Ich bin ja gebissen!»

Lauter: «Was ist das? Willst du mal loslassen, du kleine Bestie[39], du?!»

Ich höre ein leichtes Klacksen auf dem Boden des Abteils, ein Quieken von Maxes Stimme, voller wütendem Protest, und nun sagt Vater höchst erstaunt: «Ein Hamster! Ein Hamster hier im Abteil! Gottlob! Ich dachte wahrhaftig schon, es wäre eine Ratte...»

An den Geräuschen merke ich, daß jetzt die Schwestern und wohl auch Christa erwacht sind, ich aber schlafe fort, und auch Ede scheint ruhig weiter zu schnarchen.

---

[39] **Bestie** — wildes Tier

«Ja, Kinder, ich bin gebissen!» sagt Vater. «Es ist aber nur ein Hamster gewesen. Ich will hoffen, daß er saubere Zähne hatte, sonst bekomme ich noch eine Blutvergiftung. — Nein, ihr könnt ihn nicht sehen, er ist irgendwo unter einen Sitz gekrochen. — Sagt mal, weiß jemand von euch, ob Eduard (siehe da! Schon wieder Eduard statt Ede!) seinen Hamster etwa mitgenommen hat? Aber ich bitte mir aus, daß ihr die Wahrheit sagt!»

«Eduards Hamster? Nein, Vater», sagt Elisabeth. «Ich glaube das nicht. Er wollte ihn doch Herrn Markuleit in Pflege geben.»

«Ja, hat er das aber auch getan?»

«Runtergelaufen ist er heute früh noch mit Hans zu Markuleits», meldet Fiete. «Aber vielleicht, Vater... Wie wir auf dem Stettiner Bahnhof noch allein im Abteil waren, ohne dich, da hat Ede immerzu mit Hans getuschelt!»

Oh, du Petze[40], warte nur! Wenn wir erst in Graal sind, setze ich dir so viel Kletten in die Haare!

Vater hat nachgedacht, er ist nicht umsonst einmal Untersuchungsrichter gewesen. «Tat Ede nicht auf dem Stettiner so, als hätte er sich den Arm verletzt, trug ihn immer vorne im Mantel? Und nachher hier im Abteil hat er überhaupt nicht mehr über den verletzten Arm geklagt — das sieht Ede so gar nicht ähnlich!»

«Und, Vater, daß Ede vorausgelaufen ist auf den Bahnsteig — da hat er ihn doch sicher hier im Abteil versteckt», sagt nun auch Elisabeth. (Auch du wirst noch dein Teil bekommen! Bestimmt legen wir dir einen Regenwurm aufs Butterbrot!)

«Ja», sagte Vater. «Es scheint immerhin ein begründeter Verdacht vorzuliegen.»

Mit erhobener Stimme: «Ede!»

Schnarchen.

«Ede!!»

Schnarchen.

«Ede!!!»

Schnarchen.

«Elisabeth, sieh, daß du ihn wachschüttelst. Du darfst ihm ruhig stark auf den Fuß treten. Mein Finger tut ziemlich weh.»

Und lauter: «Und du, mein Sohn Hans, tu ruhig deine Äugelein auf! Ich sehe doch, daß du nicht schläfst, du mußt nicht so mit deinen Lidern zucken! — Nun, wie ist es, Hans? Hat Ede seinen Hamster hier ins Abteil gebracht?»

«Welchen Hamster?» frage ich und gähne dabei herzhaft. «Ist hier 'n Hamster? Das ist ja mächtig komisch!»

«Ich warne dich, Hans!» sagt mein Vater liebevoll. «Laß dich nicht in Lügen ein, du warst immer ein schlechter Lügner, wenn

---

[40] **Petze** — Ankläger

du nicht selbst an deine Lügen glaubtest. Und diesmal glaubst du nicht daran.»

«Aber ich habe wirklich keine Ahnung, Vater! Ein Hamster — ? Ich habe ganz fest geschlafen . . .»

Gottlob erlöste mich Ede. Mit einem kombinierten Wut- und Schmerzensschrei fuhr er hinter der Gardine hervor.

«Du bist wohl verrückt geworden — ?!!» schrie er seine Schwester Elisabeth an. «Mich so in den Arm zu kneifen — ! Warte mal, ich werde dich noch ganz anders kneifen — !»

«Ede!» sprach Vater streng. «Ede — wo ist dein Hamster?»

Ede warf einen ängstlich-raschen Blick durch das Abteil und schwieg.

«Ede!» fuhr Vater mit erhobener Stimme fort. «Ich frage dich: wo ist dein Hamster — ?! Ist er, wie du deiner Mutter versprochen hast, bei Markuleits — oder ist er villeicht unser Reisekamerad?»

Ede wurde immer röter. Ihm schien, daß etwas geschehen war. Aber er war ganz unsicher, wie weit er sich schon in Geständnisse einlassen sollte.

«Ede!» rief der Vater jetzt. «Ich frage dich zum drittenmal: wo ist dein Hamster — ?!!! Willst du ihn etwa verleugnen — ? Sieh dir dies an!» Und Vater wickelte ein blutiges Taschentuch von seinem blutigen Finger. «Eduard, ein Hamster hat mich gebissen — war es vielleicht dein Hamster?!»

«Vater!» sagte Ede etwas überstürzt. «Mein Hamster beißt keinen. Bestimmt nicht! Hat mich noch nie gebissen! Und Markuleit hat so gemein von ihm geredet, heute früh, sicher hätt' er ihn verhungern lassen. Das ist doch Tierquälerei, und da hab ich gedacht . . .»

«Eduard!» sprach Vater. «Du hast heute mehrfach gelogen. Weder war dein Arm verletzt, noch bist du in dieses Abteil vorausgegangen, um uns die Plätze zu sichern. Es ist nicht empfehlenswert für dich, auf dieser Bahn fortzuschreiten, eine starke Trübung deiner Ferien könnte eintreten. — Ede, sag ganz einfach: du hast uns angeschwindelt?»

«Ja, Vater.»

«War dir klar, daß ich nie erlauben würde, den Hamster auf die Reise mitzunehmen?»

«Ja, Vater.»

«Und ist es etwa keine Tierquälerei, einen Hamster in einer kleinen Kiste zu halten? Überlege es dir gut, Ede!»

«Ja, Vater, vielleicht . . . Aber er kam mir immer ganz vergnügt vor — für einen Hamster, Vater. Ein bißchen brummig sind die alle . . .»

«Mir kam er nicht vergnügt vor», sagte der Vater und betrachtete seinen Finger. «Ede, du hast eine Viertelstunde Zeit, deine sämtlichen heutigen Vergehen zu sühnen. Du wirst den Hamster einfangen — nein, du allein! Nicht ihr alle! — und du

wirst ihn auf der nächsten Station in Freiheit setzen. Wir halten jetzt nur an ländlichen Orten, da wird dein Hamster sich schon glücklicher fühlen ...»

«Vater», bat Ede. «Darf ich ihn wenigstens bis Graal mitnehmen? Ich dachte, wenn ich ein Weibchen für ihn fange, würde er sich nicht mehr so einsam fühlen ...»

«Ich weigere mich», sagte Vater strenge, «ich weigere mich, mir unsern Berliner Haushalt als ein Hamsternest zu denken. Du weißt Bescheid Ede! Eine Viertelstunde ...»

Und Vater setzte sich. Er zog seine «Tägliche Rundschau» aus der Tasche und verschwand ganz hinter ihr, zum Zeichen, daß er jede weitere Diskussion über diesen Fall ablehne.

Das sah Ede auch ein. Seufzend beugte er sich unter die Sitze und fing an, den Hamster zu locken. Aber Maxe war verstimmt, er weigerte sich, auf die Stimme seines Herrn zu hören.

Ich bot Ede wortlos Vaters Stock an. Er stocherte. Es war ein wütendes Fauchen zu hören. Dann gab der Hamster seine Position auf, aber nur, um unter Vaters Platz eine ganz ähnliche zu beziehen. Vater mußte in seiner Lektüre gestört werden. Schließlich erwies sich Vaters Befehl, Ede solle seinen Maxe allein fangen, nicht ausführbar. Wir beteiligten uns alle an der Jagd, Vater nicht ausgenommen.

Es ist für sechs Personen nicht ganz leicht, im engen Abteil eines fahrenden Zuges ein zähnefletschendes, rasendes Tier einzufangen. In der Hauptsache mußte die Jagd auf den Knien durchgeführt werden, nicht zum Vorteil unserer Reisegarderobe, die wir am Morgen fleckenfrei angezogen hatten.

Das fand Mutter auch, als sie von ihren Nachbarn zurückkehrte. Sie stieß einen Schreckensschrei aus, als sie diesen staubaufwirbelnden Tumult sah, mit Stöcken und Stangen, den bösen Feind zu fangen ...

«Aber Vater!» rief sie. «Elisabeth, willst du mal! Fiete, dein Kleid! Hans, laß das, Ede, aber ... Christa, nein, was macht ihr bloß — ?!! Wir wundern uns schon immer nebenan über das Gepolter ...»

Vater klärte Mutter auf, indes wir die Jagd fortsetzten. Mutter seufzte tief. «Junge, Junge, was machst du nur immer für Geschichten — !»

Der Zug fuhr langsamer, hielt. Wir warfen einen flüchtigen Blick hinaus: Kiefernwald. Ein kleiner Schuppen nur als Haltestelle.

«Macht doch mal die Tür auf!» rief einer.

Die Tür flog auf.

«Daß aber keiner hinausfällt!» warnte Mutter.

Schon fiel einer, aber es war nur der Hamster, den ein zielgerechter Stoß ins Freie befördert hatte. Einen Augenblick war er unsern Blicken entzogen. Dann sahen wir ihn wieder. Rasch lief

er über den Bahnsteig und stutzte einen Augenblick vor dem Lattenzaun. Aber schon hatte er sich durchgezwängt...

Einen Augenblick sahen wir ihn noch, wie er zum Walde hinauflief. Dann verschwand er zwischen Heidekraut — in der Freiheit...

«So, Louise», sagte Vater und setzte sich wieder behaglich in seine Ecke, während der Zug schon weiter fuhr. «Und jetzt kannst du uns etwas zu Mittag geben. Ich habe von Brathühnchen flüstern hören. Ich glaube, wir könnten jetzt ungestört essen, falls du nicht deine Kaninchen, Hans, noch irgendwo im Hintergrund hältst — ?»

Ich protestierte entrüstet.

«Bei euch weiß es nie jemand», sagte Vater friedlich. «Am besten ist man immer auf das Schlimmste gefaßt und genießt die ruhigen Stunden bis dahin als unverdientes Glück.»

STROHHALM, KOHLE UND BOHNE

(Nach Grimm)

In einem Dorfe wohnte eine arme alte Frau, die hatte Bohnen gebracht und wollte sie kochen. Sie machte also auf ihrem Herde ein Feuer, und damit es desto schneller brennen sollte, zündete sie das Holz mit einer Handvoll Stroh an. Als sie die Bohnen in den Topf schüttete, entfiel ihr unbemerkt eine von ihnen und kam auf den Boden neben einen Strohhalm zu liegen; bald darauf sprang auch eine glühende Kohle vom Herde zu den beiden herab. Da fing der Strohhalm an und sprach: «Liebe Freunde, wo kommt ihr her?» Die Kohle antwortete: «Ich bin zu meinem Glück dem Feuer entsprungen. Hätte ich das nicht mit Gewalt durchgesetzt, so wäre mir der Tod gewiß; ich wäre zu Asche verbrannt.» Die Bohne sagte: «Ich bin auch mit heiler Haut davongekommen; aber hätte mich die Alte in den Topf gebracht, ich wäre ohne Barmherzigkeit zu Brei gekocht worden, wie meine Kameraden.» «Wäre mir denn ein besseres Schicksal zuteil geworden?» sprach das Stroh; «alle meine Brüder hat die Alte in Feuer und Rauch umkommen lassen; sechzig hat sie auf einmal genommen und ums Leben gebracht. Glücklicherweise bin ich ihr zwischen den Fingern durchgeschlüpft.» «Was sollen wir aber nun anfangen?» sprach die Kohle. «Ich meine», antwortete die Bohne, «weil wir so glücklich dem Tode entronnen sind, so wollen wir als gute Gesellen zusammenhalten, und damit uns hier nicht ein neues Unglück trifft, gemeinschaftlich auswandern in ein fremdes Land.»

Der Vorschlag gefiel den beiden andern, und sie machten sich miteinander auf den Weg. Bald aber kamen sie an einen kleinen

TRÜ Raamatukogu

Bach, und da keine Brücke und kein Steg da war, so wußten sie nicht, wie sie hinüberkommen sollten. Der Strohhalm fand guten Rat und sprach: «Ich will mich querüber legen, so könnt ihr auf mir, wie auf einer Brücke, hinübergehen.» Der Strohhalm streckte sich also von einem Ufer zum andern, und die Kohle, die von hitziger Natur war, trippelte auch ganz keck auf die neugebaute Brücke. Als sie aber in die Mitte gekommen war und unter sich das Wasser rauschen hörte, wurde es ihr doch angst; sie blieb stehen und fürchtete weiter zu gehen. Der Strohhalm aber fing an zu brennen, zerbrach in zwei Stücke und fiel in den Bach. Die Kohle rutschte nach, zischte, wie sie ins Wasser kam, und starb. Die Bohne aber, die vorsichtigerweise noch am Ufer zurückgeblieben war, mußte über die Geschichte lachen, konnte nicht aufhören und lachte so gewaltig, daß sie zerplatzte. Nun wäre sie ebenfalls gestorben, wenn nicht glücklicherweise ein Schneider, der auf der Wanderschaft war, sich an dem Bache ausgeruht hätte. Weil er ein mitleidiges Herz hatte, so holte er eine Nadel und Zwirn heraus und nähte sie zusammen. Die Bohne bedankte sich bei ihm aufs schönste; aber da er schwarzen Zwirn gebraucht hatte, so haben seit der Zeit alle Bohnen eine schwarze Naht.

SECHSE KOMMEN DURCH DIE GANZE WELT

(Nach Grimm)

Es war einmal ein Mann, der verstand allerlei Künste. Er diente im Kriege und hielt sich brav und tapfer; aber als der Krieg zu Ende war, bekam er den Abschied und nur drei Heller Geld auf den Weg. «Wart'», sprach er, «mit mir geht man nicht so um! Find' ich die rechten Leute, so soll mir der König noch den Reichtum des ganzen Landes herausgeben.» Da ging er voll Zorn in den Wald und sah einen darin stehen, der hatte sechs Bäume ausgerupft, als wären's Kornhalme. Er sprach zu ihm: «Willst du mein Diener sein und mit mir ziehen?» — «Ja», antwortete jener, «aber erst will ich meiner Mutter das bißchen Holz heimbringen», und er nahm einen von den Bäumen und wickelte ihn um die fünf andern, hob sie auf die Schultern und trug sie fort. Dann kam er wieder und ging mit seinem Herrn, der sprach: «Wir zwei sollten wohl durch die ganze Welt kommen.» Als sie ein Weilchen gegangen waren, fanden sie einen Jäger, der lag auf den Knien und zielte. Sprach der Herr zu ihm: «Jäger, was willst du schießen?» Er antwortete: «Zwei Meilen von hier sitzt eine Fliege auf einem Eichenästchen, der will ich das linke Auge herausschießen.» — «O, geh mit mir», sprach der Mann, «wenn wir drei zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen.» Da ging der Jäger mit ihm, und sie kamen zu sieben

Windmühlen, deren Flügel hastig herumtrieben, und dabei war doch rechts und links kein Wind und bewegte sich kein Blättchen. Da sprach der Mann: «Ich weiß nicht, was die Windmühlen treibt; es regt sich ja kein Lüftchen», und ging mit seinen Dienern weiter; und als sie zwei Meilen gegangen waren, sahen sie einen auf einem Baume sitzen, der hielt das eine Nasenloch zu und blies aus dem andern. «Was machst du da oben?» fragte der Mann. Jener antwortete: «Zwei Meilen von hier stehen sieben Windmühlen, die blase ich an, daß sie gehen.» — «O, geh mit mir», sprach der Mann, «wenn wir vier zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen.» Da stieg der Bläser herab und ging mit. Nach einiger Zeit sahen sie einen, der stand auf einem Bein und hatte das andere abgeschnallt und neben sich gelegt. «Ei», sprach der Herr, «du hast dir's ja bequem gemacht zum Ausruhen.» — «Ich bin ein Läufer», antwortete der Mann, «und damit ich nicht gar zu schnell springe, habe ich mir das eine Bein abgeschnallt; denn wenn ich mit zwei Beinen laufe, so geht's geschwinder, als ein Vogel fliegt.» — «O, geh mit mir; wenn wir fünf zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen.» Da ging er mit; und gar nicht lange, so begegneten sie einem, der hatte ein Hütchen auf, hatte es aber ganz auf dem einen Ohr sitzen. Da sprach der Herr zu ihm: «Manierlich! Manierlich![41] Setz' deinen Hut doch ein bißchen grade; du siehst ja aus wie ein Narr.» — «Ich darf's nicht tun», sprach der Mann, «denn setz' ich meinen Hut grade, so kommt ein großer Frost, und die Vögel unter dem Himmel erfrieren und fallen tot zur Erde.» — «O, geh mit mir», sprach der Herr, «wenn wir sechs zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen.»

Nun gingen die Sechs in die Stadt, wo der König hatte bekannt machen lassen, wer mit seiner Tochter um die Wette laufe und siege, der sollte ihr Gemahl werden, wer aber verliere, müsse seinen Kopf hergeben. Da meldete sich der Mann und sprach: «Ich will aber meinen Diener für mich laufen lassen.» Der König antwortete: «Dann mußt du auch noch sein Leben aufs Spiel setzen, so daß sein und dein Leben in Gefahr stehen.» Das wurde verabredet und festgesetzt. Dann schnallte der Mann dem Läufer das andere Bein an und sprach zu ihm: «Nun lauf schnell und hilf, daß wir siegen.» Es war aber bestimmt, daß, wer zuerst Wasser aus einem fern gelegenen Brunnen brächte, Sieger sein sollte. Nun bekam der Läufer einen Krug und die Königstochter auch einen, und sie fingen zu gleicher Zeit zu laufen an; aber in einem Augenblick, als die Königstochter erst eine kleine Strecke fort war, konnte den Läufer schon kein Zuschauer sehen, und es war nicht anders, als wäre der Wind vorbeigesaust. In kurzer Zeit langte er bei dem Brunnen an, füllte den Krug mit Wasser und

---

[41] **manierlich** — gesittet, artig, wohlerzogen

kehrte wieder um. Mitten auf dem Heimwege aber wurde er müde; da stellte er den Krug hin, legte sich nieder und schlief ein. Er hatte aber den Kopf auf einen Pferdeschädel gelegt, damit er hart liege und bald wieder erwache. Indessen war die Königstochter, die auch gut laufen konnte, so gut als ein gewöhnlicher Mensch nur kann, zu dem Brunnen gekommen und lief mit ihrem Krug voll Wasser zurück, und als sie den Läufer daliegen und schlafen sah, war sie froh und sprach: «Der Feind ist in meine Hände gegeben», leerte seinen Krug aus und lief weiter. Nun wäre alles verloren gewesen, wenn nicht glücklicherweise der Jäger mit seinen scharfen Augen oben auf dem Schloß gestanden und alles mit angesehen hätte. Da sprach er: «Die Königstochter soll dennoch nicht gewinnen», lud sein Gewehr und schoß auf den Läufer, daß er den Pferdeschädel ihm unter dem Kopfe wegschoß, ohne ihm weh zu tun. Da erwachte der Läufer, sprang in die Höhe und sah, daß sein Krug leer und die Königstochter schon vor ihm war. Aber er verlor den Mut nicht, faßte den Krug, lief wieder zum Brunnen zurück, füllte ihn aufs neue mit Wasser und war doch noch zehn Minuten früher als die Königstochter daheim und gewann sie also seinem Herrn. «Seht ihr», sprach der Läufer, «jetzt hab' ich erst die Beine aufgehoben; vorher war's gar kein Laufen zu nennen.»

Den König aber kränkte es und seine Tochter noch mehr, daß sie so ein gemeiner Soldat heiraten sollte, und sie berieten miteinander, wie sie ihn und seine Gesellen loswürden. Da sprach der König zu ihr: «Ich habe ein Mittel gefunden. Fürchte dich nicht; sie sollen nicht wieder heimkommen.» Er sprach zu ihnen: «Ihr sollt nun zusammen lustig sein, essen und trinken», und führte sie zu einer Stube, die hatte einen Boden von Eisen, und die Türen waren auch von Eisen, und vor den Fenstern waren eiserne Stäbe. In der Stube aber war eine Tafel mit köstlichen Speisen. Da sprach der König zu den Sechsen: «Nun geht hinein und laßt's euch schmecken.» Wie sie aber darin waren, ließ er die Tür verschließen. Dann ließ er den Koch kommen und befahl ihm, so lange unter der Stube Feuer zu machen, bis das Eisen glühend werde. Das tat der Koch, und den Sechsen wurde in der Stube, während sie an der Tafel saßen, ganz warm, und sie meinten, das käme vom Essen. Als aber die Hitze immer größer wurde und sie hinaus wollten, Türen und Fenster aber verschlossen fanden, da merkten sie, daß der König Böses im Sinne hatte und sie ersticken wollte. «Es soll ihm aber nicht gelingen», sprach der mit dem Hütchen, «ich will einen Frost kommen lassen, vor dem sich das Feuer schämen soll.» Da setzte er sein Hütchen gerade, und bald kam ein so großer Frost, daß alle Hitze verlosch und die Speisen auf den Schüsseln zusammenfroren.

Als nun ein paar Stunden vorbei waren und der König glaubte, die Männer wären von der Hitze gestorben, ließ er die Tür öffnen

und wollte selbst nach ihnen sehen. Aber wie die Tür aufging, standen sie alle sechs da, frisch und gesund, und sagten, es wäre ihnen lieb, daß sie herauskämen, sich zu wärmen; denn bei der großen Kälte in der Stube frören die Speisen an den Schüsseln fest. Da ging der König voll Zorn hinab zu dem Koch, schalt ihn und fragte, warum er nicht getan hätte, wie ihm befohlen worden. Der Koch antwortete: «Es ist Glut genug da, seht nur selbst!» Da sah der König, daß ein gewaltiges Feuer unter der Eisenstube brannte, und merkte, daß er den Sechsen auf diese Weise nichts machen konnte.

Nun dachte der König aufs neue, wie er die bösen Gäste los würde; er ließ den Meister kommen und sprach: «Willst du Gold nehmen und dein Recht auf meine Tochter aufgeben, so sollst du haben, soviel du willst.» Da antwortete er: «Ja, Herr König, gebt mir soviel, als mein Diener tragen kann, so verlange ich Eure Tochter nicht.» Damit war der König zufrieden, und jener sprach noch: «So will ich in vierzehn Tagen kommen und es holen.» Darauf ließ er alle Schneider aus dem ganzen Reiche zusammenkommen, die mußten vierzehn Tage lang sitzen und einen Sack nähen. Und als er fertig war, mußte der eine, welcher Bäume ausraufen konnte, den Sack auf die Schultern nehmen und mit ihm zu dem König gehen. Da sprach der König: «Was ist das für ein gewaltiger Kerl, der den großen Sack auf den Schultern trägt?» erschrak und dachte: Was wird der für eine Masse Gold wegschleppen! Da befahl er eine Tonne Gold herzubringen, die mußten sechzehn der stärksten Männer tragen, aber jener stopfte sie mit einer Hand in den Sack und sprach: «Warum bringt ihr nicht gleich mehr? Das bedeckt ja kaum den Boden!» Da ließ der König nach und nach seinen ganzen Reichtum herbeitragen, den steckte der Starke in den Sack hinein, und er ward davon noch nicht zur Hälfte voll. «Schafft mir mehr herbei», rief er, «das füllt nicht.» Da mußten noch siebentausend Wagen mit Gold in dem ganzen Reich zusammengefahren werden, die stopfte der Starke zusammen mit den vorgespannten Ochsen in seinen Sack. Wie alles darin steckte, ging noch viel hinein; da sprach er: «Ich will dem Ding nur ein Ende machen und denken, man bindet den Sack zu, wenn er auch noch nicht voll ist.» Dann nahm er ihn auf den Rücken und ging mit seinen Gesellen fort.

Als der König nun sah, wie ein einziger Mann des ganzen Landes Reichtum forttrug, wurde er zornig und ließ alle seine Reiter kommen, die sollten den Sechsen nachjagen und hatten den Befehl, ihnen den Sack wieder abzunehmen. Zwei Regimenter holten sie bald ein und riefen ihnen zu: «Ihr seid Gefangene; legt den Sack mit dem Golde nieder, oder ihr werdet erschlagen!» — «Was», sprach der Bläser, «wir sind Gefangene? Lieber sollt ihr alle in der Luft herumtanzen», hielt das eine Nasenloch zu und blies mit dem andern die beiden Regimenter an; da fuhren sie

auseinander und in die Luft über die Berge fort, der eine hierher, der andere dorthin. Ein Feldwebel rief um Gnade, er hätte neun Wunden und wäre ein braver Kerl, der den Schimpf nicht verdiene. Da ließ der Bläser ein wenig nach, so daß er ohne Schaden wieder herabkam; dann sprach er zu ihm: «Nun, geh heim zum König und sag' ihm, er soll nur noch mehr Reiter schicken, ich will sie alle in die Luft hineinblasen.» Als der König das hörte, sprach er: «Laßt sie gehen, sie haben etwas an sich!» Da brachten die Sechs den Reichtum heim, teilten ihn unter sich und lebten vergnügt bis an ihr Ende.

Wilhelm Müller

DER LINDENBAUM

Am Brunnen vor dem Tore
Da steht ein Lindenbaum,
Ich träumt' in seinem Schatten
So manchen süßen Traum.

Ich schnitt in seine Rinde
So manches liebe Wort;
Es zog in Freud' und Leide
Zu ihm mich immerfort.

Ich mußt' auch heute wandern
Vorbei in tiefer Nacht,
Da hab ich noch im Dunkeln
Die Augen zugemacht.

Und seine Zweige rauschten,
Als riefen sie mir zu:
Komm her zu mir, Geselle,
Hier find'st du deine Ruh!

Die kalten Winde bliesen
Mir grad ins Angesicht,
Der Hut flog mir vom Kopfe,
Ich wendete mich nicht.

Nun bin ich manche Stunde
Entfernt von jenem Ort,
Und immer hör ich's rauschen:
Du fändest Ruhe dort.

Erich Kästner

DAS FLIEGENDE KLASSENZIMMER

(Auszug)

Zweihundert Schemel wurden gerückt. Zweihundert Gymnasiasten standen lärmend auf und drängten zum Portal des Speisesaals. Das Mittagessen im Kirchberger Internat war zu Ende.

«Teufel, Teufel!» sagte der Tertianer[42] Matthias Selbmann zu seinem einen Tischnachbarn. «Hab ich einen Hunger! Ich brauche dringend zwanzig Pfennige für eine Tüte Kuchenränder. Hast du Moneten?»

Uli von Simmern, ein kleiner blonder Junge, kramte den Geldbeutel aus der Tasche, gab dem immer hungrigen Freund zwei Groschen[43] und flüsterte: «Da, Matz! Laß dich aber nicht erwischen. Der schöne Theodor hat Gartenwache. Wenn der sieht, daß du aus dem Tore rennst, bist du geliefert.»

«Laß mich doch mit deinen albernen Primanern zufrieden, du Angströhre[44]», sagte Matthias großartig und steckte das Geld ein.

«Und vergiß nicht, in die Turnhalle zu kommen! Wir haben wieder Probe.»

«Eisern!» meinte Matz, nickte und verschwand, um sich schnellstens beim Bäcker Scherf in der Nordstraße Kuchenabfälle zu besorgen.

Draußen schneite es. Weihnachten lag in der Luft. Man konnte es schon förmlich riechen... Die meisten Schüler liefen in den Park hinaus, warfen sich mit Schneebällen oder rüttelten, wenn jemand gedankenvoll des Weges kam, mit aller Kraft an den Bäumen, daß der Schnee schwer aus den Zweigen prasselte. Hundertfältiges Gelächter erfüllte den Garten. Einige Oberklassianer[45] schritten würdig, Zigaretten rauchend und mit hochgeklapptem Mantelkragen, zum Olymp hinauf. (Olymp, so hieß seit Jahrzehnten ein entlegener geheimnisreicher Hügel, den nur die Primaner betreten durften und der, einem Gerücht nach, mit alten germanischen Opfersteinen ausgestattet war.)

Andere Schüler blieben im Schulgebäude, stiegen zu den Wohnzimmern hinauf, um zu lesen, Briefe zu schreiben, ein

---

[42] **Prima (erste Klasse), Sekunda (zweite Klasse), Tertia (dritte Klasse), Quarta (vierte Klasse), Quinta (fünfte Klasse), Sexta (sechste Klasse)** — frühere Bezeichnungen für die Klassen des Gymnasiums, entsprechen unserer elften, zehnten, neunten, achten, siebenten und sechsten Klasse. Primaner, Sekundaner, Tertianer usw. — Schüler der entsprechenden Klassen

[43] **Groschen** — alte Geldmünze (10 Pfennig)

[44] **Angströhre** — Spottname (vergl. Angsthase)

[45] **Oberklassianer** — Schüler der oberen Klassen

Mittagsschläfchen zu halten oder zu arbeiten. Aus den Klavierzimmern erscholl laute Musik.

Auf dem Turnplatz, der vor einer Woche vom Hausmeister in eine Eisbahn verwandelt worden war, lief man Schlittschuh. Dann gab es plötzlich eine Prügelei. Die Eishockeymannschaft wollte trainieren. Aber die Schlittschuhläufer wollten nicht von der Bahn herunter. Ein paar Sextaner und Quintaner mußten, mit Schneeschippen und Besen bewaffnet, das Eis säubern, froren an den Fingern und machten wütende Gesichter.

Vor dem Schulhaus stand eine aufgeregte Kindermenge und blickte nach oben. Denn im dritten Stockwerk balancierte der Sekundaner Gäbler auf den schmalen Fenstersimsen die Hauswand entlang aus einem Zimmer ins andere. Wie eine Fliege klebte er an der Mauer und schob sich langsam, Schritt für Schritt, seitwärts.

Die Jungen, die ihm zuschauten, hielten den Atem an.

Endlich war Gäbler am Ziel und sprang, mit einem Satz, durchs weitgeöffnete Fenster!

«Bravo!» riefen die Zuschauer und klatschten begeistert in die Hände.

«Was war denn eben los?» fragte ein Primaner, der etwas später vorüberkam.

«Och, nichts Besonderes», antwortete Sebastian Frank. «Wir haben bloß den Schreivogel[46] gebeten, mal aus dem Fenster zu gucken. Weil der Harry nicht glauben wollte, daß der Schreivogel schielt.» Die anderen lachten.

«Du willst mich wohl auf den Arm nehmen[47]?» fragte der Primaner.

«Nicht doch, nicht doch», erwiderte Sebastian bescheiden. «Bei Ihrer Größe? Ich würde mir ja glatt den Arm verstauchen.»

Der Primaner zog es vor, schnellen Schritts weiterzugehen.

Da kam Uli angerannt. «Sebastian, du sollst zur Probe kommen!»

«Der König sprach's, der Knabe lief», deklamierte Sebastian spöttisch und setzte sich langsam in Trab.

Vor der Turnhalle standen schon drei Jungen. Johnny Trotz, der Verfasser des Weihnachtsstücks mit dem spannenden Titel «Das fliegende Klassenzimmer», Martin Thaler, Primus und Bühnenmaler in einer Person, und Matthias Selbmann, der immer Hunger hatte, besonders nach den Mahlzeiten, und der später Boxer werden wollte. Er kaute und hielt dem mit Sebastian daherkommenden kleinen Uli ein paar Kuchenränder entgegen. «Da!» brummte er, «iß auch was, damit du groß und stark wirst.»

«Wenn du nicht so dumm wärst», sagte Sebastian zu Matz, «so

[46] **Schreivogel** — *hier* Spottname

[47] **Du willst mich wohl auf den Arm nehmen?** — Du willst mich wohl verspotten?

würde ich jetzt ausrufen: Wie kann ein gescheiter Mensch nur so viel fressen!»

Matthias zuckte gutmütig mit den Achseln und kaute weiter.

Sebastian stellte sich auf die Zehen, blickte durch das Fenster und schüttelte den Kopf. «Die Halbgötter hüpfen schon wieder Tango.»

«Los!» befahl Martin, und die fünf Jungen betraten die Turnhalle. Das Schauspiel, das sich ihnen bot, mißfiel ihnen offensichtlich. Zehn Primaner tanzten paarweise übers Parkett. Man übte für die Tanzstunde. Der lange Thierbach hatte sich, von der Köchin wahrscheinlich, den Hut geborgt. Er hatte ihn schief auf den Kopf gesetzt und bewegte sich, vom Arm des Partners krampfhaft elegant umfangen, als sei er eine junge Dame.

Martin ging zu dem Klavier hinüber, an dem der schöne Theodor saß und so falsch wie möglich in die Tasten hieb.

«Diese Fatzken»,[48] knurrte Matthias verächtlich. Uli versteckte sich hinter ihm.

«Ich muß Sie bitten, aufzuhören», sagte Martin höflich. «Wir wollen das Stück von Johnny Trotz weiterprobieren.»

Die Tänzer hielten inne. Der schöne Theodor unterbrach sein Klavierspiel und meinte hochnäsig: «Wartet gefälligst, bis wir die Turnhalle nicht mehr brauchen!» Dann spielte er weiter. Und die Primaner tanzten wieder.

Martin Thaler, der Primus der Tertia, kriegte seinen weit und breit bekannten roten Kopf. «Hören Sie, bitte, auf!» sagte er laut. «Doktor Bökh hat uns erlaubt, täglich von zwei bis drei Uhr mittags in der Turnhalle zu probieren. Das wissen Sie ganz genau.»

Der schöne Theodor drehte sich auf dem Klavierstuhl herum. «Wie sprichst du eigentlich mit deinem Stubenältesten? He?»

Uli wollte auskneifen. Er hatte keinen Sinn für zweifelhafte Situationen. Aber Matthias hielt ihn an dem Rockärmel fest, starrte wütend zu den Primanern hinüber und murmelte: «Teufel, Teufel! Soll ich dem langen Laban eins vor die Brust knallen?»

«Ruhe!» sagte Johnny. «Martin bringt das schon in Ordnung.»

Die Primaner standen im Kreis um den kleinen Thaler herum, als wollten sie ihn fressen. Und der schöne Theodor begann wieder seinen Tango zu spielen. Da stieß Martin die Umstehenden beiseite, trat dicht ans Klavier und schlug den Deckel zu! Den Primanern blieb vor Staunen die Spucke weg. Matthias und Johnny eilten zu Hilfe.

Doch Martin wurde ohne sie fertig. «Sie haben sich genau wie wir an die bestehenden Bestimmungen zu halten!» rief er empört. «Bilden Sie sich nur nichts drauf ein, daß Sie zufällig ein paar Jahre älter sind als wir! Beschweren Sie sich über mich

---

[48] **Fatzke** — Dummkopf, Narr, alberner Kerl

bei Doktor Bökh! Aber ich bestehe darauf, daß Sie die Turnhalle augenblicklich verlassen!»

Dem schönen Theodor war der Klavierdeckel auf die Finger gefallen. Sein hübsches Fotografiergesicht verzerrte sich vor Wut. «Na warte, mein Jungchen», sagte er drohend. Dann räumte er das Feld.[49]

Sebastian öffnete die Tür und verbeugte sich, ausgesucht höflich, vor den abziehenden Primanern.

«Diese Herren Tänzer», meinte er mißbilligend, als sie draußen waren. «Drehen sich in ihrer Tanzstunde mit angemalten Fräuleins im Kreise und halten sich für die Erdachse. Sie sollten lieber einmal lesen, was Arthur Schopenhauer[50] über die Weiber schreibt.»

«Ich finde die Mädchen sehr nett», sagte Johnny Trotz.

«Und ich hab eine Tante, die kann boxen», bemerkte Matthias stolz.

«Los, los!» rief Martin. «Jonathan! Die Probe kann anfangen.»

«Jawohl», sagte Johnny. «Also heute kommt das letzte Bild noch einmal dran. Das sitzt noch gar nicht. Matz, du kannst deine Rolle schlecht.»

«Wenn mein alter Herr wüßte, daß ich hier Theater spiele, nähme er mich sofort von der Schule», meinte Matthias. «Ich tu's ja auch bloß euch zuliebe. Wer außer mir könnte denn sonst den Petrus spielen, wie?» Dann holte er einen großen weißen Bart aus der Hosentasche und hängte sich ihn vors Gesicht.

Das Stück, das Johnny geschrieben hatte und das man zur Weihnachtsfeier in der Turnhalle aufführen wollte, hieß, wie gesagt, «Das fliegende Klassenzimmer». Es bestand aus fünf Akten und war ein beinah prophetisches Stück. Es beschrieb nämlich die Schule, wie sie in Zukunft vielleicht wirklich sein wird.

Im ersten Akt fuhr ein Studienrat[51], den Sebastian Frank mit Hilfe eines angeklebten Schnurrbarts naturgetreu darzustellen hatte, mit seiner Klasse im Flugzeug los, um den Geographieunterricht immer an Ort und Stelle abzuhalten. Martin, der Klassenerste, hatte, weil er sehr gut zeichnete, die Bühnenbilder ausgeführt. An einem Barren wurde ein auf weiße Pappe gemaltes Flugzeug angeheftet. Es hatte drei Propeller und drei Motoren und eine aufklappbare Tür, durch die man in das Flugzeug (also eigentlich in den Barren) steigen konnte.

Uli Simmern spielte die Schwester eines der «fahrenden Schüler». Er hatte sich von seiner Base Ursel ein Dirndlkleid schicken lassen. Und beim Friseur Krüger wollten sie eine blonde Gretchenperücke leihen. Eine Perücke mit langen geflochtenen

---

[49] **das Feld räumen** — zurückweichen, (den Ort) dem Feind überlassen
[50] **Arthur Schopenhauer** — deutscher Philosoph (1788—1860)
[51] **Studienrat** — akademisch gebildeter Lehrer an höheren Schulen

Zöpfen. Sie waren am vergangenen Sonnabend, als sie Ausgang gehabt hatten, dort gewesen und hatten Uli die Perücke aufgesetzt. Er war nicht wiederzuerkennen gewesen. Er hatte zum Verwechseln einem Mädchen geglichen! Fünf Mark betrug die Leihgebühr. Aber Friseur Krüger hatte gesagt, falls sie später, wenn es soweit wäre, sich alle bei ihm rasieren lassen würden, leihe er ihnen die Perücke zum halben Preis. Das hatten sie ihm denn auch fest versprochen.

Na ja. Im ersten Akt fuhr die Klasse los. Im zweiten Akt landete das Flugzeug am Kraterrand des Vesuvs. Martin hatte den feuerspeienden Berg sehr schön auf einem großen Stück Pappe aufgemalt. Man brauchte die Pappe nur vor ein Reck zu schieben, damit der Vesuv nicht umfiel, — und schon konnte Sebastian, der Herr Studienrat, seinen gereimten Vortrag über das Wesen der Vulkane abhalten und die Schüler über Herculanum und Pompeji, die von der Lava verschütteten römischen Städte, ausfragen. Schließlich brannte er sich an der von Martin gemalten Flamme, die aus dem Krater emporschoß, eine Zigarre an, und dann fuhren sie weiter.

Im dritten Akt gingen sie bei den Pyramiden von Gizeh[52] nieder, spazierten vor die nächste bemalte Pappwand und ließen sich von Sebastian die Erbauung dieser riesigen Königsgräber erklären. Dann kam Johnny, mumienbleich bemalt, als Ramses II. aus einer der Pyramiden hervor. Dabei mußte er sich freilich bücken, denn die Pappe war zu klein. Ramses hielt zunächst eine Lobrede auf die fruchtbaren Fluten des Nils und auf den Segen des Wassers im allgemeinen. Später erkundigte er sich nach dem Verlauf des Weltunterganges, den ihm sein Sterndeuter prophezeit hatte. Er war sehr ärgerlich, als er hörte, daß die Erde noch immer existiere. Und er drohte, er werde den Sterndeuter fristlos entlassen. Uli, der das Mädchen spielte, mußte den alten ägyptischen Pharao auslachen und sagen, der Sterndeuter sei doch längst tot. Daraufhin machte Ramses II. ein geheimnisvolles Zeichen, und Uli hatte ihm, völlig behext, in die sich langsam schließende Pyramide zu folgen. Die Zurückbleibenden mußten erst traurig sein, sich dann aber doch losreißen.

Im vierten Akt landete das «Fliegende Klassenzimmer» am Nordpol. Sie sahen die Erdachse aus dem Schnee herausragen und konnten mit eigenen Augen feststellen, daß die Erde an den Polen abgeplattet ist. Sie sandten eine Funkfotografie davon ans Kirchberger Tageblatt, hörten von einem Eisbären, den Matthias, in ein Fell gehüllt, darstellte, eine ergreifende Hymne auf die Einsamkeit zwischen Eis und Schnee, schüttelten ihm zum Abschied die Pranke und flogen weiter.

[52] **Gizeh** — Provinzhauptstadt in der Vereinigten Arabischen Republik, 8 km westlich von Gizeh befinden sich die drei größten ägyptischen Pyramiden

Durch ein Versehen des Studienrats und weil das Höhensteuer versagte, kamen sie, im fünften und letzten Akt, in den Himmel. Und zwar zu Petrus, der vor einem Tannenbaum saß, das Kirchberger Tageblatt las und Weihnachten feierte. Er erzählte ihnen, daß er ihren Rektor, den Oberstudiendirektor[53] Prof. Dr. Grünkern, gut kenne. Und wie es ihm gehe. Und hier oben sei nicht viel zu sehen. Denn der Himmel sei ja unsichtbar. Und fotografieren dürften sie auch nicht.

Der Studienrat fragte, ob ihnen Petrus das kleine Mädchen, das Ramses II. in die Pyramiden entführt habe, nicht wiederbeschaffen könne. Petrus nickte, sagte einen Zauberspruch, und sofort kam Uli aus einer gemalten Wolke herausgeklettert! Sie freuten sich sehr und sangen «Stille Nacht, heilige Nacht».

Das würden dann zur Weihnachtsfeier die Zuschauer, Lehrer und Schüler, alle mitsingen. Und so mußte die Aufführung bestimmt ein gutes Ende nehmen.

Heute probten sie also den letzten Akt.

Plötzlich wurde die Tür der Turnhalle stürmisch aufgerissen! Matthias blieb der Vers im Halse stecken. Die andern drehten sich erschrocken um, und Uli blickte neugierig aus der gemalten Wolke heraus, hinter der er seinen Auftritt erwartet hatte.

Im Rahmen der Tür stand ein Junge. Er blutete im Gesicht und an einer Hand. Sein Anzug war zerrissen. Er schmiß die Schülermütze wütend auf den Fußboden und brüllte: «Wißt ihr, was passiert ist?»

«Woher sollen wir das denn wissen, Fridolin?» fragte Matthias freundlich.

«Wenn ein Externer[54] nach dem Unterricht wieder in die Schule kommt und noch dazu so verprügelt aussieht wie du», meinte Sebastian, «dann . . .»

Aber Fridolin schnitt ihm das Wort ab. «Laß jetzt deinen Quatsch!» rief er. «Die Realschüler haben mich und den Kreuzkamm auf dem Nachhauseweg überfallen. Den Kreuzkamm haben sie gefangengenommen. Und die Diktathefte, die wir seinem Alten zum Korrigieren bringen sollten, haben sie auch!» (Kreuzkamms Vater war nämlich Deutschlehrer am Johann-Sigismund-Gymnasium.)

«Teufel, Teufel! Die Diktathefte haben sie auch?» fragte Matthias. «Gott sei Dank!»

Martin sah seinen Freund Johnny an. «Sind wir genug?» Johnny nickte.

«Dann los!» rief der Primus. «Über den Zaun in die Schre-

---

[53] **Oberstudiendirektor** — Direktor eines Gymnasiums (mit höherer akademischer Bildung)

[54] **Externer** — *hier* Schüler, der nicht im Internat wohnt

bergärten! Aber ein bißchen plötzlich[55]! Wir sammeln uns beim Nichtraucher!»

Sie rasten aus der Halle. Uli rannte neben Matthias her. «Wenn uns jetzt der schöne Theodor erwischt, sind wir hin», keuchte er.

«Dann bleib doch hier», meinte Matthias.

«Du bist wohl verrückt?» fragte der Kleine beleidigt.

Die sechs Jungen waren am Rande des Parks angelangt, erkletterten den Zaun und schwangen sich hinüber.

Matthias trug noch immer seinen falschen weißen Vollbart vorm Gesicht.

Den Nichtraucher — so nannten sie einen Mann, dessen wirklichen Namen sie gar nicht kannten. Sie nannten ihn nicht etwa den Nichtraucher, weil er nicht geraucht hätte; er rauchte sogar sehr viel. Sie besuchten ihn oft. Sie besuchten ihn heimlich und mochten ihn gern. Sie mochten ihn fast so gern wie ihren Hauslehrer, den Doktor Johann Bökh. Das will viel heißen.

Und sie nannten ihn den Nichtraucher, weil in seinem Schrebergarten ein alter Eisenbahnwaggon stand, in dem er Sommer und Winter wohnte; und dieser Waggon enthielt lauter Nichtraucherabteile zweiter Klasse. Er hatte ihn, als er vor einem Jahr in die Gartenkolonie zog, für hundertachtzig Mark von der Deutschen Reichsbahn gekauft, ein bißchen umgebaut und lebte nun darin. Die kleinen weißen Schilder, auf denen «Nichtraucher» stand, hatte er am Wagen stecken lassen.

Im Sommer und im Herbst blühten in seinem kleinen Garten wunderbare Blumen. Wenn er mit dem Umpflanzen, Gießen und Jäten fertig war, legte er sich ins grüne Gras und las in einem der vielen Bücher, die er besaß. Im Winter lebte er natürlich meist im Wagen. Mit einem kleinen Kanonenofen[56], dessen blauschwarzes Rohr zum Dach herausschaute und manchmal schrecklich qualmte, hielt er sein komisches Haus warm.

Schon oft hatten sie sich heimlich bei ihm Rat geholt. Vor allem dann, wenn sie ihren Hauslehrer nicht fragen wollten. Doktor Bökh hieß mit seinem Spitznamen Justus. Das heißt auf deutsch: der Gerechte! Denn Doktor Bökh war gerecht. Gerade deswegen verehrten sie ihn so.

Manchmal brauchten sie aber eben Ratschläge in solchen Fällen, wo Recht und Unrecht schwer voneinander zu trennen waren. Dann wagten sie sich nicht zum Justus, sondern kletterten hastig über den Zaun, um den Nichtraucher zu fragen.

Martin, Johnny, Sebastian und Fridolin, der verwundete Externe, traten durch das Tor des kahlen, verschneiten Gartens.

---

[55] **ein bißchen plötzlich** — möglichst schnell

[56] **Kanonenofen** — eiserner Ofen

Martin klopfte. Und dann verschwanden sie in dem Eisenbahnwaggon.

Matthias und Uli blieben vor dem Tor stehen. «Da ist, scheint's, wieder mal eine feierliche Keilerei[57] fällig», bemerkte Matthias voller Genugtuung.

Und Uli sagte: «Vor allem müssen wir schauen, daß wir die Diktathefte wiederkriegen.»

«Bloß nicht!» entgegnete Matthias. «Ich hab das dunkle Gefühl, als hätte ich furchtbaren Unsinn zusammengeschmiert. Hör mal, Kleiner, schreibt man Provintz mit tz?»

«Nein», antwortete Uli. «Nur mit z.»

«Aha», sagte Matthias. «Das hab ich also schon falsch gemacht. Und Profiand? Mit f?»

«Nein, mit v.»

«Und hinten?»

«Mit t.»

«Teufel, Teufel!» meinte Matthias. «In zwei Wörtern drei Fehler. Ich bin dafür, die Realschüler sollen uns den Kreuzkamm herausgeben und die Diktathefte behalten.»

Sie schwiegen eine Weile. Uli trat, weil er fror, von einem Fuß auf den andern. Schließlich sagte er: «Trotzdem würde ich sofort mit dir tauschen, Matz. Ich mache zwar nicht so viele Fehler im Diktat. Und im Rechnen auch nicht. Aber ich hätte furchtbar gern deine schlechten Zensuren, wenn ich außerdem deinen Mut hätte.»

«Das ist ja Quatsch», erklärte Matthias. «An meiner Dummheit ist nicht zu rütteln. Da kann mir mein Alter Nachhilfestunden geben lassen, soviel er will. Ich kapiere den Kram ja doch nicht! Es ist mir, offen gestanden, auch ganz egal, wie man Provintz und Profiand und Karrusel schreiben muß. Ich werde später mal Boxweltmeister, und da brauche ich keine Orthographie. Aber daß du ein Angsthase bist, das kannst du doch, wenn du willst, ändern!»

«Hast du 'ne Ahnung», meinte Uli niedergeschlagen und rieb sich die steifen Finger. «Was ich schon alles gemacht habe, um mir die Feigheit abzugewöhnen. Jedesmal nehm ich mir vor, nicht davonzulaufen und mir nichts bieten zu lassen. Felsenfest nehm ich mir's vor! Aber kaum ist es soweit, dann reiß ich auch schon aus. Ach, ist das ekelhaft, wenn man spürt, daß einem die andern absolut nichts zutrauen!»

«Na, du müßtest eben einmal irgendwas tun, was ihnen Respekt einjagt», sagte Matthias. «Etwas ganz Tolles. Daß sie denken: «Donnerwetter, ist der Uli ein verfluchter Kerl. In dem haben wir uns aber gründlich getäuscht.» Findest du nicht auch?»

Uli nickte, senkte den Kopf und stieß mit den Stiefelspitzen an

---

[57] **feierliche Keilerei** — *hier* ironisch gemeint

eine Zaunlatte. «Ich friere wie ein Schneider», erklärte er schließlich.

«Das ist ja auch kein Wunder», meinte Matthias streng. «Du ißt zu wenig! Es ist geradezu eine Schande. Man kann es kaum mit ansehen. Heimweh hast du wahrscheinlich außerdem, was?»

«Danke, es geht», sagte Uli leise. «Nur abends manchmal, oben im Schlafsaal.» Er schämte sich.

«Und ich hab schon wieder einen Hunger!» rief Matthias, über sich selbst empört. «Heute früh beim Diktat auch. Am liebsten hätte ich den ollen Professor Kreuzkamm gefragt, ob er mir 'ne Stulle borgen könnte. Statt dessen muß man überlegen, ob sich so blöde Wörter mit tz oder mit v schreiben!»

Uli lachte und sagte: «Matz, nimm doch endlich deinen weißen Vollbart aus dem Gesicht.»

«Herrje, hab ich die Matratze immer noch umhängen?» fragte Matthias. «Das sieht mir ähnlich.» Er steckte den Bart in die Tasche, bückte sich, machte eine Kollektion Schneebälle und warf sie mit aller Kraft nach dem Schornstein des Nichtrauchers. Er traf zweimal.

Im Innern des Eisenbahnwagens saßen die vier anderen Jungen unruhig auf den abgenutzten Plüschpolstern. Ihr Freund, der Nichtraucher, war noch gar nicht alt. Fünfunddreißig Jahre vielleicht. Er trug einen verschossenen Trainingsanzug, lehnte an der Schiebetür, rauchte aus einer kleinen englischen Pfeife und lauschte lächelnd dem ausführlichen Bericht, den Fridolin von dem Überfall gab. Schließlich war der Junge fertig.

Sebastian sagte: «Es wird das Gescheiteste sein, wenn Fridolin gleich geht und bei Kreuzkamms unauffällig feststellt, ob der Rudi inzwischen heimgekommen ist und ob er die Diktathefte mitgebracht hat.»

Fridolin sprang auf und sah den Nichtraucher an. Der nickte.

Und Martin rief: «Wenn der Rudi noch nicht da sein sollte, mußt du das Dienstmädchen einweihen, damit der Professor nichts erfährt.»

«Und dann», meinte Sebastian, «kommst du vor das Haus vom Egerland. Dort warten wir auf dich. Und wenn die Bande den Rudi und die Hefte noch nicht herausgegeben hat, steigen wir dem Egerland aufs Dach[58]. Er hat den Überfall geleitet. An ihn müssen wir uns halten. Vielleicht nehmen wir ihn als Geisel gefangen, verhandeln dann mit den anderen Realschülern und tauschen ihn gegen Rudi aus.»

«Also gut», sagte Fridolin. «Wo der Egerland wohnt, das wißt ihr. Ja? Förstereistraße 17. Bis nachher! Aber daß ihr auch dort seid!»

---

[58] **jemandem aufs Dach steigen** — jemanden zur Verantwortung ziehen, tadeln

«Eisern!» riefen die anderen. Fridolin gab dem Nichtraucher die mit einem Taschentuch verbundene, von den Feinden zerkratzte Hand und stürmte hinaus. Die anderen Jungen standen auch auf.

«Nun erklärt mir bloß», sagte der Nichtraucher mit seiner klaren, beruhigenden Stimme, «wieso der Egerland und die übrigen Realschüler auf den Einfall gekommen sein mögen, euren Professorensohn gefangenzunehmen und eure wissenschaftlichen Schriften zu beschlagnahmen!»

Die Jungen schwiegen. Dann sagte Martin: «Das ist was für unseren Dichter. Johnny, erzähle!»

Und Johnny nahm das Wort. «Dieser Überfall hat eine lange Vorgeschichte», berichtete er. «Daß die Realschüler mit uns verzankt sind, das ist gewissermaßen historisch. Es soll vor zehn Jahren schon genau so gewesen sein. Es ist ein Streit zwischen den Schulen, nicht zwischen den Schülern. Die Schüler führen eigentlich nur aus, was ihnen die Chronik der Schulen vorschreibt. Wir haben ihnen im vorigen Monat, als wir Ausgang hatten, auf den Spielwiesen eine Fahne abgenommen. Eine Art Räuberflagge. Mit einem scheußlichen Totenschädel drauf. Wir verweigerten die Herausgabe der Beute. Und da beschwerten sie sich telefonisch beim Justus. Der machte uns einen haushohen Krach. Wir verrieten aber nichts. Da drohte er: Wenn die Fahne nicht im Laufe von drei Tagen in den Händen der Realschüler sei, dürften wir ihn zwei Wochen lang nicht grüßen.»

«Eine komische Drohung», meinte der Nichtraucher und lächelte nachdenklich. «Wirkte sie denn?»

«Wie Backpflaumen»[59], sagte Johnny. «Am nächsten Tage schon fanden die Realschüler ihre Fahne wieder. Sie lag, wie aus den Wolken gefallen, im Schulhof.»

Sebastian fiel Johnny ins Wort. «Die Sache hatte nur einen Haken. Die Fahne war ein bißchen zerrissen.»

«Ein bißchen sehr zerrissen», verbesserte Martin.

«Und nun werden sie sich an den Diktatheften rächen wollen», schloß Sebastian, scharfsinnig wie immer, den Vortrag.

«Na, da zieht mal in euren historischen Krieg», sagte der Nichtraucher. «Vielleicht komm ich aufs Schlachtfeld in die Försterei-straße und verbinde die Verwundeten. Ich muß mich nur rasch umziehen. Und euer Justus, der gefällt mir immer besser.»

«Ja», rief Martin begeistert. «Der Doktor Bökh ist ein großartiger Kerl.» Der Nichtraucher zuckte leicht zusammen.

«Wie heißt euer Justus?»

«Doktor Johann Bökh», sagte Johnny. «Kennen Sie ihn etwa?»

«Kein Gedanke», meinte der Nichtraucher. «Ich kannte früher einmal jemanden, der so ähnlich hieß ... Nun macht aber, daß ihr

---

[59] **wie Backpflaumen** — *hier* ausgezeichnet, sehr gut

auf den Kriegspfad kommt, ihr Hottentotten! Und brecht niemandem das Genick. Euch nicht, und den anderen auch nicht. Ich lege nur noch ein Brikett in meinen Kamin und zieh mich um.»

«Auf Wiedersehen!» schrien die drei Jungen und rannten in den Garten.

Draußen sagte Sebastian: «Ich wette, er kennt den Justus.»

«Das geht uns nichts an», erklärte Martin. «Wenn er ihn besuchen will, — die Adresse weiß er ja nun.»

Sie stießen auf Matthias und Uli. «Na endlich», knurrte Matthias. «Uli ist schon halb erfroren.»

«Dauerlauf macht warm», sagte Martin. «Los!» Und dann trabten sie stadtwärts.

Es schneite noch immer. Der Atem der rennenden Jungen dampfte, als ob sie dicke Zigarren rauchten. Vor den Lichtspielen am Barbarossaplatz standen ein paar externe Quartaner. Sie wollten ins Kino gehen und warteten darauf, daß geöffnet wurde.

«Lauft mal ruhig weiter!» rief Martin seinen Kameraden zu. «Ich hole euch schon wieder ein.» Dann trat er zu den Quartanern. «Ihr könntet uns einen Gefallen tun», sagte er. «Laßt das Kino sein! Die Realschüler haben den Kreuzkamm gefangengenommen, und wir müssen ihn rausholen.»

«Sollen wir gleich mitkommen?» fragte der Quartaner Schmitz. Er war klein und kugelrund und wurde Fäßchen genannt.

«Nein», meinte Martin. «Es hat Zeit. Seid, bitte, in einer Viertelstunde in der Vorwerkstraße, an der Ecke der Försterei-straße. Bringt noch 'n paar Jungen mit. Aber verteilt euch beim Anmarsch. Und steckt die Mützen ein! Sonst wissen die Realisten zu früh, daß wir was vorhaben.»

«Schon gut, Martin», sagte das Fäßchen.

«Also, ich verlasse mich auf euch.»

«Eisern!» riefen die Quartaner. Und Martin rannte keuchend weiter. Er holte die anderen ein und führte sie, da man unbemerkt bleiben wollte, auf Umwegen an die Förstereistraße heran. In der Vorwerkstraße, an der Ecke, machten sie halt.

Wenig später kam Fridolin angefegt.

«Na?» fragten sie alle wie aus einem Mund.

«Der Rudi ist noch nicht zu Hause», sagte er, ganz außer Atem. «Das Dienstmädchen ist glücklicherweise gar nicht so dumm, wie sie aussieht. Sie will dem Professor, wenn er fragt, sagen, Rudi sei bei mir zum Essen eingeladen.»

«Es wird also ernst», meinte Matthias befriedigt. «Da will ich mal schnell in die Nummer 17 gehen und den Egerland in Atome zertrümmern.»

«Hier bleibst du!» befahl Martin. «Mit Prügeln allein ist uns nicht geholfen. Und wenn du dem Egerland den Kopf abreißt, wis-

sen wir immer noch nicht, wo der Kreuzkamm mit den Heften steckt. Wart's nur ab. Wir werden dich schon noch brauchen.»

«Das ist eine Aufgabe für mich», meinte Sebastian Frank, und damit hatte er recht. «Ich geh als Parlamentär[60] hin. Vielleicht gelingt die Sache auch so.»

«So siehst du gerade aus.» Matthias lachte mißbilligend.

«Ich werde wenigstens ausfindig machen, wo der Rudi steckt», sagte Sebastian. «Das ist auch schon was wert.» Er zog ab. Martin begleitete ihn ein Stück.

Matthias lehnte sich an eine Laterne, zog ein Heft aus der Tasche und bewegte die Lippen, als rechne er.

Uli fror schon wieder. «Was zählst du denn, Matz?» fragte er.

«Meine Schulden», gestand Matthias trübselig. «Ich fresse meinen alten Herrn[61] noch kahl.» Dann klappte er das Heft zu, steckte es wieder ein und sagte: «Fridolin, pump[62] mir 'nen Groschen! Im Dienst der guten Sache. Du kriegst ihn spätestens übermorgen zurück. Mein Alter hat geschrieben, daß er das Reisegeld und außerdem zwanzig Mark abgeschickt hat. Wenn ich jetzt nichts esse, kann ich nachher nicht zuschlagen.»

«Das ist ja glatte Erpressung», sagte Fridolin und gab ihm zehn Pfennige.

Matthias schoß wie ein Pfeil in den nächsten Bäckerladen. Als er wiederkam, kaute er selig und hielt den anderen eine Tüte hin. Es waren Semmeln. Aber die anderen wollten nicht. Fridolin schaute gespannt um die Straßenecke. Und Johnny Trotz betrachtete ein Kolonialwarengeschäft, als liege mindestens der Schatz der Inkas im Schaufenster. Sie kannten das schon an ihm. Bei allem, was er anschaute, machte er Augen, als habe er es noch nie vorher gesehen. Deswegen redete er wohl auch so wenig. Er war dauernd mit Sehen und Hören beschäftigt.

Da bog Martin um die Ecke, nickte ihnen aber nur zu und verschwand im Eckhaus der Vorwerkstraße. Uli freute sich über den Appetit von Matthias und sagte: «Der Martin ist ein Kerl, was? Wie er vorhin die Primaner aus der Turnhalle hinausjagte!»

«Martin ist ganz ohne Frage der ulkigste Primus von Europa», meinte Matthias kauend. «Er ist widerlich fleißig und trotzdem kein Streber. Er ist, seit er in der Schule ist, Klassenerster und macht trotzdem jede ernsthafte Keilerei mit. Er hat eine halbe Freistelle[63] und kriegt Stipendien, aber er läßt sich von niemandem was bieten. Ob das nun Primaner sind oder Lehrer oder die Könige aus dem Morgenlande, — wenn er im Recht ist, benimmt er sich wie eine Herde wilder Affen.»

«Ich glaube, er hat sich den Justus zum Vorbild genommen»,

---

[60] **Parlamentär** — Vermittler zwischen Kriegführenden
[61] **alter Herr** — *hier* Vater
[62] **pumpen** — *hier* leihen
[63] **eine halbe Freistelle haben** — nur das halbe Schulgeld zahlen müssen

sagte Uli, als verrate er ein großes Geheimnis. «Er liebt die Gerechtigkeit genau wie der Justus. Und da wird man wahrscheinlich so'n Kerl.»

Sebastian klingelte in der Förstereistraße 17, im dritten Stock, bei Egerlands. Eine Frau öffnete und blickte ihn mürrisch an. «Ich gehe mit Ihrem Sohn in dieselbe Klasse», sagte Sebastian. «Kann ich ihn mal sprechen?»

«Das ist ja heute wie im Taubenschlag», brummte die Frau. «Was ist denn mit euch Brüdern los? Einer holt den Kellerschlüssel, um seinen Rodelschlitten einzustellen. Der zweite braucht dringend eine Wäscheleine. Und die übrigen kommen in die Wohnung und machen mir die Teppiche dreckig.»

Sebastian putzte sich die Stiefel auf dem Strohdeckel sauber und fragte: «Ist er jetzt allein, Frau Egerland?»

Sie nickte unwillig und ließ ihn eintreten. «Dort ist sein Zimmer.» Sie zeigte auf eine Tür im Hintergrunde des Korridors.

«Ach, eh ich's vergesse», sagte der Junge, «haben Sie den Kellerschlüssel schon wiedergekriegt?»

«Du willst wohl auch einen Schlitten einstellen?» knurrte sie.

Er schüttelte den Kopf. «Nicht unbedingt nötig, liebe Frau Egerland», meinte er und trat, ohne anzuklopfen, ins Zimmer des feindlichen Anführers.

Der Realschüler Egerland hüpfte vor Staunen vom Stuhl. «Was soll denn das heißen?» rief er. «Ein Gymnastiker?»[64]

«Ich bin ein reitender Bote», sagte Sebastian. «Ich bin ein Parlamentär und bitte, das zu berücksichtigen.»

Egerland runzelte die Stirn. «Dann binde dir wenigstens ein weißes Taschentuch um den Arm. Sonst geht's dir schlecht, wenn dich meine Leute erwischen.»

Sebastian holte ein Taschentuch heraus, meinte lächelnd: «Sehr weiß ist es nicht mehr», und band es mit Hilfe der linken Hand und der Zähne um den rechten Arm.

«Und was willst du?» fragte Egerland.

«Wir bitten euch um die Herausgabe des Gymnasiasten Kreuzkamm und der Diktathefte.»

«Was bietet ihr dafür?»

«Nichts», sagte Sebastian kühl. «Unsre Leute kommen bald und werden sich den Gefangenen, wenn ihr ihn nicht freiwillig herausgebt, holen.»

Egerland lachte. «Erst müßt ihr wissen, wo er ist. Und dann müßt ihr ihn befreien. Das sind zwei Sachen, die viel Zeit kosten, mein Lieber.»

«Bitte keine Vertraulichkeit», entgegnete Sebastian streng. «Ich bin nicht dein Lieber, verstanden? Außerdem erlaube ich mir

---

[64] **Gymnastiker** — Schüler eines Gymnasiums (im Schülerargot)

zu sagen, daß ihr mit dem Rudi Kreuzkamm nicht das geringste anfangen könnt. Wollt ihr ihn etwa tagelang versteckt halten? Das könnte sehr unangenehm für euch werden. Aber zur Sache. Welche Bedingungen stellt ihr?»

«Eine einzige Bedingung müßt ihr erfüllen», sagte Egerland. «Ihr schreibt sofort einen Brief an uns, in dem ihr euch entschuldigt, daß ihr unsre Fahne zerrissen habt, und in dem ihr bittet, wir möchten euch den Gefangenen und die Hefte zurückgeben.»

«Andernfalls?»

«Andernfalls verbrennen wir die Diktathefte, und der Kreuzkamm bleibt gefangen. Ich kann dir schon jetzt versprechen: Der wird, wenn ihr den Brief nicht schreiben solltet, bei uns zum alten Mann! Ohrfeigen kriegt er außerdem. Alle zehn Minuten sechs Stück.»

Sebastian sagte: «Die Bedingungen sind selbstverständlich unannehmbar. Ich fordere dich zum letztenmal auf, den Kreuzkamm und die Hefte bedingungslos auszuliefern.»

«Wir denken ja gar nicht daran», antwortete Egerland entschieden.

«Dann ist meine Aufgabe hier erledigt», meinte Sebastian. «Wir schreiten in etwa zehn Minuten zur Befreiung des Gefangenen.»

Egerland nahm ein schwarzes Tuch vom Tisch, öffnete das Fenster, hängte das Tuch zum Fenster hinaus und brüllte «Ahoi!» in den Hof. Dann schloß er das Fenster, lachte spöttisch und sagte: «Bitte schön, holt ihn euch!»

Sie verbeugten sich feindselig voreinander, und Sebastian verließ eiligst die Wohnung.

Als er zu seinen Leuten zurückkam, waren, unter Fäßchens Leitung, eben die Quartaner eingetroffen. Ungefähr zwanzig Jungen standen in der Vorwerkstraße, froren an den Zehen und warteten gespannt auf den Parlamentär.

«Wir sollen einen Entschuldigungsbrief schreiben, wegen der zerrissenen Fahne», berichtete Sebastian. «Und außerdem sollen wir schriftlich um die Herausgabe des Gefangenen und der Hefte bitten.»

«Da lachen ja die Hühner!» rief Matthias. «Los, Kinder! Hauen wir sie in die Pfanne![65]»

«Wo steckt denn der Martin?» fragte Uli besorgt.

«Und wo ist nun eigentlich der Kreuzkamm?» fragte Johnny Trotz.

«Ich glaube, sie haben ihn in Egerlands Keller eingesperrt und gefesselt», meinte Sebastian. «Egerlands alte Dame[66] erzählte so etwas ähnliches. Den Kellerschlüssel hätten sie verlangt. Und eine Wäscheleine.»

---

[65] **Hauen wir sie in die Pfanne!** — *hier* Schlagen wir sie endgültig!

[66] **alte Dame** — *hier* Mutter

«Also rein ins Vergnügen!» schrie Fäßchen. Und auch die andern konnten es nicht erwarten.

Da kam Martin angerannt. «Los! Sie versammeln sich schon im Hofe!»

Sebastian berichtete.

«Wo warst du denn die ganze Zeit?» fragte Uli.

Martin zeigte auf das Eckhaus in der Vorwerkstraße. «Von dort aus kann man in Egerlands Hof hinübersehen. Er hat ein schwarzes Tuch herausgehängt und «Ahoi!» gebrüllt, und nun kommt die Bande aus den umliegenden Häusern gelaufen.»

Er sah sich um und zählte.

«Wir sind genug», sagte er beruhigt.

«Weißt du vielleicht sogar, wo der Kreuzkamm steckt?» fragte Sebastian eifersüchtig.

«Ja. In Egerlands Keller. Und ein paar Realisten[67] bewachen ihn. Wir müssen sofort losschlagen. Sonst kommen da drüben immer mehr zusammen. Wir müssen den Hof stürmen und den Keller besetzen. Die eine Hälfte, unter Johnnys Kommando, dringt von der Straße her ins Haus. Die andere Hälfte, unter meiner Leitung, macht vom Eckhaus her, in dem ich eben war, über die Mauer weg einen Flankenangriff. Aber ein paar Minuten später.»

«Moment mal», sagte jemand hinter ihnen. Sie drehten sich erschrocken um.

Der Nichtraucher stand lächelnd da. «Guten Tag!» riefen sie alle und lächelten zurück.

«Das geht natürlich nicht, was ihr da vorhabt», erklärte er. «Der Egerland hat bereits dreißig Jungen beisammen. Ich hab sie mir grade betrachtet. Außerdem wird euer Krieg einen derartigen Krach verursachen, daß das Überfallkommando zur Stelle kommt.»

«Und dann erfahren's beide Schulen», sagte Uli frierend, «und es gibt Skandal. So kurz vor Weihnachten!»

Matthias sah den Kleinen streng an.

«Na ja, es ist doch wahr», meinte Uli betreten. «Es ist nicht etwa, weil ich meinetwegen Angst hätte, Matz.»

«Was raten Sie uns also?» fragte Martin.

«Seht ihr den Bauplatz da drüben? Ihr fordert die Realschüler auf, sich dort mit euch zu treffen. Und dann veranstaltet ihr einen Zweikampf. Wozu sollen sich denn alle verprügeln? Ihr und sie stellen ja einen Vertreter. Es genügt, daß sich zwei verhauen. Wenn euer Vertreter gewinnt, müssen sie euch den Gefangenen bedingungslos herausgeben.»

«Und wenn der Realschüler gewinnt?» fragte Sebastian ironisch.

«Teufel, Teufel!» sagte Matthias. «Bist du plötzlich wahnsinnig geworden? Ich will nur schnell noch eine Semmel essen.» Er griff

[67] **Realisten** — Schüler einer Realschule

in seine Tüte und begann zu kauen. «Die Realisten werden den Wawerka aufstellen. Und den erledige ich mit der linken Hand.»

«Gut!» rief Martin. «Versuchen wir's so! Sebastian, gehe und bringe sie zum Bauplatz! Wir gehen schon hinüber.»

«Macht vorsichtshalber einen Berg Schneebälle!» rief Sebastian. «Falls etwas schief geht.»

Dann raste er um die Ecke.

Auf der einen Seite des Bauplatzes standen die Gymnasiasten, auf der anderen die Realschüler. In der Platzmitte fand die förmliche Begegnung der beiden Anführer statt. Sebastian begleitete Egerland. «Unsre Gegner sind mit dem Vorschlag einverstanden», sagte er zu Martin. «Der Zweikampf wird also stattfinden. Sie stellen den Heinrich Wawerka als ihren Vertreter auf.»

«Für uns wird Matthias Selbmann antreten», erklärte Martin. «Das Turnier soll, schlägt er vor, entschieden sein, wenn einer von beiden aus dem Kampfring flüchtet oder verteidigungsunfähig geworden ist.»

Egerland sah zu Wawerka hinüber, einem großen, stämmigen Burschen. Wawerka nickte finster, und Egerland sagte: «Wir nehmen die Kampfbedingungen an.»

«Wenn unser Vertreter siegt», erklärte Sebastian, «liefert ihr uns bedingungslos den Gefangenen und die Hefte aus. Wenn Wawerka gewinnt, könnt ihr sie behalten.»

«Und dann schreibt ihr den Entschuldigungsbrief?» fragte Egerland spöttisch.

«Auf alle Fälle wird dann neu verhandelt», sagte Martin. «Schlimmstenfalls schreiben wir sogar den Brief. Zunächst findet aber das Duell statt.»

«Ich bitte die Anführer, zu ihren Leuten zurückzukehren!» rief Sebastian.

Nun lag der Platz zwischen den feindlichen Heeren leer. Links löste sich Wawerka aus den Reihen der Realschüler. Von rechts näherte sich Matthias.

«Ahoi!» schrien die Realisten.

«Eisern!» brüllten die Gymnastiker.

Und jetzt standen die zwei Kämpfer einander lauernd gegenüber. Es war still geworden. Man wartete auf den Beginn der Feindseligkeiten. Keiner der beiden schien anfangen zu wollen.

Da bückte sich Wawerka blitzschnell und zerrte dem Gegner die Füße vom Boden fort. Matthias fiel rücklings und der Länge nach in den Schnee. Der andre warf sich über ihn und prügelte drauflos.

Die Realschüler jaulten vor Begeisterung. Die Gymnasiasten waren erschrocken; und Uli, der vor Kälte und Aufregung klapperte, sagte fortwährend leise vor sich hin: «Matz, sei, bitte, recht vorsichtig! Matz, sei ja recht vorsichtig! Mätzchen, sieh dich doch vor!»

Plötzlich konnte Matthias den rechten Arm von Wawerka packen und drehte ihn langsam herum. Wawerka fluchte wie ein Kutscher. Das half aber nichts. Er mußte nachgeben und rollte zur Seite. Nun packte Matthias Wawerkas Kopf und drückte den Gegner mit dem Gesicht tief in den Schnee hinein. Der Realschüler zappelte mit den Beinen. Die Luft wurde ihm knapp.

Matthias ließ ihn überraschend frei, sprang drei Schritte zurück und erwartete den nächsten Angriff. Sein linkes Auge war geschwollen. Wawerka stand ächzend auf, spuckte ein halbes Pfund Schnee aus und stürmte zornig auf Matthias los. Der aber bückte sich, und der Realschüler flog im Hechtsprung[68] über ihn weg. Wieder in den Schnee hinein! Die Gymnasiasten lachten und rieben sich die Hände. Matthias drehte sich zu seinen Freunden um und rief: «Jetzt fang ich überhaupt erst an!»

Wawerka stand auf, ballte die Fäuste und wartete. Matthias kam näher, holte aus und schlug zu. Der andere schlug zurück. Matz schlug wieder. So prügelten sie sich ein Weilchen, ohne Vorteile für den einen oder den andern. Da bückte sich Matthias. Wawerka senkte die Fäuste, um den Körper zu schützen. Matz aber sprang hoch, schlug zu und traf den Realschüler am ungedeckten Kinn.

Wawerka taumelte, drehte sich betrunken im Kreise und kriegte die Arme nicht mehr hoch. Er war völlig benommen.

«Los, Matz!» schrie Sebastian hinüber. «Mach ihn fertig!»

«Nein», rief Matthias. «Er soll sich erst noch einmal erholen.»

Wawerka bückte sich mühsam und stopfte sich eine Portion Schnee in den Rockkragen. Das brachte ihn wieder zu sich. Er hob die Fäuste von neuem und rannte auf Matthias los. Der sprang zur Seite. Und Wawerka sauste an ihm vorbei. Die Realschüler brüllten «Ahoi!» Wawerka blieb stehen, drehte sich um, wie ein Stier in der Arena, und knurrte: «Komm ran, du Lausejunge!»

«Moment», sagte Matthias. Er schritt näher und hielt dem andern eine Faust unter die Nase. Wawerka schlug voller Wut zu. So wurde sein Gesicht wieder frei, und schon erhielt er ein derartiges Ding hinters Ohr, daß er sich hinsetzte. Er kam wieder hoch, rannte auf Matthias zu und wurde mit ein paar knallenden Ohrfeigen empfangen. Sie waren gar nicht mehr nötig. Er war vollkommen erledigt. Matthias packte den Wehrlosen bei den Schultern, drehte ihn um und gab ihm einen Tritt. Wie eine aufgezogene Laufpuppe stolperte Heinrich Wawerka aus dem Kampfring, mitten in die sprachlose Gruppe der Realschüler hinein. Wenn sie ihn nicht aufgehalten hätten, wäre er weitergetorkelt.

Matthias wurde begeistert empfangen. Alle schüttelten ihm die Hand. Uli strahlte übers ganze Gesicht. «Und Angst hab ich deinetwegen gehabt!» sagte er. «Tut das Auge sehr weh?»

---

[68] **Hechtsprung** — gymnastischer Sprung

«Keine Bohne», brummte der Sieger gerührt. «Hast du übrigens meine letzte Semmel aufgehoben?» Der Kleine gab ihm die Tüte, und Matthias kaute wieder einmal.

«Nun wollen wir rasch den Kreuzkamm herausholen!» rief das Fäßchen.

Es kam anders. Egerland erschien, machte ein verlegenes Gesicht und sagte: «Es tut mir furchtbar leid. Meine Leute wollen euch den Gefangenen nicht ausliefern.»

«Aber das ist ja unmöglich», meinte Martin. «Wir haben es doch vorher ganz genau besprochen! Ihr könnt doch nicht einfach euer Wort brechen!»

«Ich bin ganz deiner Ansicht», entgegnete Egerland niedergeschlagen. «Doch sie verweigern mir den Gehorsam. Ich kann nichts dagegen machen.»

Martin kriegte wieder seinen roten Kopf. «Das ist unglaublich!» rief er außer sich. «Haben die Kerle denn keinen Anstand im Leibe?»

«Teufel, Teufel! Wenn ich das gewußt hätte», sagte Matthias kauend, «dann hätte ich den Wawerka zu Frikasee gemacht. Uli, wie schreibt man Frikasee?»

«Mit zwei s», antwortete Uli.

«Zu einem Frikassee mit vier s hätte ich ihn verarbeitet», sagte Matthias.

«Mir ist die Geschichte entsetzlich peinlich», meinte Egerland. «Ich bin zwar eurer Ansicht, aber ich muß doch zu meinen Leuten halten. Nicht wahr?»

«Natürlich», sagte Sebastian. «Du hast eben Pech. Du bist ein typisches Beispiel für den Konflikt der Pflichten. Das gab's schon öfter.»

Der Nichtraucher kam langsam über den Platz, nickte Matthias anerkennend zu und erkundigte sich, was es denn gäbe. Sebastian berichtete den Sachverhalt. «Donnerschlag!» sagte der Nichtraucher. «Solche Strolche gibt es unter den Jungens von heute? Es tut mir leid, Martin, daß ich euch den Zweikampf vorgeschlagen habe. So etwas ist natürlich nur unter anständigen Menschen möglich.»

«Sie haben vollkommen recht, mein Herr», meinte Egerland. «Das einzige, was ich tun kann, ist, daß ich mich dem Gymnasium als Geisel zur Verfügung stelle. Martin Thaler, ich bin euer Gefangener!»

«Bravo, mein Junge», sagte der Nichtraucher. «Aber das hat natürlich nicht den geringsten Sinn. Wieviel Jungen sollen denn heute noch eingesperrt werden?»

«Es ist gut», sagte Martin. Sein Gesicht war ernst und blaß. «Du bist ein feiner Kerl. Gehe zu deinen Leuten zurück und teile ihnen mit, daß wir in zwei Minuten angreifen werden. Das wird

übrigens der letzte Kampf zwischen uns und euch sein. Mit Wortbrüchigen kämpfen wir nicht mehr. Wir verachten sie nur.»

Egerland verbeugte sich stumm und lief fort.

Martin versammelte hastig die Jungen um sich und sagte leise: «Jetzt paßt mal gut auf! In zwei Minuten beginnt ihr eine Schneeballschlacht. Die Leitung übernimmt Sebastian. Denn Matthias, Johnny Trotz und ich haben einen kleinen Ausflug vor. Wehe, wenn ihr die Schlacht gewinnt, bevor wir zurück sind! Ihr habt die Aufgabe, die Realschüler hier festzuhalten! Ihr dürft sogar ein bißchen zurückweichen. Damit sie euch verfolgen.»

«Das ist mir zu hoch», meinte das Fäßchen, bückte sich und machte Schneebälle.

«Ein ausgezeichneter Plan», sagte Sebastian voller Anerkennung. «Verlaß dich ganz auf mich. Ich werde hier das Ding schon drehen[69].»

Uli, der am liebsten mit Matthias zusammengewesen wäre, trat an Martin heran. «Darf ich nicht mit euch kommen?»

«Nein», entgegnete Martin.

«Aber Uli!» rief Sebastian. «Du mußt doch hierbleiben und beim Zurückweichen helfen. Das kannst du doch so gut!»

Uli traten Tränen in die Augen.

Matthias holte aus, als wolle er Sebastian totschlagen. «Ein andres Mal», knurrte er dann. «Ich will jetzt nicht privat werden.»

Von drüben kamen die ersten Schneebälle angeflogen. Sebastian erteilte Befehle. Die Schlacht auf dem Bauplatz begann.

Der Nichtraucher sagte zu Uli: «Kopf hoch, Kleiner!» Den anderen nickte er zu. «Hals- und Beinbruch, ihr Lümmels, Ihr habt ja den Martin. Da braucht ihr mich nicht.»

«Eisern!» brüllten sie. Dann ging er, freundlich und gedankenvoll, zwischen den sausenden Schneebällen nach Hause. In seinen Eisenbahnwagen.

Sebastian fegte von einer Gruppe zur andern. Die Gymnasiasten waren wegen des Wortbruchs vollständig aus dem Häuschen und hätten die Realschüler am liebsten über den Haufen gerannt. Das Fäßchen war besonders ungeduldig. «So gib schon endlich den Befehl zum—», Sturmangriff wollte er rufen. Aber ein feindlicher Schneeball platzte ihm mitten in den Mund. Er machte ein verdutztes Gesicht. Die andern Quartaner lachten.

«Du hast zwar nicht kapiert, warum wir jetzt nicht gewinnen dürfen», sagte Sebastian. «Aber gehorchen mußt du trotzdem.» Dann sah er sich nach Uli um. Der fror an den Händen und hatte sie in die Hosentaschen gesteckt. Als er Sebastians Blick merkte, zog er die Finger rasch wieder heraus und beteiligte sich an der Schlacht.

---

[69] **ein Ding drehen** — etwas anstellen

Inzwischen rannten Martin, Johnny und Matthias die Vorwerkstraße entlang, verschwanden in dem Eckhaus, liefen in den Hof, sprangen über die Mauer und standen vor dem Hofeingang des Hauses, in dem Egerland wohnte.

«Dort ist die Kellertür», flüsterte Martin. Matthias klinkte vorsichtig auf, und die drei stiegen unhörbar die glatten Stufen hinunter. Mitten in völliges Dunkel hinein. Es roch nach alten Kartoffeln.

Nun gingen sie durch schmale, niedrige Gänge. Ein paarmal ging's um die Ecke. Da zupfte Johnny Martin am Rockärmel. Sie blieben stehen und bemerkten einen Seitengang, der erhellt war. Sie schlichen langsam näher und hörten eine fremde Jungenstimme.

«Kurt», sprach die Stimme, «es sind schon wieder zehn Minuten herum.»

«Na, da wollen wir mal weiterarbeiten», meinte eine andere fremde Stimme. «Mir tun schon die Hände weh.» Und jetzt vernahm man, sechsmal hintereinander, lautes Klatschen. Dann war's wieder still wie im Grabe.

«Am meisten wundre ich mich, daß ihr euch nicht schämt», sagte plötzlich ein Dritter.

«Das ist Kreuzkamm», flüsterte Johnny. Und sie schlichen weiter, bis sie sahen, worum es sich handelte. Hinter einer angelehnten Tür standen zwei Realschüler, und auf einem alten, wackligen Küchenstuhl saß Rudi Kreuzkamm. Er war mit einer Wäscheleine umwickelt, konnte kein Glied rühren und hatte unnatürlich rote Backen. Auf einem Tisch brannten drei Kerzenstümpfe. Und in der hintersten Ecke, zwischen Holz, Briketts und Kohlen, lehnte ein Tannenbaum. Egerlands Vater hatte ihn vor zwei Tagen gekauft.

«Ich werd's euch zeigen, sobald mich meine Freunde befreit haben», sagte Kreuzkamm wütend.

«Bis dahin kannst du verschimmeln», meinte der eine Realschüler.

«In spätestens einer Stunde werden sie herausgekriegt haben, wo ich bin», entgegnete Kreuzkamm zuversichtlich.

«Da hast du also noch 'ne hübsche Portion Ohrfeigen vor dir», sagte der andre. «Alle zehn Minuten sechs Stück, das sind in einer Stunde sechsunddreißig.»

«Das ist Mathematik!» rief der erste und lachte, daß das Kellergewölbe dröhnte. «Vielleicht kommen deine Leute auch früher, was?»

«Hoffentlich», sagte Kreuzkamm.

«Da wollen wir dir doch vorsichtshalber gleich noch 'n halbes Dutzend geben. So als Vorschuß. Kurtchen, mach dich nützlich!»

Der Realschüler, der Kurtchen hieß, trat dicht vor Kreuzkamms Stuhl, hob die linke Hand und schlug zu. Dann hob er die

rechte Hand, schlug zu und sagte: «Das wären zwei.» Dann hob er wieder die linke Hand, — aber da war auch schon Matthias neben ihm, und die dritte Ohrfeige kriegte Kurt selber.

Er flog krachend in Egerlands Christbaum, blieb in den Tannennadeln sitzen und hielt sich heulend die linke Gesichtshälfte. Martin hatte dem anderen Realschüler einen Doppelnelson[70] gegeben, daß dem Jungen Hören und Sehen verging. Und Johnny band den verschwollenen Kreuzkamm los.

«Schnell», rief Martin. «In zwei Minuten müssen wir wieder auf dem Bauplatz sein!»

Rudi Kreuzkamm reckte und dehnte sich. Ihm taten alle Knochen weh. Die Backen waren so dick, als hätte er einen Kloß im Mund. «Seit halb zwei Uhr sitz ich auf dem Stuhl», sagte er und gab dem Stuhl einen Tritt. «Und jetzt ist's um vier. Und alle zehn Minuten sechs Ohrfeigen!»

«Das ist wahrhaftig kein Spaß», stimmte Matthias zu und nahm die Wäscheleine.

Sie stellten die zwei Realisten Rücken an Rücken und fesselten sie sehr gewissenhaft.

«So», sagte Martin. «Nun gib den Flegeln rasch die Ohrfeigen zurück! Zweiundeinhalb Stunden sind hundertfünfzig Minuten. Wieviel Ohrfeigen macht das, Kurt?»

«Neunzig Stück», antwortete Kurt weinend. «Fünfundvierzig Stück für jeden.»

«Soviel Zeit gibt's ja gar nicht», meinte Matthias. «Ich werde jedem eine einzige Ohrfeige geben. Das ist genau so gut, als ob sie von Rudi neunzig kriegten.» Da begann auch noch der andere Realschüler zu heulen.

«Rudi, wo sind übrigens die Diktathefte?» fragte Martin.

Kreuzkamm zeigte in einen Winkel.

«Ich seh sie nicht», meinte Martin.

«Du mußt gründlicher hinschauen!» antwortete Kreuzkamm.

In dem Winkel lag ein Haufen Asche. Etwas verkohltes Papier und ein Zipfel von einem blauen Umschlag waren noch zu erkennen.

«Heiliger Bimbam!» rief Matthias. «Das sollen unsre Diktathefte sein?»

Kreuzkamm nickte. «Sie haben sie vor meinen Augen verbrannt.»

«Da wird sich dein alter Herr aber freuen», sagte Martin. Dann nahm er sein Taschentuch, schob die Asche hinein, verknotete das Tuch sorgfältig und steckte die verbrannten Diktathefte in die Hosentasche.

«Das kann ja niedlich werden», meinte Johnny.

Matthias rieb sich vergnügt die Hände. «Ich stifte eine Urne

---

[70] **Doppelnelson** — Griff beim Ringen

für die Asche», erklärte er. «Und wir beerdigen unsre Diktathefte beim Nichtraucher im Garten.»

Martin dachte nach und sagte: «Rudi, du rennst sofort nach Hause! Wenn dein Vater nach den Heften fragt, sagst du, sie wären in der Schule. Und ich würde sie ihm morgen früh in der ersten Stunde übergeben. Ja? Weiter erzählst du nichts. Wir verhauen nur noch schnell die Realschüler auf dem Bauplatz, und dann sausen wir heim. Der schöne Theodor wird uns wohl schon erwarten. Los!»

Sie verließen den Keller. Nur Matthias blieb zurück. Als die andern die Treppen hinaufstiegen, hörten sie zweimal hintereinander einen lauten Knall. Und dann heulten zwei Jungen wie die Schloßhunde.

Im Hof holte Matthias die drei ein. «So, das dürfte genügen», meinte er. «Die sperren keinen Gymnasiasten wieder ein.»

Kreuzkamm verabschiedete sich an der Haustür. «Vielen Dank übrigens», sagte er und gab ihnen die Hand. «Macht's gut!»

«Eisern!» riefen sie und stürmten um die Ecke. Kreuzkamm befühlte sich vorsichtig die Backen, schüttelte den Kopf und trabte nach Hause.

Vor dem Baugelände ließ Martin halten. «Johnny», sagte er, «du rennst zu unseren Leuten und rufst dem Sebastian zu: «Jetzt dürft ihr siegen!» Ist das klar? Ihr geht also sofort zum Angriff über. Dann fallen Matthias und ich ihnen in den Rücken. Ab!»

Johnny lief, als gelte es sein Leben.

Matz und Martin spähten durch einen Spalt des Bauzauns. Sebastian und die anderen hatten sich in die Ecke drängen lassen. Es hagelte Schneebälle. Die Realschüler schrien «Ahoi!» und fühlten sich bereits als Sieger.

«Kannst du Uli entdecken?» fragte Matthias.

«Ich seh ihn nicht», sagte Martin. «Achtung, Matz! Über den Zaun!» Sie kletterten hinüber und kamen auf die Sekunde zurecht. Sebastian machte seine Sache gut. Völlig überraschend stießen die Gymnasiasten vorwärts. Die Realschüler wichen zurück.

Matthias und Martin rannten über den Platz und schlugen auf den Rücken der weichenden Realschüler los. Manche blieben vor Schreck im Schnee liegen.

«Eisern!» so hallte es von allen Seiten. Wo Matz auftauchte, rissen die Feinde aus. Sie flohen einzeln. Sie flohen in Scharen. Nur Egerland hielt stand. Er blutete; er hatte ein finster entschlossenes Gesicht und sah aus wie ein verlassener, unglückseliger König. Das Fäßchen rannte auf ihn los.

Aber Martin stellte sich vor den feindlichen Anführer und rief: «Wir erlauben ihm freien Abzug. Er allein war anständig und tapfer bis zuletzt.»

Egerland drehte sich um und verließ, geschlagen und einsam, das Schlachtfeld.

Dann kam Fridolin auf die Freunde los. «Ist Kreuzkamm befreit?» Martin nickte.

«Und die Diktathefte?» fragte das Fäßchen neugierig.

«Die hab ich im Taschentuch», sagte Martin und zeigte der staunenden Menge die Überreste.

«Wo ist denn Uli?» fragte Matthias.

Das Fäßchen zeigte mit dem Daumen nach hinten. Matthias rannte bis in die äußerste Ecke des Platzes. Dort saß Uli auf einer Planke und starrte in den Schnee.

«Was ist denn passiert, Kleiner?» fragte Matthias.

«Nichts Besonderes», antwortete Uli leise. «Ich bin wieder mal ausgerissen. Ausgerechnet der Wawerka kam auf mich los. Ich wollte ihm ganz bestimmt ein Bein stellen. Aber wie ich sein Gesicht sah, war's aus.»

«Ja, er hat ein abscheuliches Gesicht», meinte Matthias. «Mir wär's auch fast schlecht geworden, als er auf mich losging.»

«Du willst mich trösten, Mätzchen», sagte Uli. «Aber das geht so nicht weiter mit mir. Es muß bald etwas geschehen.»

«Na, nun komm», meinte Matthias. «Die anderen gehen fort.»

Und die beiden ungleichen Freunde liefen hinter den anderen her. Im Dauerlauf ging's zurück in die Schule. Dem schönen Theodor entgegen.

Die geschlagene Armee der Realschüler sammelte sich im Hof der Förstereistraße 17. Sie warteten auf Egerland.

Er trat ernst unter sie und sagte: «Laßt den Gefangenen frei!»

«Wir denken gar nicht dran», rief Wawerka.

«Dann macht, was ihr wollt!» sagte Egerland. «Und sucht euch einen anderen Anführer.» Er blickte keinen von ihnen an und ging ins Haus.

Die übrigen stürmten johlend in den Keller. Sie wollten ihre Wut an dem Gefangenen auslassen.

Statt einem Gefangenen fanden sie deren zwei! Da zogen alle miteinander lange Gesichter und schämten sich, so gut es ging.

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann

DAS MÄRCHEN VON DER HARTEN NUß

Pirlipats Mutter war die Frau eines Königs, also eine Königin, und Pirlipat selbst in dem Augenblick, als sie geboren wurde, eine geborene Prinzessin. Der König war außer sich vor Freude über das schöne Töchterchen, das in der Wiege lag, er jubelte laut auf, er tanzte und schwenkte sich auf einem Beine und

schrie immerfort: «Heißa, hat man was Schöneres jemals gesehen als mein Pirlipatchen!»

Und alle Minister, Generale und Präsidenten und Stabsoffiziere sprangen, wie der Landesvater, auf einem Beine herum und schrien: «Nein niemals!»

Prinzessin Pirlipats Gesichtchen war wie von zarten Seidenflocken gewebt, und es war hübsch, daß die Löckchen sich in lauter glänzenden Goldfäden kräuselten. Dazu hatte Pirlipatchen zwei Reihen kleiner Perlzähnchen auf die Welt gebracht, womit sie zwei Stunden nach der Geburt dem Reichskanzler in den Finger biß, so daß er laut aufschrie: «O Jemine!»

Kurz, Pirlipatchen biß wirklich dem Reichskanzler in den Finger, und das entzückte Land wußte nun, daß auch Geist und Verstand in Pirlipats kleinem engelschönem Körperchen wohnten.

Wie gesagt, alles war vergnügt, nur die Königin war sehr ängstlich und unruhig, niemand wußte warum. Es fiel auf, daß sie Pirlipats Wiege sorglich bewachen ließ. Nicht nur, daß die Türen von Trabanten[71] besetzt waren, auch mußten die Wärterinnen dicht an der Wiege Nacht für Nacht rings umher in der Stube sitzen, jede dieser sechs Wärterinnen mußte einen Kater auf den Schoß nehmen und die ganze Nacht streicheln, so daß er immerfort spinnen mußte. Es ist unmöglich, daß ihr erraten könnt, warum Pirlipats Mutter all diese Anstalten machte, ich weiß es aber und will es euch gleich sagen.

Es geschah, daß einmal an dem Hofe von Pirlipats Vater viele vortreffliche Könige und sehr angenehme Prinzen versammelt waren, weshalb es denn sehr glänzend herging und viele Ritterspiele, Komödien und Hofbälle gegeben wurden. Der König ordnete einen großen Wurstschmaus an, warf sich in den Wagen[72] und lud selbst sämtliche Könige und Prinzen ein. Nun sprach er sehr freundlich zur Frau Königin: «Dir ist es ja schon bekannt, mein Liebchen, wie ich die Würste gern habe.»

Die Königin wußte schon, was er damit sagen wollte. Der Oberschatzmeister mußte sogleich den großen goldenen Wurstkessel und die silbernen Kasserollen zur Küche abliefern; es wurde ein großes Feuer angemacht, die Königin band ihre damastene Küchenschürze um, und bald dampften aus dem Kessel die süßen Wohlgerüche der Wurstsuppe. Bis in den Staatsrat drang der gute Geruch; der König, von innerem Entzücken erfaßt, konnte sich gar nicht halten.

«Mit Erlaubnis, meine Herren!» rief er, sprang schnell nach der Küche, umarmte die Königin, rührte etwas mit dem goldenen

---

[71] **Trabant** — bewaffneter Bedienter eines Königs

[72] **sich in den Wagen werfen** — sich in den Wagen setzen, in den Wagen steigen

Zepter[73] in dem Kessel und kehrte dann beruhigt in den Staatsrat zurück. Eben nun war der wichtige Punkt gekommen, daß der Speck in Würfel geschnitten und geröstet werden sollte. Die Hofdamen traten ab, weil die Königin dies Geschäft aus Ehrfurcht vor dem königlichen Gemahl allein unternehmen wollte.

Allein sowie der Speck zu braten anfing, ließ sich ein ganz feines Stimmchen vernehmen: «Von dem Brätlein gib mir auch, Schwester! Will auch essen, bin ja auch Königin, gib mir von dem Brätlein!»

Die Königin wußte wohl, daß es Frau Mauserinks war, die so sprach. Frau Mauserinks wohnte schon seit vielen Jahren in des Königs Palast. Sie behauptete, mit der königlichen Familie verwandt und selbst Königin in dem Reiche Mausolin zu sein, deshalb hatte sie auch eine große Hofhaltung unter dem Herde. Die Königin rief: «Kommt nur hervor, Frau Mauserinks, Ihr möget von meinem Speck essen.»

Da kam auch Frau Mauserinks sehr schnell und lustig hervorgehüpft, sprang auf den Herd und ergriff mit den zierlichen kleinen Pfötchen ein Stückchen Speck nach dem anderen, das ihr die Königin gab. Aber nun kamen alle Verwandten der Frau Mauserinks hervorgesprungen und auch sogar ihre sieben Söhne, recht unartige Schlingel, die machten sich über den Speck her, und nicht wehren konnte ihnen die erschrockene Königin. Zum Glück kam die Oberhofmeisterin dazu und verjagte die zudringlichen Gäste, so daß noch etwas Speck übrigblieb, welcher nach Anweisung des herbeigerufenen Hofmathematikers sehr künstlich auf alle Würste verteilt wurde.

Musik erklang, alle anwesenden Könige und Prinzen zogen in glänzenden Feierkleidern zum Wurstschmause. Der König empfing sie mit herzlicher Freundlichkeit und setzte sich dann, als Landesherr mit Krone und Zepter, an die Spitze der Tafel.

Schon bei den Leberwürsten sah man, wie der König immer mehr und mehr erblaßte und seufzte. Doch bei den Blutwürsten sank er laut schluchzend in den Lehnsessel zurück, hielt beide Hände vors Gesicht, jammerte und stöhnte.

Alles sprang auf von der Tafel, der Leibarzt bemühte sich vergebens, des unglücklichen Königs Puls zu erfassen, ein tiefer, namenloser Jammer schien ihn zu zerreißen. Er stammelte kaum hörbar: «Zu wenig Speck.»

Da warf sich die Königin trostlos ihm zu Füßen und schluchzte: «O mein armer unglücklicher königlicher Gemahl! O welchen Schmerz mußten Sie dulden! Aber sehen Sie hier die Schuldige zu Ihren Füßen. Strafen, strafen Sie sie hart! Ach, Frau Mauserinks mit ihren sieben Söhnen und Verwandten hat den Speck aufgefressen und . . .» Damit fiel die Königin in Ohnmacht.

[73] **Zepter (Szepter)** — Herrscherstab

Man beschloß Frau Mauserinks und ihre sämtlichen Güter zu beschlagnahmen; da aber der König meinte, daß sie unterdessen ihm doch noch immer den Speck wegfressen könnte, so wurde die ganze Sache dem Hofuhrmacher übertragen.

Dieser Mann, Christian Elias Drosselmeier, versprach, durch eine besonders staatskluge Operation die Frau Mauserinks mit ihrer Familie auf ewige Zeiten aus dem Palast zu vertreiben. Er erfand auch wirklich kleine, sehr künstliche Maschinen, in die gebratener Speck gelegt wurde und die Drosselmeier rings um die Wohnung der Frau Speckfresserin aufstellte.

Frau Mauserinks selbst war zwar viel zu weise, um nicht Drosselmeiers List zu sehen, aber alle ihre Warnungen halfen nichts: von dem süßen Geruch des gebratenen Specks verlockt, gingen alle sieben Söhne und viele, viele Verwandten der Frau Mauserinks in Drosselmeiers Maschinen hinein und wurden, als sie eben den Speck wegnaschen wollten, durch ein plötzlich vorfallendes Gitter gefangen, dann aber in der Küche hingerichtet.

Frau Mauserinks verließ mit ihrem kleinen Häufchen den Ort des Schreckens. Verzweiflung und Rache erfüllten ihre Brust. Der Hof jubelte sehr, aber die Königin war besorgt, weil sie die Gemütsart der Frau Mauserinks kannte und wohl wußte, daß sie den Tod ihrer Söhne und Verwandten nicht ungerächt lassen würde.

In der Tat erschien auch Frau Mauserinks, als die Königin eben für den königlichen Gemahl ein Mahl bereitete, das er sehr gern aß, und sprach: «Meine Söhne und Verwandten sind erschlagen, gib wohl acht, Frau Königin, daß die Mausekönigin dir nicht dein Prinzeßchen entzweibeißt, gib wohl acht!»

Darauf verschwand sie wieder und ließ sich nicht mehr sehen, aber die Königin war so erschrocken, daß sie das Essen ins Feuer fallen ließ, und zum zweitenmal verdarb Frau Mauserinks dem Könige eine Lieblingsspeise, worüber er sehr zornig war.

Es war einmal schon Mitternacht, als die eine der beiden Oberwärterinnen, die dicht an der Wiege saßen, wie aus tiefem Schlaf auffuhr. Alles rund umher lag in tiefem Schlafe. Doch wie erschrak die Oberwärterin, als sie dicht vor sich eine große, sehr häßliche Maus erblickte, die auf den Hinterfüßen stand und den Kopf auf das Gesicht der Prinzessin gelegt hatte. Mit einem Schrei des Entsetzens sprang sie auf, alles erwachte, aber in dem Augenblick rannte Frau Mauserinks (niemand anders war die große Maus an Pirlipats Wiege) schnell in die Ecke des Zimmers. Die Räte stürzten ihr nach, aber zu spät — durch eine Ritze in dem Fußboden des Zimmers war sie verschwunden.

Pirlipatchen erwachte von dem Lärm und weinte sehr kläglich. «Dank dem Himmel», riefen die Wärterinnen, «sie lebt!»

Doch wie groß war ihr Schrecken, als sie hinblickten nach

Pirlipatchen und sahen, was aus dem schönen, zarten Kinde geworden war. Statt des weiß und roten goldgelockten Engelsköpfchens saß ein unförmlicher dicker Kopf auf einem winzigen kleinen zusammengekrümmten Leibe, die blauen Äuglein hatten sich in grüne starrblickende Augen verwandelt, und das Mündchen hatte sich verzogen von einem Ohr zum anderen.

Die Königin klagte und jammerte, und des Königs Studierzimmer mußte mit wattierten Tapeten ausgeschlagen werden, weil er immerfort mit dem Kopfe gegen die Wand rannte und dabei mit sehr jämmerlicher Stimme rief: «O ich unglückseliger Monarch!»

Er konnte zwar nun sehen, daß es besser gewesen wäre, die Würste ohne Speck zu essen und die Frau Mauserinks unter dem Herde in Ruhe zu lassen, doch daran dachte Pirlipats königlicher Vater nicht, sondern er schob alle Schuld auf den Hofuhrmacher Christian Elias Drosselmeier aus Nürnberg. Deshalb gab er den weisen Befehl, Drosselmeier habe in vier Wochen die Prinzessin Pirlipat in den vorigen Zustand zu versetzen oder wenigstens ein bestimmtes Mittel anzugeben, wie dies zu machen sei, anderenfalls soll er unter dem Beil des Henkers sterben.

Drosselmeier fing an, bitterlich zu weinen, aber Prinzeßchen Pirlipat knackte vergnügt Nüsse. Zum erstenmal fiel dem Uhrmacher Pirlipats ungewöhnlicher Appetit nach Nüssen und der Umstand auf, daß sie mit Zähnchen auf die Welt gekommen war. Er bat sogleich um die Erlaubnis, mit dem Hofastronomen sprechen zu dürfen, und wurde mit starker Wache hingeführt. Beide Herren umarmten sich unter vielen Tränen, da sie zärtliche Freunde waren, zogen sich in ein geheimes Kabinett zurück und lasen viele gelehrte Bücher. Die Nacht brach herein, der Hofastronom sah nach den Sternen und stellte mit Hilfe des auch hierin sehr geschickten Drosselmeiers das Horoskop der Prinzessin Pirlipat. Das war eine große Mühe, doch endlich lag es klar vor ihnen, daß die Prinzessin Pirlipat, um wieder so schön zu werden wie vorher, nichts zu tun hätte, als den süßen Kern der Nuß Krakatuk zu essen.

Die Nuß Krakatuk hatte eine so harte Schale, daß eine achtundvierzigpfündige Kanone darüber hinwegfahren konnte, ohne sie zu zerbrechen. Diese harte Nuß mußte aber von einem Manne, der noch nie rasiert worden war und der niemals Stiefel getragen hatte, vor der Prinzessin aufgebissen und ihr von ihm mit geschlossenen Augen der Kern gereicht werden. Erst nachdem er sieben Schritte rückwärts gegangen, ohne zu stolpern, durfte der junge Mann wieder die Augen öffnen.

Der König saß gerade bei dem Mittagstisch, als Drosselmeier voller Jubel und Freude hereinstürzte und das gefundene Mittel verkündete. Der König beschloß, daß beide, der Uhrmacher und

der Astronom, sich auf die Beine machen und nicht anders als mit der Nuß Krakatuk in der Tasche wiederkehren sollten. Der Mann zum Aufbeißen sollte durch Aufforderungen in einheimischen und auswärtigen Zeitungen herbeigeschafft werden.

Drosselmeier und der Hofastronom waren schon fünfzehn Jahre unterwegs, ohne der Nuß Krakatuk auf die Spur gekommen zu sein. Ich will aber gleich sagen, daß Drosselmeier zuletzt eine sehr große Sehnsucht nach seiner lieben Vaterstadt Nürnberg empfand.

Ganz besonders groß wurde diese Sehnsucht, als er gerade einmal mit seinem Freunde mitten in einem großen Walde in Asien ein Pfeifchen rauchte. «O schöne, schöne Vaterstadt Nürnberg, schöne Stadt, auch wer dich nicht gesehen hat, muß stets nach dir verlangen — nach dir, o Nürnberg, schöne Stadt.»

Als Drosselmeier so sehr klagte, wurde der Astronom von tiefem Mitleid ergriffen und fing so jämmerlich zu heulen an, daß man es weit und breit in Asien hören konnte. Doch faßte er sich wieder, wischte sich die Tränen aus den Augen und fragte: «Aber Kollege, warum sitzen wir hier und heulen? Warum gehen wir nicht nach Nürnberg, ist's denn nicht ganz egal, wo und wie wir die Nuß Krakatuk suchen?»

«Das ist auch wahr», erwiderte Drosselmeier getröstet.

Beide standen auf, klopften die Pfeifen aus und gingen schnurgerade weiter aus dem Walde mitten in Asien nach Nürnberg.

Kaum waren sie dort angekommen, so lief Drosselmeier schnell zu seinem Vetter Christoph Zacharias Drosselmeier, den er in vielen, vielen Jahren nicht mehr gesehen hatte. Dem erzählte nun der Uhrmacher die ganze Geschichte von der Prinzessin Pirlipat, der Frau Mauserinks und der Nuß Krakatuk, so daß der Vetter die Hände zusammenschlug und voll Erstaunen ausrief: «Ei, Vetter, Vetter, was sind das für wunderbare Dinge!»

Drosselmeier erzählte weiter von den Abenteuern seiner weiten Reise, wie er zwei Jahre bei dem Dattelkönig zubrachte, wie er bei der naturforschenden Gesellschaft in Eichhornshausen vergebens anfragte, kurz, wie es ihm überall mißlungen sei, auch nur eine Spur von der Nuß Krakatuk zu erhalten.

Während dieser Erzählung hatte Christoph Zacharias oftmals mit den Fingern geschnippt, sich auf einem Fuße herumgedreht, mit der Zunge geschnalzt, dann gerufen:

«Hm, Hm! das wäre der Teufel!» Endlich warf er Mütze und Perücke in die Höhe, umhalste den Vetter und rief: «Vetter, Vetter, Ihr seid gerettet, gerettet seid Ihr, sag ich, denn ich besitze selbst die Nuß Krakatuk.»

Er holte eine Schachtel hervor, aus der er eine vergoldete Nuß von mittlerer Größe herausnahm. «Seht, seht», sprach er, indem

er die Nuß dem Vetter zeigte, «seht, mit dieser Nuß war die Sache so. Vor vielen Jahren kam einst zur Weihnachtszeit ein fremder Mann mit einem Sack voll Nüssen hierher, die er verkaufen wollte. Gerade vor meiner Puppenbude geriet er mit dem hiesigen Nußverkäufer, der nicht leiden wollte, daß der Fremde Nüsse verkaufe, in Streit, und setzte den Sack ab, um sich besser zu wehren. In dem Augenblick fuhr ein schwer beladener Lastwagen über den Sack, alle Nüsse wurden zerbrochen bis auf eine, die mir der fremde Mann, seltsam lächelnd, für einen blanken Zwanziger vom Jahre 1720 gab. Ich fand gerade einen solchen Zwanziger in meiner Tasche, wie ihn der Mann haben wollte, kaufte die Nuß und vergoldete sie, obwohl ich selbst nicht wußte, warum ich die Nuß so teuer bezahlte und dann so wert hielt.»

Jeder Zweifel, daß des Vetters Nuß wirklich die gesuchte Nuß Krakatuk war, verging, als der herbeigerufene Hofastronom das Gold sauber abschabte und in der Rinde der Nuß das Wort «Krakatuk» mit chinesischen Schriftzügen eingegraben fand. Die Freude der Reisenden war groß, und der Vetter der glücklichste Mensch unter der Sonne, als Drosselmeier ihm versicherte, daß sein Glück gemacht sei, da er außer einer guten Pension in der Zukunft alles Gold zum Vergolden umsonst erhalten werde.

Beide, der Uhrmacher und der Astronom, hatten schon die Schlafmützen aufgesetzt und wollten zu Bette gehen, als der Astronom sagte: «Bester Herr Kollege, ein Glück kommt nie allein. Glauben Sie, nicht nur die Nuß Krakatuk, sondern auch den jungen Mann, der sie aufbeißt und den Schönheitskern der Prinzessin reichen wird, haben wir gefunden! Ich meine niemand anders als den Sohn Ihres Vetters!»

Des Vetters Sohn war in der Tat ein netter wohlgewachsener Junge, der noch nie rasiert worden war und niemals Stiefel getragen hatte.

An den Weihnachtstagen trug er einen schönen roten Rock mit Gold, einen Degen, den Hut unter dem Arm und eine großartige Frisur.

Den anderen Morgen fiel der Astronom dem Hofuhrmacher entzückt um den Hals und rief: «Er ist es, wir haben ihn, er ist gefunden! Wir müssen aber, kommen wir nach der Residenz, sorgfältig verschweigen, daß wir den jungen Mann, der die Nuß Krakatuk aufbeißt, mitgebracht haben, er muß viel später erscheinen. Ich lese in dem Horoskop des Jünglings, daß der König, — zerbeißen sich erst einige die Zähne ohne weiteren Erfolg, — dem, der die Nuß aufbeißt und der Prinzessin die verlorene Schönheit wiedergibt, Prinzessin und Reich zum Lohn versprechen wird.»

Der Vetter war sehr damit zufrieden, daß sein Söhnchen die

Prinzessin Pirlipat heiraten und Prinz und König werden sollte, und überließ ihn daher den Gesandten.

Da Drosselmeier und der Astronom das Auffinden der Nuß Krakatuk sogleich nach der Residenz berichtet hatten, so waren dort auch auf der Stelle die nötigen Aufforderungen gemacht worden, und als die Reisenden mit dem Schönheitsmittel ankamen, hatten sich schon viele hübsche Leute, unter denen es sogar Prinzen gab, eingefunden, die die Entzauberung der Prinzessin versuchen wollten.

Die Gesandten erschraken nicht wenig, als sie die Prinzessin wiedersahen. Der kleine Körper mit den winzigen Händen und Füßchen konnte kaum den unförmigen Kopf tragen. Die Häßlichkeit des Gesichts wurde noch größer durch einen weißen baumwollenen Bart, der sich um Mund und Kinn gelegt hatte.

Es kam alles so, wie es der Hofastronom im Horoskop gelesen hatte. Ein Milchbart nach dem anderen biß sich an der Nuß Krakatuk die Zähne wund, ohne der Prinzessin im mindesten zu helfen, und wenn er dann von den Zahnärzten halb ohnmächtig weggetragen wurde, seufzte er: «Das war eine harte Nuß.»

Als nun der König in der Angst seines Herzens dem Retter Tochter und Reich versprochen hatte, meldete sich der artige sanfte Jüngling Drosselmeier und bat auch, einen Versuch wagen zu dürfen. Keiner als der junge Drosselmeier hatte so sehr der Prinzessin Pirlipat gefallen, sie legte die kleinen Händchen auf das Herz und seufzte recht innig: «Ach, wenn es doch der wäre, der die Nuß Krakatuk wirklich aufbeißt und mein Mann wird.»

Nachdem der junge Drosselmeier den König und die Königin, dann aber die Prinzessin Pirlipat sehr höflich gegrüßt hatte, empfing er aus den Händen des Oberzeremoniemeisters die Nuß Krakatuk, nahm sie zwischen die Zähne und Krak-Krak — zerbröckelte die Schale in viele Stücke. Geschickt reinigte er den Kern und überreichte ihn der Prinzessin, worauf er die Augen schloß und rückwärts zu schreiten begann.

Die Prinzessin verschluckte den Kern, und — o Wunder! — verschwunden war die Mißgestalt, und statt ihrer stand ein engelschönes Frauenbild da, das Gesicht wie von Seidenlocken gewebt, die Augen wie glänzende Sterne, die Locken wie Goldfäden gekräuselt.

Musik mischte sich in den lauten Jubel des Volkes, der König und sein ganzer Hof tanzten wie bei Pirlipats Geburt auf einem Beine, und die Königin fiel vor Freude und Entzücken in Ohnmacht.

Der große Lärm regte den jungen Drosselmeier, der noch seine sieben Schritte zu vollenden hatte, nicht wenig auf, doch hielt er sich und streckte eben den rechten Fuß aus zum siebenten Schritt, da erhob sich, häßlich piepend und quiekend, Frau

Mauserinks aus dem Fußboden, so daß Drosselmeier, als er den Fuß niedersetzen wollte, auf sie trat und stolperte, daß er beinahe gefallen wäre. Und plötzlich war der Jüngling ebenso mißgestaltet, wie es vorher Prinzessin Pirlipat gewesen war. Der Körper war zusammengeschrumpft und konnte kaum den dicken Kopf mit den großen hervorstehenden Augen und dem breiten Maule tragen. Statt des Zopfes hing ihm hinten ein schmaler hölzerner Mantel herab, mit dem er den unteren Kinnbacken[74] bewegte.

Uhrmacher und Astronom waren sehr erschrocken. Sie sahen aber, wie Frau Mauserinks sich blutend auf dem Boden wälzte. Ihre Bosheit war nicht ungerächt geblieben, denn der junge Drosselmeier hatte sie mit dem spitzen Absatz seines Schuhes so derb in den Hals getroffen, daß sie sterben mußte. Aber als Frau Mauserinks von der Todesnot erfaßt wurde, piepte und quiekte sie ganz erbärmlich: «O Krakatuk, harte Nuß — an der ich nun sterben muß — hi-hi — pi-pi, — o Leben so frisch und rot[75], von dir scheide ich, o Todesnot! — Quiek.» Mit diesem Schrei starb Frau Mauserinks und wurde von dem königlichen Ofenheizer fortgebracht.

Um den jungen Drosselmeier hatte sich niemand gekümmert, die Prinzessin erinnerte aber den König an sein Versprechen, und sogleich befahl er, daß man den jungen Helden herbeischaffe. Als nun aber der Unglückliche in seiner Mißgestalt hervortrat, da hielt die Prinzessin beide Hände vors Gesicht und schrie: «Fort mit dem abscheulichen Nußknacker!» Der Hofmarschall ergriff ihn bei den kleinen Schultern und warf ihn zur Tür hinaus. Der König war wütend, daß man ihm habe einen Nußknacker als Schwiegersohn aufdrängen wollen, schob alles auf den Uhrmacher und den Astronomen und schickte beide auf ewige Zeiten aus der Residenz heraus.

Das hatte nun nicht in dem Horoskop gestanden. Der Astronom aber stellte ein neues Horoskop, nach dem der junge Drosselmeier sich in seinem neuen Stande so gut benehmen werde, daß er trotz seiner Mißgestalt Prinz und König werden würde. Man soll denn auch wirklich den jungen Drosselmeier in Nürnberg zur Weihnachtszeit in seines Vetters Bude, zwar als Nußknacker, aber doch als Prinzen gesehen haben.

Das ist das Märchen von der harten Nuß und ihr wißt nun, warum die Leute so oft sagen: Das war eine harte Nuß! und wie es kommt, daß die Nußknacker so häßlich sind.

---

[74] **der untere Kinnbacken** — der Unterkiefer
[75] **Leben frisch und rot** — frisches rotes Leben

Gottfried August Bürger

DIE SCHATZGRÄBER

Ein Winzer, der am Tode lag,
Rief seine Kinder an und sprach:
«In unserm Weinberg liegt ein Schatz,
Grabt nur darnach!» — «An welchem Platz?»
Schrie alles laut den Vater an.
«Grabt nur!» — O weh! da starb der Mann.
Kaum war der Alte beigeschafft[76],
So grub man nach aus Leibeskraft.
Mit Hacke, Karst und Spaten ward
Der Weinberg um und um gescharrt.
Da war kein Kloß, der ruhig blieb;
Man warf die Erde gar durchs Sieb,
Und zog die Harken kreuz und quer
Nach jedem Steinchen hin und her.
Allein da ward kein Schatz verspürt
Und jeder hielt sich angeführt.
Doch kaum erschien das nächste Jahr,
So nahm man mit Erstaunen wahr,
Daß jede Rebe dreifach trug.
Da wurden erst die Söhne klug,
Und gruben nun jahrein jahraus
Des Schatzes immer mehr heraus.

Leonhard Frank

DIE JÜNGER JESU

(Auszug)

Die Witwe Hohner wohnte im Keller des zerstörten Hauses, in dem sie fünfzig Jahre ein dunkles Parterrezimmer bewohnt hatte. Mit der gebogenen Nase und dem spitzen Kinn, an dem zwei Warzen waren, sah die zahnlose Alte aus wie die Hexe im Märchenbuch. Sie war eine der Ärmsten dieses Armenviertels, das jetzt in Trümmern lag. Sie hatte fast nur von Brot und Kaffee gelebt. Die Kaffeekanne hatte den ganzen Tag auf der warmen Herdplatte gestanden. Kaffee war der Trost ihres Lebens gewesen. Aber Kaffee gab es schon lange nicht mehr.

Eines Morgens — sie hatte das Kopftuch umgebunden und wollte schon durch die Tür, um in die Kirche zu gehen — bemerkte sie in der Dämmerung, daß neben der Tür auf dem

[76] **beigeschafft** — *hier* begraben

Kellerboden eine Tüte lag. Sie spürte sofort, was in der Tüte war. Frau Hohner glaubte an Gott. Aber sie wagte nicht zu glauben, was sie spürte, bis sie die dunkelbraunen, fettglänzenden Bohnen sah und mit den Fingern hineingegriffen hatte. Obenauf lag ein Zettel, auf dem etwas geschrieben war, in Kinderschrift.

Sie setzte die rostige Brille auf und las laut:

«Die Jünger Jesu.»

Sie bemerkte nicht, daß der Uhrmacher Krummbach eintrat, der im hintern Teil des Kellers wohnte. Seine Füße steckten in Sackleinwand, an die er Sohlen aus Pappdeckel genäht hatte. Er trug ein Paar gebrauchte Schuhe in der Hand und in der andern einen Zettel. Der Uhrmacher, ein großer Mann, war siebenundsiebzig und schon fast blind. Er bat Frau Hohner, sie solle ihm vorlesen, was auf dem Zettel stehe. «Die Schuhe mit dem Zettel», sagte er verwundert, «standen heut früh vor meinem Bett.»

Sie las: «Die Jünger Jesu.» Sie konnte vor Erregung nicht aufstehen. Kniend erzählte sie, was ihr geschehen war. Der Uhrmacher half ihr auf die Beine. Sie fragten einander, wer auf der Welt die Schuhe und den Kaffee gebracht haben könnte. Niemand in Würzburg besitze diese kostbaren Sachen. Der Herr Sekretär Hörnle gehe jeden Tag in seinen alten Pantoffeln ins Büro, und Kaffee habe nicht einmal der Bürgermeister. Nach langem Hin und Her, das zu keiner Aufklärung führte, flüsterte Frau Hohner:

«Vielleicht haben wirklich die Jünger Jesu den Kaffee und die Schuhe geschickt, weil wir so in Not dafür sind.»

Der Uhrmacher schüttelte ungläubig den Kopf. «In früheren Zeiten hat's Wunder gegeben, das wissen wir. Aber heutzutag gibt's keine Wunder mehr.» Er zog die Schuhe gleich an. Während er sich besser hineintrat, sagte er: «Die Schuhe halten, solang ich lebe, und passen tun sie mir wie angemessen.»

Auf dem Weg zur Messe[77] in der Klosterkirche erzählte er, den Abend vorher habe ein Junge ihn auf der Straße nach seiner Schuhgröße gefragt. «42, sagte ich. Der Lausbub verschwand so plötzlich, wie er erschienen war.»

«Es kann ein Sendbote der Jünger Jesu gewesen sein», sagte Frau Hohner und schlug erschauernd das Kreuz. Da schlug schließlich auch der Uhrmacher das Kreuz. Und da sie soeben vor der Kirche angelangt waren, verstand es sich für die anderen Gläubigen von selbst, daß die Bekreuzigung dem Jesusbilde gegolten habe, das über dem Portale hing.

Der Glöckner der Klosterkirche konnte die Messe nicht mehr einläuten wie in vergangenen Zeiten. Eine Bombe hatte den Turm weggerissen. Seitdem war die Kirche stumm. Sie gingen hinein.

Als sie eine Stunde später vor dem dampfenden Kaffee saßen,

---

[77] **Messe** — täglicher Gottesdienst in der katholischen Kirche

tief unter dem vergitterten Kellerfenster, und den ersten Schluck gekostet hatten, sagte der Uhrmacher: «Ich hab ein Paar Schuh an, und hier sitzen wir und trinken Kaffee. Aber zu verstehen ist es nicht.»

Frau Hohner sagte nichts. Sie schlug das Kreuz und dachte, während sie es tat: «Ein kleines bißchen zu dunkel gebrannt sind die Bohnen. Man schmeckt's.»

Gegen sechs Uhr abends schlüpfte der zwölfjährige Sohn des Kirchendieners, der den Uhrmacher Krummbach nach dessen Schuhgröße gefragt hatte, vorsichtig in den kleinen Friedhof hinter der Klosterkirche. Der Mönchsfriedhof, von der Außenwelt abgeschlossen durch eine hohe Mauer, die vollständig von Efeu bedeckt war, wurde seit hundert Jahren nicht mehr benutzt. Nur noch ein paar uralte Sandsteinplatten lehnten schief an der Efeuwand. Wetter und Zeit hatten die Inschriften verwischt. Meterlange dicke Grasbärte, von der Sonne gebleicht, polsterten die vergessenen Gräber. Hierher kam seit Jahren kein Mensch.

Der Sohn des Kirchendieners schloß eine niedrige Tür auf, mit einem zwei Pfund schweren Schlüssel, den er wie ein Schwert seitwärts an seinem Gürtel trug. Ein paar Fledermäuse flogen an ihm vorbei ins Freie, während er die dreißig Steinstufen hinabstieg in den Keller der Klosterkirche.

Die dicke Finsternis roch nach Mauer und Staub. Er zündete zwei Kerzen an, die er heimlich mitgenommen hatte. Mit dem Wachsen der Flamme wurden zwei Regale sichtbar, verhangen mit Bettüchern, und allerlei Gerümpel, darunter zerbrochene Betstühle, ein zentnerschwerer Tisch, der nur noch drei Beine hatte und vom Holzwurm zerfressen war, und uralte Heiligenbilder. In der Ecke lehnte ein riesiger Christus aus Lindenholz. Die weiße Farbe war teilweise weg. Ein Arm, ein Bein und der Kopf fehlten und auch das Kreuz.

Ein Junge erschien in der Türöffnung. Er breitete schweigend beide Arme aus und setzte sich vorsichtig in einen der wackeligen Betstühle. Kurz danach kamen zwei. Sie legten eine Wolldecke und eine alte Hose auf den dreibeinigen Tisch, breiteten schweigend die Arme aus und setzten sich. Punkt sechs Uhr saßen elf in Lumpen gekleidete Knaben in den Betstühlen im Halbkreis um den verstümmelten Christus herum, auf den das Licht der Kerzenflammen fiel. Die Jünger Jesu waren versammelt.

Der älteste, der Sohn eines Gastwirtes, war vierzehn, der jüngste zwölf. Es waren nur elf Jünger. Der Sohn des Untersuchungsrichters hatte sich geweigert, Judas zu sein. Und da weder Petrus noch Johannes noch Bartholomäus und die anderen Jünger ihren Ehrennamen abgegeben hatten für den des biblischen Verräters, war der Sohn des Untersuchungsrichters

während der Gründungsversammlung verbittert ausgeschieden. Er wolle nicht der Verräter sein. Er sei kein Verräter.

Von außen drang kein Laut in den tiefen Keller. Die schwach beleuchteten Knabengesichter hingen wie kleine Monde in der Dunkelheit. Während der Minute, da die vorgeschriebene vollständige Stille herrschte, hatten die Jünger Jesu den Ausdruck spielender Kinder, die ihr Spiel ernst nehmen. Schließlich ertönte die feierliche Stimme Petrus', des Vierzehnjährigen.

«Wir, die Jünger Jesu, Vollstrecker der Gerechtigkeit, nehmen von den Reichen, die alles haben, und geben es den Armen, die nichts haben.»

Petrus hatte einen großen Schädel, ein sehr schmales, langes Gesicht und feurig blaue, kleine Augen. Er lehnte sich zurück und sagte geschäftsmäßig: «Die Sitzung ist eröffnet, Ich bitte um den Bericht über die heutigen Neuerwerbungen und Auslieferungen.»

Der Jünger Johannes, ein weiches Bürschchen mit weißer Haut und dunkelbraunen Locken, streckte den Arm senkrecht empor und rief: «Eine schwarz und gelb gemusterte Wolldecke vom Metzgermeister Stumpf! Ich hab's euch ja gestern gesagt, daß er zwei hat, sich aber nur mit einer zudeckt. Auf der untern liegt er. So was! Hat er das nötig? Also, ich hab ungefähr eine Stunde auf der Lauer gelegen, nämlich so lang, bis er endlich aufstand von seinem Sofa und auf den Abort ging. Als er wieder zurückkam, war ich natürlich schon bei der Haustür mit der Decke. Sie war noch warm. Gesehen hat er mich nicht. Unsere Quittung hab ich auf sein Sofakissen gelegt, ordnungsgemäß. Aber ich kann euch versichern», schloß er mit sanfter Kinderstimme, «daß es gar nicht so leicht war, die Decke unter seinem Hintern wegzuziehen.»

Unter Gekicher und Beifallsgemurmel lehnte er sich zurück. Der Jünger Johannes stahl besonders geschickt und wurde dafür von allen bewundert. Der Ehrgeiz, nicht hinter ihm zurückzustehen, hatte die andern schon mehrmals in die Gefahr gebracht, ertappt zu werden.

«Die blaue Mechanikerhose, die dort auf dem Tisch liegt, hab ich aus dem Gartenhäuschen des Optikers Scheibenkäs mitgenommen», sagte der Jünger Andreas, den sie «Schlangenmensch» nannten, weil er so dünn und schmiegsam war, daß er durch das kleinste Fensterloch klettern konnte. «Seit wann braucht ein Optiker eine Mechanikerhose? Und jetzt sag ich, die muß unbedingt der Fischer Kreuzhügel bekommen.»

Mehrere widersprachen. Jeder nannte jemand, der dringend eine Hose brauche. Der Jünger Jakobus rief: «Wir haben auf unserer Liste mehr als vierzig, ich glaub zweiundvierzig, die unbedingt eine haben müssen. Warum soll da ausgerechnet der Fischer Kreuzhügel die Hose bekommen?»

«Well»[78], sagte der Schlangenmensch, «weil ihm schon der Hintere raushängt. Meiner hängt übrigens auch schon raus. But I don't care.»[79] Der Schlangenmensch hatte sich mit amerikanischen Soldaten angefreundet und benutzte sein Englisch, wann immer es möglich war.

Petrus schlichtete den Streit mit der Bemerkung, daß er später darüber abstimmen lasse, auf demokratische Art und Weise, wer die Hose bekommen solle. «Hat der ehrenwerte Jünger Andreas ordnungsgemäß unsere Quittung hinterlassen?»

«Donnerwetter, das hab ich vergessen.»

Petrus beugte sich vor und sagte mahnend zu allen: «Ich möchte noch einmal in allem Ernst auf diesen wichtigen Punkt hinweisen. Wir müssen die unfreiwilligen Spender in jedem einzelnen Fall davon in Kenntnis setzen, daß nicht Diebe am Werk waren, sondern die Vollstrecker der Gerechtigkeit. Der Optiker Scheibenkäs muß noch heut abend unsere Quittung bekommen, damit niemand verdächtigt werden kann, die Hose gestohlen zu haben.»

«Very well,[80] Mister Scheibenkäs wird heut abend unsere Quittung plötzlich in die Hand kriegen, and I'll manage,[81] daß er mich dabei nicht erblickt.»

Der Vorschlag des Jüngers Philippus, daß die schwarz und gelb gemusterte Wolldecke einem Mädchen namens Johanna gegeben werden solle, da sie in einem Ziegenstall schlafe und nichts zum Zudecken habe, wurde ohne Abstimmung widerspruchslos angenommen. Philippus' Eltern, Samuel und Esther Freudenheim, waren von den Nazis erschlagen worden. Seine siebzehnjährige Schwester Ruth hatten sie nach Warschau verschickt in ein Bordell[82] für deutsche Soldaten. Johanna, der die Wolldecke gegeben werden sollte, hatte in demselben Haus gewohnt wie die Freudenheims und war von Kindheit an mit Ruth befreundet gewesen.

Oben in der Kirche begann der Gottesdienst. Hier unten in der Tiefe war das Orgelspiel nicht zu hören. Aber die drei Meter dicken Grundmauern vibrierten, die Jünger Jesu spürten die Töne, die sie nicht hörten, als dünnes Rieseln im Rücken.

Der Sohn des Kirchendieners, Jünger Bartholomäus, berichtete, daß er den Kaffee und die Schuhe für die Witwe Hohner und den Uhrmacher Krummbach diesen Morgen heimlich in den Keller geschmuggelt habe, ordnungsgemäß mit je einem Lieferschein. Der Schlüssel lag quer über seinen dünnen Schenkeln.

---

[78] **well** — (*engl.*) gut
[79] **But I don't care** — (*engl.*) Aber ich mache mir nichts daraus
[80] **Very well** — (*engl.*) sehr gut
[81] **I'll manage** — (*engl.*) ich tue es so
[82] **Bordell** — öffentliches Haus

Er legte die schmutzige Hand ans Herz und sagte sehnsüchtig: «Wenn ich mir vorstelle, wie unheimlich die sich gefreut haben! Ich wär sehr gern dabeigewesen.»

Einige Sekunden schwiegen alle. Jeder war, wenn er heimlich Gaben abgeliefert hatte, der liebenswerten menschlichen Schwäche unterlegen, zu wünschen, daß ihm die Freude des Gebenden zuteil werde. Der weiche Jünger Johannes seufzte und sagte, als spräche er für alle: «Das glauben wir dir gern. Aber es geht ja nicht. In diesem Punkt müssen wir fest bleiben, einfach charakterfest. Sonst fliegt unsere ganze geheime Gesellschaft glatt in die Luft. Das ist klar.»

Schließlich setzte sich der Lagerverwalter, Jünger Matthäus, im Betstuhl hoch.

Er zog die Bettücher zurück, die wie Vorhänge mit Ringen versehen waren. In einem Regal lagen gebrauchte Hemden, Socken und Kleidungsstücke jeglicher Art, darunter auch ein uralter Frack, der in vergangenen Zeiten nur noch für eine Vogelscheuche hätte benutzt werden können. Im andern Regal waren Mehl, Grieß, Reis und Zucker in Tüten. In jeder Tüte steckte schon ein Lieferschein der Jünger Jesu. Auf dem obersten Brett lagen drei harte Würste, ein ganzer geräucherter Schinken, zwei Pfund Kaffee und ein Paket amerikanischer Zigaretten.

Die Kostbarkeiten auf dem obersten Brett stammten aus dem Lagerkeller eines Schwarzmarkthändlers, den Petrus in die Küche eingesperrt hatte. Während die andern im Keller bei der Arbeit gewesen waren, hatte er an die Küchentür ein großes Plakat geklebt. «Die Vollstrecker der Gerechtigkeit.»

Das Lebensmittelregal, eine Augenweide für jede Hausfrau, war mit Himbeeräpfeln geschmückt, die auf allen Brettern des Regals symmetrisch zwischen den Tüten lagen. Auf dem mittleren Brett, genau in der Mitte, hatte zwischen zwei Tüten eine Apfelsine gelegen. Sie war verschwunden.

Der Lagerverwalter nahm seine vier Listen aus dem Regal. Auf einer standen die Namen der unfreiwilligen Spender und auf einer die Namen derjenigen, die als zukünftige Spender vorgesehen waren. Die Liste mit den Namen der schon Beschenkten legte er wieder zurück ins Regal. Obwohl die Jünger Jesu nur den Ärmsten der Armen zu helfen suchten, war die Liste der Bedürftigen, die noch nichts bekommen hatten, zwanzigmal so lang wie die anderen drei Listen zusammen.

«Der amerikanische Lagerverwalter hat sicher auch seine Sorgen. Aber ich tausche gern mit ihm», sagte der Lagerverwalter mürrisch. «Was wir vor allem brauchen, das sind Schuhe. In meinem Lager ist kein einziges Paar mehr, und jeder zweite auf unserer Liste kann nicht aus dem Haus, wenn's regnet, weil er keine Schuhe hat.»

Auch die in Lumpen gekleideten Jünger Jesu, die im

schwachen Kerzenscheine reglos um den verstümmelten Christus herumsaßen, hatten keine Schuhe. Alle waren barfuß. Die Füße waren dunkelbraun wie Erde.

Der Lagerverwalter suchte in der Liste der zukünftigen Spender und nannte schließlich zwei, die mehr Schuhe hatten, als sie seiner Ansicht nach brauchten. «Es ist nur gerecht, den Leuten ein Paar wegzunehmen. Die Schuhe müssen geholt werden. Das ist nicht leicht. Schuhe sind heutzutag kostbarer als Diamanten und Perlen. Die werden gut versteckt und wahrscheinlich sogar in den Schrank eingeschlossen. Deshalb frag ich: Wer meldet sich freiwillig?»

Da alle die Hand hochstreckten, beauftragte er zwei, die sich für diese gefährlichen Besuche besonders eigneten — den geschickten weichen Johannes, der sich so unauffällig zu verhalten verstand, daß seine Anwesenheit meistens nicht bemerkt wurde, und den Schlangenmenschen.

«Okay»[83], sagte der Schlangenmensch. «Aber die Mechanikerhose muß der Fischer Kreuzhügel bekommen, weil er nämlich auch nachts fischt und dabei manchmal vollständig naß wird. Das ist dann schrecklich kalt, wenn einer hinten nichts hat. Außerdem fährt er Leute über, und da geniert er sich natürlich, weil ihm der Hintere raushängt.»

Als der Jünger Jakobus rief, das sei noch lange kein Grund, lächelte der Schlangenmensch. «Well, wenn aber Mädchen in seinem Schiff sind?»

«Oh, wenn die was dagegen haben, brauchen sie ja nicht mit ihm zu fahren.»

«Well, sie fahren aber mit ihm. Und um die Mädchen handelt sich's auch gar nicht. Nur um ihn. Ihm hängt er ja raus.»

Petrus sagte ruhig: «Der ehrenwerte Jünger Jakobus kann später seinen Antrag stellen, wer die Hose bekommen soll, und seine Gründe dafür angeben. Auch der ehrenwerte Jünger Andreas kann vor der Abstimmung seinen Antrag noch einmal begründen.»

Der Schlangenmensch zog beide Knie hoch, legte die Wange darauf und sagte beruhigend: «Allright[84], allright.»

Der Lagerverwalter setzte sich wieder in seinen Betstuhl, um Petrus' Ansprache, wie es vorgeschrieben war, sitzend anzuhören. Petrus stellte sich in die Ecke neben den Christus, mit dem Blick in den Halbkreis der Jünger und zu den Regalen, die hinter den Betstühlen an der Rückmauer standen. Er wollte seine Rede schon beginnen und die Jünger zuerst wieder ermahnen, daß sie bei den Besuchen der unfreiwilligen Spender vorsichtig sein sollten, damit das Geheimnis der Jünger Jesu gewahrt bleibe, da bemerkte er,

---

[83] **Okay** — (*engl.*) in Ordnung

[84] **Allright** — (*engl.*) einverstanden, in Ordnung, gut so

daß die Apfelsine nicht mehr da war. Er blickte verwirrt die Lücke an, die zwischen den zwei Tüten gähnte, und senkte den Kopf, als der Verdacht in ihm entstand.

Petrus hatte sich schon oft gefragt, ob die Jünger von den Sachen, die sie bei den Reichen holten für die Armen, auch sich selbst etwas geben dürften. Arm und ausgehungert waren auch sie. Keiner hatte sich in den letzten Jahren einmal wirklich satt gegessen, und zerlumpter als sie war in Würzburg niemand. Das war richtig. Aber wenn die Jünger Jesu, die geschworen hatten, als Vollstrecker der Gerechtigkeit den Armen zu helfen, etwas für sich nahmen, wurde das Holen von den Reichen zum Diebstahl. Das war ebenfalls richtig. Es war für Petrus eine moralische Frage, auf die er die Antwort bisher nicht gefunden hatte. Die Antwort mußte irgendwo in der Mitte liegen.

Petrus beschloß nun, zusammen mit den Jüngern die Antwort zu suchen. Als er zu sprechen begann, hatte er das Gefühl eines Richters, der nicht weiß, ob er den Täter verurteilen oder freisprechen soll. Er fragte: «Hat einer der Jünger die Apfelsine genommen?»

Alle wandten sich um zum Lebensmittelregal. Nur Bartholomäus, der Sohn des Kirchendieners, der soeben den Sand zwischen seinen Zehen entfernte, mit einem Taschentuch, interessierte sich nicht. Er putzte weiter, die Zungenspitze zwischen den Zähnen.

Das erschien verdächtig. ‚Und er hat den Schlüssel. Nur er kann jederzeit in den Keller', dachte Petrus, und richtete die Frage nach der Apfelsine direkt an ihn. Bartholomäus seufzte befriedigt und fragte zurück: «Was hast du gesagt?»

«Wenn der Jünger Bartholomäus die Apfelsine genommen hat, muß er es sagen, damit kein anderer in Verdacht gerät.»

Erst jetzt wandte Bartholomäus sich um zum Regel und sagte erstaunt: «Als ich heut abend in den Keller kam, war sie noch da.» Plötzlich, da alle ihn ansahen, standen Tränen in seinen Augen.

Da griff der Jünger Jakobus, der den Schlangenmenschen in der Hosenfrage bekämpft hatte, in die Tasche und zog die Apfelsine heraus. Er sagte tonlos: «Ich hab sie meiner Schwester versprochen, und da hab ich sie halt genommen, weil sie noch nie eine gesehen hat.»

Jakobus war körperlich zurückgeblieben. Das größte in seinem winzigen Wachsgesicht waren die Augen. Er drückte die Apfelsine nervös mit beiden Händen, als knete er einen Kartoffelkloß, und sagte: «Ich hab meiner Schwester so viel erzählt von der Apfelsine, wie sie aussieht, so gelb wie der Mond und innen so furchtbar süß. Und da hat sie mich so angebettelt. Aber ich kann sie ja wieder zurücklegen.»

Petrus wußte nicht, warum er fragte: «Wie alt ist deine Schwester, Jünger Jakobus?»

«Fünf.»

In der Stille ertönte schließlich die Stimme des Schlangenmenschen, der scheinbar allen aus dem Herzen sprach, da alle zustimmend nickten. «As far as I am concerned[85], kann er die Apfelsine mit heim nehmen für seine kleine Rotznase. I don't care. Ich hab mir übrigens schon oft gedacht — was heißt denn das eigentlich, daß hier die wunderbarsten Würste liegen und ein ganzer Schinken, und uns fallen die Augen raus vor Hunger. Das ist ganz einfach nicht richtig.»

Als Petrus mit seiner Moralfrage herauskam, sagte der Schlangenmensch: «Ich versteh schon, was du meinst. Es wär natürlich besser, wenn wir's nicht nötig hätten. Die Sache ist zweifelhaft. Aber schließlich sind wir ja keine Hungerkünstler, die sich für Geld sehen lassen in einem Käfig. Und ich denk, wenn wir auch für uns ein bißchen was nehmen, vielleicht eine Wurst, damit uns der Magen nicht immer so fürchterlich knurrt, dann können wir ja mehr besorgen für die andern. Es sind einfach Geschäftsunkosten, die wir für uns nehmen, und die lohnen sich, hab ich mir gedacht.»

Auch Petrus, der zu schnell wuchs, war beständig hungrig. Er schien schon halb überzeugt zu sein. «Aber wo ist die Grenze dafür, was wir uns geben dürfen?» fragte er nachdenklich und mehr sich selbst.

Der Schlangenmensch stellte grübelnd den Kopf schief. «Wir könnten ja ein bißchen weniger für uns nehmen, als wir möchten, damit ... damit ...» Er wußte nicht, wie er seinen Gedanken ausdrücken sollte.

Petrus hatte schon genickt. «Das ist das Richtige», sagte er und seufzte befriedigt, als wäre soeben ein scheinbar unlösbares Rätsel gelöst worden.

Der Schlangenmensch rutschte im Betstuhl vor bis zur Kante. «Ich muß euch überhaupt einmal auf etwas aufmerksam machen. Wir haben keine Schuhe. Allright, jetzt geht's noch, und es ist ganz egal. Aber im Winter, wenn's kalt ist? Im Schnee können wir nicht barfuß in der ganzen Stadt rumrennen und Sachen besorgen. Da frieren uns ja die Zehen weg. Also da bleibt uns ja gar nichts anderes übrig, als zuerst für uns selber Schuhe zu holen, wenn wir Schuhe für andere holen wollen. Das ist doch klar. Und so ist es auch mit dem Schinken.»

Petrus schüttelte den Kopf.

«Allright, keinen Schinken!»

Der Jünger Jakobus hatte fiebrige Augen bekommen. Die Schamröte ging und kam. Die Apfelsine hielt er noch mit beiden Händen. Es herrschte tiefste Stille. Von hungrigen Blicken beglei-

---

[85] **As far as I am concerned** — (*engl.*) Was mich betrifft

tet schritt Petrus zum Regal und halbierte mit seinem Taschenmesser fünf Äpfel. Er gab jedem Jünger einen halben. Sie bissen sofort hinein. Dem Jünger Jakobus gab er einen ganzen. Und er wußte nicht, warum.

TILL EULENSPIEGEL

EULENSPIEGEL ALS SEILTÄNZER

Als Eulenspiegel, der mit seiner Mutter in einem Dorfe an der Saale wohnte, sechzehn Jahre alt geworden war, mochte er kein Handwerk lernen. Er übte sich, auf dem Seile zu gehen, und zog eines Tages das Seil von einem Hause quer über die Saale zu einem gegenüberstehenden. Das Volk versammelte sich bald dazu, jung und alt, und Eulenspiegel sprach zu den Jungen, er wolle ihnen ein schönes Spiel mit den Schuhen auf dem Seile zeigen. Die Jungen glaubten es, zogen ihre Schuhe aus und gaben sie Eulenspiegel. Diese reihte er an eine Schnur und stieg damit auf das Seil. Da sahen die Alten und Jungen Eulenspiegel zu und meinten, er brauche die Schuhe zu einem schönen Kunststücke. Nach einer Weile, während welcher Eulenspiegel allerlei Possen trieb[86], bekamen aber die Jungen Angst um ihre Schuhe und hätten sie gern wiedergehabt. Eulenspiegel saß aber auf dem Seile, und als er glaubte, daß es Zeit wäre, rief er: «Jeder gebe acht und suche seine Schuhe wieder!» schnitt die Schnur entzwei und warf alle Schuhe auf die Erde, so daß immer einer über den andern purzelte und sie ganz durcheinander kamen. Da sprangen die Jungen herzu und erwischten einer hier, der andere dort einen Schuh. Der eine rief: «Der ist mein!», der andere schrie: «Du lügst, der ist mein!» und fielen also einander in die Haare und begannen sich zu schlagen. Der eine lag unten, der andre oben; der eine schrie, der andre weinte, der dritte lachte; das dauerte so lange, bis auch die Alten sich einmischten und sich bei den Haaren faßten. Eulenspiegel aber lachte auf dem Seile, daß er sich den Leib hielt, und rief: «Recht so! sucht jetzt nur eure Schuhe auseinander!» Dann stieg er eilig von dem Seile und ließ die Jungen und Alten sich um die Schuhe schlagen. Er durfte sich aber vier Wochen lang nicht vor den Leuten sehen lassen, denn sie hätten ihm den Spaß teuer bezahlt.

[86] **Possen treiben** — Spaß machen, Unsinn machen

EULENSPIEGEL AUF DEM FLEISCHMARKT ZU ERFURT

Einst ging Till Eulenspiegel auf den Markt zu Erfurt, wo Fleisch verkauft wurde. Da sprach ihn ein Fleischer an, er solle doch etwas mitnehmen. «Was soll ich mit mir nehmen?» fragte Eulenspiegel. «Einen Braten», sprach der Fleischer. «Jawohl», sagte Eulenspiegel, nahm einen Braten vom Tisch und ging damit weiter. Aber der Fleischer lief ihm nach und rief. «Nicht doch! Du mußt ihn auch bezahlen.»

«Ei was!» sprach Eulenspiegel, «von der Bezahlung habt Ihr nichts gesagt. Ihr sagtet nur, ich sollte etwas mitnehmen, und zeigtet selbst auf den Braten.» Da kamen die andern Fleischer hinzu und bezeugten, es sei so, wie er sage; denn sie waren ihrem Genossen böse, weil er ihnen die Käufer entzog! Während jene miteinander stritten, ging Eulenspiegel mit dem Braten weg.

Als Eulenspiegel wieder einmal auf den Markt kam, sprach ihn derselbe Fleischer höhnisch an: «Komm doch wieder her und hol dir einen Braten!» Eulenspiegel sagte ja und wollte zugreifen, aber der Fleischer war schneller und zog den Braten zu sich. «Warte!» sprach Eulenspiegel, «ich will ihn bezahlen.» Als nun der Fleischer den Braten wieder auf die Bank legte, sprach Eulenspiegel: «Wenn ich dir nun ein Lied singe, das dir gefällt, soll dann der Braten mein sein?» Damit war der Fleischer zufrieden, und Eulenspiegel fing an kunstvoll zu singen und fragte dann: «Gefällt dir das?» Aber der Fleischer lachte und schüttelte den Kopf. Und so ging es auch mit dem zweiten Liede. Da machte Eulenspiegel ein verdrießliches Gesicht, zog seinen Beutel und trällerte vor sich hin: «Heraus mit dir, o Beutelein! Der Fleischer muß bezahlet sein.» — «Nun, das ist recht!» rief der Fleischer, «das gefällt mir.» Da sprach Eulenspiegel zu den Umstehenden: «Liebe Leute, ihr hört wohl: der Braten ist mein!» Damit steckte er den Beutel wieder in die Tasche, nahm den Braten und ging weiter. So war der Fleischer zum zweitenmal genarrt, und da er den Schaden hatte, so brauchte er für den Spott nicht zu sorgen.

EULENSPIEGEL WIRD SCHNEIDERGESELL

Till Eulenspiegel kam einst zu einem Schneider. Dieser sagte zu ihm: «Lieber Gesell, arbeite schön und nähe fein, daß man es nicht sieht.» Da kroch Eulenspiegel unter ein Faß und nähte im Finstern. Der Meister sprach: «Was treibst du? Wer hieß dich dahin kriechen?» Till antwortete: «Ihr habt mich ja geheißen zu nähen, daß es niemand sieht.»

Am Abend ward der Meister schläfrig und wollte zu Bette gehen. Da sprach er zum Gesellen: «Ich wünsche, daß dieser graue Bauernrock noch fertig werde; mach also den Wolf zurecht!»

Eulenspiegel war die ganze Nacht bemüht, aus dem Bauernrock einen Wolf zu bilden mit Kopf, Schwanz und Füßen, und als er am Morgen fertig war, kam der Meister und wunderte sich sehr. «Was hast du wieder getrieben!» sprach er zu Till; «ich wollte keinen Wolf, sondern nannte bloß den Bauernrock einen Wolf.» «Das ist nicht meine Schuld», erwiderte Eulenspiegel; «sprecht, wie Ihr denkt, und ich werde immer tun, was Euch zufrieden macht.»

Am nächsten Abend ging der Meister wieder früh schlafen und warf dem Eulenspiegel einen Rock und zwei Ärmel zu mit den Worten: «Wirf noch die Ärmel in den Rock, und dann magst du dich auch zu Bett legen.» Darauf ging er fort. Eulenspiegel hängte den Rock an die Wand, zündete zwei Kerzen an und warf die Ärmel die ganze Nacht hindurch nach dem Rocke. Als nun der Meister am Morgen aufgestanden war, stand Eulenspiegel noch und warf die Ärmel. «Meister», rief er, «welch böse Arbeit habt Ihr mir da gegeben! Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugetan.» Der Meister aber ward zornig und forderte, daß Till ihm die verbrannten Kerzen bezahle, mit dem Bemerken: «Wer Worte verdreht und unrecht tun will, der findet leicht Ursache und Entschuldigung. Geselle, wandere, ich kann dich nicht brauchen.»

EULENSPIEGEL UND DER PFERDEHÄNDLER

Eines Tages kam Eulenspiegel nach Hildesheim zu einem Pferdehändler, der bot ihm ein Pferd an für fünfundzwanzig Gulden. Eulenspiegel handelte mit ihm auf vierundzwanzig Gulden und sagte: «Zwölf Gulden will ich dir geben, die andern zwölf will ich dir schuldig bleiben.» Der Pferdehändler sprach: «Nimm hin!» und schlug's ihm zu. Eulenspiegel bezahlte ihm zwölf Gulden und ritt mit dem Pferde weg. Nach ungefähr drei Monaten kam der Pferdehädler zu ihm und forderte die andern zwölf Gulden. Eulenspiegel sprach: «Ich will dir doch diese schuldig bleiben.» Sie kamen miteinander vor Gericht. Eulenspiegel sagte, er wolle bei der Bedingung bleiben, unter welcher er das Pferd gekauft habe, und sprach: «Ich habe das Pferd um vierundzwanzig Gulden gekauft und ausgemacht, die Hälfte zu bezahlen, die andern zwölf Gulden aber schuldig zu bleiben. So ist der Kauf gewesen und anders nicht; wenn ich ihm nun das Geld geben würde, so bliebe es nicht bei meinem Worte, und ich habe doch immer mein Wort gehalten und getan, was mir geheißen wurde. Ich hoffe, es bleibt auch dabei.» Weil nun die Sache ziemlich dunkel war, konnte der Richter nicht Recht sprechen, und Eulenspiegel soll das Geld noch heute zahlen.

EULENSPIEGEL IN LEIPZIG

Eulenspiegel war immer bereit Possen zu spielen. Das bewies er auch zu Leipzig den Kürschnern, als sie in der Fastnacht ein Fest feierten. Dazu hätten sie gern Wildbret gehabt; das hörte Eulenspiegel und dachte nach, wie er den Kürschnern einen Streich spielen könnte. Nun hatte sein Wirt in der Herberge eine schöne, dicke Katze, die nahm Eulenspiegel unter seinen Rock und ließ sich von dem Koch ein Hasenfell geben. Darein nähte er die Katze, zog Bauernkleider an, stellte sich vor das Rathaus auf den Markt und hielt sein Wildbret so lange unter dem Rocke verborgen, bis ein Kürschner dahergegangen kam. Den fragte Eulenspiegel, ob er nicht Lust hätte, einen guten Hasen zu kaufen, und zeigte ihm das Tier. Sie wurden handelseinig, und der Kürschner trug den Hasen in des Zunftmeisters Haus, wo die Genossen mit großem Geschrei und lauter Fröhlichkeit beieinander waren. Dort rühmte er sich, daß er den schönsten lebendigen Hasen gekauft hätte, den er seit einem Jahre gesehen, und sie betrachteten ihn alle der Reihe nach. Ehe sie nun den Fastnachtsschmaus hielten, ließen sie das Tier in einem Grasgarten laufen, holten Jagdhunde und wollten Spaß mit dem Hasen machen. Die Hunde liefen diesem nach. Als nun aber die Katze im Hasenfell nicht fortlaufen konnte, sprang sie auf einen Baum und schrie «miau!» Da erhoben die Kürschner ein großes Geschrei: «Los, den Kerl, der uns mit der Katze genarrt hat, schlagen wir tot!» Es blieb indessen bei der Absicht, denn Eulenspiegel hatte die Bauernkleider wieder ausgezogen, so daß er unerkannt blieb.

WIE SICH EULENSPIEGEL ZU EINEM BAUERN VERDINGT

Eulenspiegel verdingte sich einst zu einem Bauern. Der wollte mit ihm eines Tages in den Wald fahren, um Holz zu holen. Plötzlich lief ein Hase über den Weg. Da sprach der Bauer: «Laß uns wieder umkehren, das bedeutet Unglück; wir wollen heute etwas anderes machen.» Des anderen Tages fuhren sie wieder hinaus. Nahe am Walde lief ein Wolf über den Weg. «Das bedeutet Glück!» sagte der Bauer. Sie fuhren los, und im Walde spannten sie das Pferd aus, ließen es im Grase weiden und fällten Holz. Als sie genug hatten, schickte der Bauer den Knecht nach dem Pferde und dem Karren. Wie Eulenspiegel an den Waldrand kam, sah er das Pferd auf der Erde liegen: ein Wolf hatte es zerrissen und fraß davon. Er freute sich heimlich darüber, lief zurück und sagte zum Bauern: «Kommt, Bauer, das Glück hat Euer Pferd gefressen.» Der Bauer verstand nicht, was er sagen wollte, ging hin und sah das Unglück. Wie er nun so dastand und klagte, sprach Eulenspiegel: «Warum seid Ihr so abergläubisch? Wären wir gestern dem Hasen nachgegangen, der hätte Euch das Pferd nicht gefressen. Bei Euch bleibe ich nicht mehr.» Und damit ging er fort.

WIE EULENSPIEGEL EINEN WANDERER ABFERTIGT

Eulenspiegel ging einst über Land. Da kam ein Wandersmann, der ganz ermüdet war. «Guter Freund», fragte ihn dieser, «wie weit ist's noch bis zur Stadt?» «Geh!» sagte Eulenspiegel. Der Wanderer dachte: Dieser Mann muß ein Narr sein; denn daß ich gehen muß, um in die Stadt zu kommen, weiß ich selbst. Er ging also und verdoppelte nach Kräften seine Schritte. «Freund», rief ihm nun Eulenspiegel nach, «wenn du so fortgehst, wie du jetzt angefangen hast, so kannst du die Stadt in zwei Stunden erreichen. — «Aber», sagte der Wanderer, «warum hast du mir dies nicht vorher gesagt?» «Ei», erwiderte Eulenspiegel, «ich mußte doch wissen, wie schnell du gehen kannst. Wie sollte ich sonst bestimmen, welche Zeit du brauchst, um nach der Stadt zu kommen?»

WIE EULENSPIEGEL EINEN WIRT MIT DEM KLANGE DES GELDES BEZAHLT

Zu Köln wohnte Eulenspiegel lange Zeit in einer Herberge. Da geschah es einst, daß das Essen erst so spät aufs Feuer gesetzt wurde, daß es Nachmittag wurde, bevor es fertig war, und es ärgerte Eulenspiegel sehr, daß er so lange fasten sollte. Der Wirt sah ihm den Ärger wohl an und sprach zu ihm: «Wer nicht warten will, bis das Essen fertig ist, der mag essen, was er hat!» Da ging Eulenspiegel in die Küche und aß eine trockne Semmel auf; dazu saß er bei dem Herde und beträufelte den Braten, bis er fertig war und es zwölf schlug. Nun wurde der Tisch gedeckt und das Essen aufgetragen, und der Wirt nahm mit den übrigen Gästen Platz an der Tafel; nur Eulenspiegel blieb in der Küche am Herde sitzen. Der Wirt sprach: «Wie, Eulenspiegel? Willst du nicht zu Tisch sitzen?» «Nein», sprach Eulenspiegel, «ich mag nicht essen, ich bin vom Geruche des Bratens satt geworden.» Der Wirt schwieg, aß mit den Gästen, und nach der Mahlzeit bezahlte jeder für sein Essen. Eulenspiegel aber saß immer noch bei dem Feuer. Da kam der Wirt und wollte von ihm zwei kölnische Weißpfennige für das Essen haben. Eulenspiegel sprach: «Herr Wirt, seid Ihr ein solcher Mann, daß Ihr Geld von einem nehmt, der Eure Speise nicht ißt?» Der Wirt wurde zornig und sagte, er sollte das Geld geben; hätte er nicht gegessen, so wäre er doch vom Geruche satt geworden; er hätte dagesessen bei dem Braten, das wäre ebensoviel, als wenn er an der Tafel mitgegessen hätte. Eulenspiegel zog einen kölnischen Weißpfennig hervor, warf ihn auf die Bank und sprach: «Herr Wirt, hört Ihr diesen Klang?» Der Wirt sprach: «Diesen Klang höre ich wohl.» Eulenspiegel aber steckte rasch seinen Pfennig wieder in den Sack und sprach: «Wie Euch der Klang des Pfennigs hilft, ebensoviel hilft auch der Geruch des

Bratens meinen Magen.» Da wurde der Wirt böse, denn er wollte den Weißpfennig haben; Eulenspiegel aber weigerte sich, ihn herzugeben und drohte mit dem Gericht. Als der Wirt das hörte, ließ er ihn seines Weges ziehn.

Brigitte Reimann

DIE GESCHWISTER

(Auszug)

Vom Krieg weiß ich nichts mehr außer dem dumpfen Brummen der Bombenflugzeuge und den weißen Scheinwerferbahnen vor dem Nachthimmel. Wir schliefen oft im Keller, Uli und ich auf einer Bank, und morgens sammelten wir die Silberpapierstreifen, die von den Amerikanern abgeworfen wurden. Manchmal war der Himmel rot. Zu den Kindergeburtstagen gab es nicht mehr Erdbeeren und Schlagsahne und nicht einmal die komischen schokoladebraunen Puddingfische.

Der Kunstverlag, in dem mein Vater arbeitete, wurde als «kriegsunwichtiger Betrieb» geschlossen. Irgendwann brachten wir Vater zum Bahnhof, meine Mutter weinte. Einmal kam eine Jüdin zu uns, um sich zu verabschieden. Sie trug einen gelben Stern auf dem Mantel und hatte krauses Haar, ganz grau, obgleich sie so jung war wie unsere Mutter. Sie sagte, sie sollte nun auch verschickt werden, und sie stand unten an der Treppe und weinte.

Meine Mutter ist die Tochter eines Schuhfabrikanten, sie verkehrte in den Häusern der reichen jüdischen Familien in unserer Stadt, auch während der Nazizeit, auch als die Fabriken dieser Familien «arisiert» wurden und als es eine Schande war, in die Wohnung eines Juden zu gehen. Meine Mutter war ganz unpolitisch. Auch mein Vater war unpolitisch, er ging aber nicht mehr zu den jüdischen Bekannten; er verachtete die Nazis und nannte Hitler einen Emporkömmling, aber er war ein vorsichtiger Mann und hatte Familie ... Das alles habe ich erst lange nach dem Krieg erfahren. Wir waren ja noch klein; nur der Älteste, Konrad, trug mittwochs und sonnabends das braune Hemd der Hitlerjugend; er ging dann zum «Dienst».

An einem Abend — es muß Anfang Mai 1945 gewesen sein — ist nebenan ein fremder Soldat. Uli schaut durchs Schlüsselloch, er sagt: Bloß Gefreiter. Wir liegen ganz still in unseren Kinderbetten. Drüben spielt das Radio, und plötzlich ist die Musik weg, und wir hören die vier dumpfen Paukenschläge.

Endlich geht der fremde Soldat weg. Er ist aber kein Soldat mehr, er trägt einen Anzug von unserem Vater. (Und ich bin nicht sicher, daß meine gutherzige, unvorsichtige Mutter damals wußte, was sie tat. Ich habe sie nie danach gefragt. Wahrscheinlich hat

sie selbst den fremden Soldaten vergessen, der bloß Gefreiter war.)

Ein sonniger Nachmittag: Wir fangen flinke, langgeschwänzte Kaulquappen in einem Tümpel nahe der Bahnlinie. Ein Eisenbahner eilt vorbei. «Geht nach Haus, die Russen kommen.» Wir rennen. Im Fenster vom Kinderzimmer hängt schon ein weißes Bettlaken. Uli und ich hocken auf der Treppe, eng umschlungen: Wir werden zusammen sterben.

Durch die Straßen rasseln Panzer. T 34, sagt der Älteste; er hat im Garten einen Dolch vergraben, auf dem steht: «Blut und Ehre». Die ganze Nacht jagen Panjewagen[87] vorbei, die Pferde traben in hochbogigen, hölzernen Geschirren. Am nächsten Tag werden russische Offiziere bei uns einquartiert. Konrad geht stumm und finster durchs Haus. Mutter schläft bei uns im Kinderzimmer. Die Offiziere bleiben Wochen, Monate, ein halbes Jahr ...

Am liebsten mögen wir den Oberleutnant Wassili Iwanowitsch. Er ist blond und mager, und wenn er lacht, fallen ihm die Haarsträhnen ins Gesicht. Er bringt Speck und Weißbrot in die Küche. Manchmal zündet er auf dem Hof ein Holzfeuer an und brät Schaschlyk — Hammelfleisch und Tomaten und Zwiebelscheiben am Spieß —, und wir sitzen mit tränenden Augen im Rauch und werfen die heißen, scharfgewürzten Fleischstücke von einer hohlen Hand in die andere. Wassili hat jeden Abend Gäste. Irgend jemand spielt Ziehharmonika, stundenlang dieselbe eintönige Melodie. Wenn Wassili getrunken hat, tanzt er Hopak, und die Dielenbretter dröhnen.

Vor Grischa, der in Vaters Arbeitszimmer wohnt, haben wir Angst. Sonntags sitzt er, nur mit seiner olivgrünen Hose bekleidet, auf dem Kleiderschrank, den Gott weiß wer auf das Stiefmütterchenbeet im Vorgarten geschleppt hat. Grischa hat einen schwarzen Schnauzbart und schwere Augenlider, er sitzt da, raucht Pfeife, schweigt, raucht und starrt uns feindselig an. Einmal, in der Küche, erzählt Wassili: Die Faschisten haben Grigoris Frau erschossen. Sie haben seinen kleinen Sohn erschossen ... Meine Mutter wird blaß, wenn sie Grischa begegnet.

Im Winter fährt Wassili fort, zurück nach Kiew. Er wird wieder als Ingenieur arbeiten.

Wir haben Hunger. Meine Mutter verkauft Schmuck und Bettwäsche und die zierlichen alten Porzellanfigürchen aus dem Glasschrank. Sie hat kein Talent zum Geschäftemachen; sie bringt ein Beutelchen Korn mit, ein Brot, einen Rucksack voll Kartoffeln.

Sommerferien. Ein Stoppelfeld, über dem die Luft zittert, Sonne, Staub, der strohige Geruch von reifem Korn. Wir lesen Ähren, barfuß und gebückt, und wenn niemand ringsum zu sehen

---

[87] **Panjewagen** — Landwagen

ist, rupfen wir Halme aus den aufgestellten Mandeln[88] ... Zu Haus, im Speisezimmer, ist es kühl, durch die Spalten der Jalousie[89] fließt rotes Abendlicht. Auf dem Tisch liegt ein weißes Damasttuch, wir essen mit silbernen Löffeln: grobe braune Pferdebohnen[90]. Uli sagt: Mach mal die Augen zu. Er hat mir rasch ein paar Löffel voll Bohnen auf den Teller geschaufelt. Du bist ein Mädchen, du bist doch schwächer. Abends lege ich eine Scheibe trockenes Brot unter sein Kopfkissen. Du bist ein Junge, Jungs essen mehr.

An wie vielen Sonntagmorgen sind wir im Hungersommer nach dem Krieg über die Landstraßen gewandert? Das nächste Dorf war sieben Kilometer entfernt. Der Tau funkelte im Gras und wir liefen mit nackten, zerkratzten Füßen im feuchten, von Radspuren gefurchten Sand. Die Stoppeläcker waren wie kahlgefressen, als sei ein Heuschreckenschwarm über sie hergefallen.

Die Heuschrecken aus der Stadt waren auch über das Dorf hergefallen, und es gab nichts mehr zu holen, jedenfalls nicht für diejenigen, die nur ihre veralteten Zahlungsmittel vorzuweisen hatten.

Wir aber wanderten mit verzweifelter Hartnäckigkeit jeden Sonntagmorgen von neuem zu diesem Dorf hinaus. Uli umklammerte mit seiner verschwitzten kleinen Faust die Geldscheine, die niemand haben wollte, und ich trug das leere Milchkännchen. Wir gingen durch das Dorf, das totenstill unter einem blauen, heißen Sonntagshimmel schlief, wir klopften an die geizig verriegelten Tore und standen, angstvoll aneinandergedrückt, in Höfen, wo ein Hund mit wütendem Gebell an seiner Kette tanzte. Ich erinnere mich mit Sicherheit, daß wir niemals einen Tropfen Milch bekamen.

Auf dem Rückweg war die Landstraße um sieben mal sieben Kilometer länger, die Sonne ein riesiger Tropfen weißen geschmolzenen Bleis. Wir schleppten die Füße durch den Staub, niedergedrückt von der allsonntäglichen Demütigung. Wenn wir aber zu Haus anlangten, halbtot vor Hunger und Scham, fing uns Mutter in ihren sonnverbrannten zerstochenen Armen auf ...

---

[88] **Mandel** — Hocke, Schober
[89] **Jalousie** [ʒaluzi:] — Rolladen (vor dem Fenster)
[90] **Pferdebohnen** — Bohnensorte

Bertolt Brecht

KINDERHYMNE

Anmut sparet nicht noch Mühe
Leidenschaft nicht noch Verstand
Daß ein gutes Deutschland blühe
Wie ein andres gutes Land.

Daß die Völker nicht erbleichen
Wie vor einer Räuberin
Sondern ihre Hände reichen
Uns wie andern Völkern hin.

Und nicht über und nicht unter
Andern Völkern wolln wir sein
Von der See bis zu den Alpen
Von der Oder bis zum Rhein.

Und weil wir dies Land verbessern
Lieben und beschirmen wir's.
Und das liebste mag's uns scheinen
So wie andern Völkern ihrs.

Irmgard Keun

DAS MÄDCHEN, MIT DEM DIE KINDER NICHT VERKEHREN DURFTEN
(Auszüge)

Meine Eltern sind immer auf der Seite von den Lehrerinnen, und darum bin ich gleich nach der Schule zum Herrn Kleinerz von nebenan gegangen und habe ihm alles erzählt.

Der Herr Kleinerz ist schon alt, mindestens vierzig Jahre, und darum kann er selbst keine Kinder mehr kriegen.

Ich darf immer zu ihm in den Garten, da fallen manchmal kleine Vögel aus dem Nest. Die ziehen wir dann auf und pflegen sie, aber sie sterben fast immer, weil sie eine innerliche Verletzung haben und zu ihren Eltern wollen und piepsen, bis sie tot sind.

Es ist furchtbar traurig mit den kleinen Vögeln, aber wir haben jetzt eine Drossel aufgezogen.

Ich bespreche mich immer mit dem Herrn Kleinerz, mein Vater fragt ihn auch oft wegen Steuern. Der Herr Kleinerz hat mir gesagt: ein Mensch müsse gut sein, aber er dürfe sich nicht zum Clown machen lassen. Ich habe ihm alles erzählt von dem Fräulein Scherwelbein — und wenn am Samstag das Begräbnis ist, soll

er meine Eltern einladen und auch die Tante Millie, damit sie nicht zum Melatener Friedhof gucken kommen und sehen, daß ich als einzige von der ganzen Schule nicht dabei bin.

Ich weiß wirklich nicht, wie alles gekommen ist und warum. Zuerst ist mir die richtige Elektrische fortgefahren, und dann komme ich immer zu spät in die Schule. Ich wunderte mich schon gleich auf dem Flur, als ich den Lärm in der Klasse hörte, denn es war schon zehn Minuten nach acht. In der Klasse war noch keine Lehrerin, und ich habe dann auch etwas Krach gemacht. Aber nicht viel. Nur Trautchen Meiser ganz wenig Kletten, die ich immer bei mir tragen muß, auf den Kopf gelegt. Denn das Trautchen verklatscht mich immer und darf nicht mit mir verkehren, weil wir mit ihrer Mutter in großer Feindschaft leben.

Meine Freundin, die Elli Puckbaum, hat laut gelacht, und das Trautchen hat gekreischt — da ist das Fräulein Knoll, unsere Klassenlehrerin, reingekommen. Alles ist still geworden, Trautchens Haar hing ganz voll Kletten, und die Augen von Fräulein Knoll waren rot. Als wenn ein Messer durch meinen Bauch ging, so habe ich mich erschreckt und bin ganz heiß geworden im Gesicht und habe mich geniert, weil das Fräulein Knoll geweint hat. Ich kann das nicht sehen, wenn Erwachsene weinen. Etwas Furchtbares ist dann auf der Welt, denn sie weinen doch fast nie.

Die Nase von Fräulein Knoll war rot und geschwollen und die Stimme auch: «Kinder, etwas unendlich Trauriges ist geschehen — unsere liebwerte Direktorin, unser allgemein so hochgeschätztes Fräulein Scherwelbein, ist gestorben.» Dann schnüffelte sie mal mit der Nase, so wie ich es nie bei Tisch tun darf. Und dann war alles still, und dann schleuderten ein paar Kinder ihre Arme auf das Pult und den Kopf hinterher und weinten, daß man es hörte. Vor mir das Trautchen zitterte mit den Schultern, und die Kletten in ihrem Haar wippten.

«Kinder, arme Kinder», hat das Fräulein Knoll gesagt, «faßt euch doch nur.» Und hat geschluchzt. Es war furchtbar. Ich wollte auch etwas tun und habe mich gemeldet und gefragt: «Woran ist sie denn eigentlich gestorben?» Denn ich habe wirklich oft gehört, daß man das in solchem Fall fragt, und habe es nur gut gemeint. Aber da hat Fräulein Knoll gleich geantwortet, ich wäre ein rohes Kind und in meinen Augen stünden keine Tränen. Und ich sollte nur einmal daran denken, daß ich nun nie in meinem Leben Fräulein Scherwelbein mehr sehen würde. «Kinder, ihr alle werdet nie in eurem Leben Fräulein Scherwelbein noch mal wiedersehen.»

Da haben wieder ein paar Kinder laut durch die Klasse geweint, ich bekam richtig Gänsehaut auf den Armen und konnte nur ganz leise sagen: «Aber ich habe sie ja überhaupt noch nie gesehen.» Das ist nämlich wahr. Denn wir kommen erst ins dritte Schuljahr, und das Fräulein Scherwelbein war furchtbar alt und

schon sehr lange krank, und wir kennen nur ihre Vertreterin, das Fräulein Schnei. Nur die Elli hat Fräulein Scherwelbein mal gesehen — an einem Stock wäre sie gegangen und hätte gläserne Augen gehabt und mit dem Kopf gewackelt. Ich habe an unser Eichhörnchen gedacht, das gestorben ist. Es war so schön, und fröhlich war es und hat in meinen Haaren geturnt, und an einem Morgen war es auf einmal tot, weil es Kopierstift gefressen hat von meines Vaters Schreibtisch. Ich wurde auch etwas tot danach, und unsere Wohnung war ganz verändert, und nichts war mehr richtig schön.

Ich hab auch an Lappes Marjenn gedacht, die Lumpen sammelt und auch furchtbar alt ist und mit dem Kopf wackelt, und daß wir sie immer beschützen, seit Hänschen Lachs die Horde der rasenden Banditen gegründet hat.

Als ich an mein Eichhörnchen dachte und daß Lappes Marjenn nun auch vielleicht bald stirbt, hätte ich um ein Haar geweint — aber da rief das Fräulein Knoll: «Pfui, Kind, pfui!» Und ich sollte mich schämen. Und hat dann gefragt: «Schämst du dich jetzt? Bist du jetzt traurig?»

Alle Kinder haben aufgehört zu weinen, alle haben mich angeguckt und schwer geatmet. Ich hatte ja meiner Mutter versprochen, nie mehr wütend zu werden. Aber als sie mich alle so starr und widerlich anguckten, da ist Wut in mich gefahren, und ich wollte es auch und habe mit den Füßen getrampelt und geschrien: «Ich schäme mich nicht, ich bin nicht traurig, ich schäme mich nicht.»

Alle Kinder dürfen jetzt in geordnetem Zug am Samstagnachmittag mit zum Begräbnis gehen, und sie müssen weiße Kleider anziehen mit schwarzen Schärpen und kriegen einen Strauß mit weißen Rosen in die Hände. Nur ich darf nicht mitgehen, weil ich im Angesicht des Todes gesündigt habe.

In der Pause haben die Kinder nicht mit mir gesprochen. Sie taten alle furchtbar wichtig und so, als wären sie selbst gestorben. Ich bin ganz allein für mich gegangen und hab getan, als machte ich mir gar nichts draus, und war starr wie aus Eis. Erst wollte ich auf dem Hof das Trautchen Meiser und das Minchen Lenz gegen die Schienbeine treten. Aber der Teufel der Wut war nicht mehr in mir, und meine Füße waren ganz müde und hatten keine Lust zum Treten. Und ich habe gedacht, daß die Elli doch auch nicht geweint hat und noch mehr Kinder nicht— und daß die jetzt zu mir kommen würden und mit mir sprechen. Aber sie sind nicht gekommen und haben nur getan wie fremde Erwachsene, wenn ich sie anguckte. Da wollte ich gern tot sein. Aber ich habe mir nichts anmerken lassen und von meinem Butterbrot gegessen und gar nicht gemerkt, was ich drauf hatte. Und es war mir auch egal, daß ich eigentlich an Selma Ingel ein Leberwurstbrot gegen Süßigkeiten hatte tauschen wollen.

Mir war schlecht und ich bin in den Flur gegangen, weil keiner sehen sollte, daß mir so schlecht war. Ich mußte heimlich schleichen, denn es ist verboten, daß Kinder sich während der Pausen woanders aufhalten als im Schulhof. Noch nicht mal verstecken darf man sich, wenn keiner was mit einem zu tun haben will.

In einer dunklen Flurecke stand das Fräulein Knoll mit unserer Turnlehrerin, dem Fräulein Teigern. Und das Fräulein Knoll hat gesagt: Jetzt, wo die alte Scherwelbein tot wäre, würde man sie, das Fräulein Knoll, vielleicht nicht mehr halten, die Scherwelbein hätte sie gehalten. Und sie hätte noch eine Mutter zu versorgen, und was jetzt aus ihr würde? Sie hat wieder geschluchzt, da bin ich ganz froh geworden, und das Fräulein Teigern hat gesagt: Gott, es wäre schließlich das beste für so ein hohes krankes Alter gewesen, und es wäre ja auch trotz allem gut, wenn mal frisches Blut reinkäme.

Als ich zu Haus erzählt habe, daß Fräulein Scherwelbein gestorben ist, hat meine Mutter gleich gefragt: «Ach, woran ist sie denn gestorben?» Und Tante Millie hat auch gefragt. Erwachsene dürfen immer alles und Kinder nichts. Ich wollte auch sagen, daß ich nicht mit zum Begräbnis dürfte, aber da fing die Tante Millie mit den fünf großen Einmachgläsern an, die sie heute morgen hinter meinem Regal entdeckt hätten. Nur aus dem einen Einmachglas hatte ich die Kürbisse rausgegessen, weil ich es brauchte, die anderen Gläser waren alle leer gewesen. Ich hatte verschiedene Raupen reingetan, die sich darin verpuppten. Ich hatte immerzu nur Raupen gesucht und sonst fast gar nichts mehr tun können. Weil diese Raupen miteinander kämpften, brauchte ich für jede ein Extraglas. Jeder Mensch würde das einsehen außer der Tante Millie. Und die Raupen hatten sich schon verpuppt, bald hätte ich Schmetterlinge gehabt, die hätte ich im Königsforst fliegen lassen. Richtige Kokons habe ich schon in den Einmachgläsern gehabt, und da haben sie zu Hause gedacht, es wäre Schmutz, und haben alles rausgekratzt und auf mich geschimpft. Da war ich so verzweifelt, daß sie meine Kokons zerstört haben und mir war alles egal, und nie mehr werde ich was sagen und ganz für mich allein leben.

Am Samstagmorgen mußten wir alle in die Turnhalle. Ich mußte mich in eine Ecke setzen, und die anderen Kinder haben sich paarweise aufgestellt und geübt, wie sie am Nachmittag zum Begräbnis gehen. Meine Eltern kommen auch hin, obwohl der Herr Kleinerz sie doch extra eingeladen hatte, um sie davon abzubringen. Wenn ich ihnen sage, daß ich als einziges Kind nicht mitdarf, weint meine Mutter und verliert den Glauben an mich.

Immer sollen vier Kinder in einer Reihe gehen. Aber zuletzt sind drei Kinder übrig. Da kommt das Fräulein Knoll zu mir und sagt ganz hinterlistig: sie wolle mir verzeihen — wenn ich ernst-

lich bereute und vor allen Kindern verspräche, mich zu bessern, dann dürfte ich mitgehen, das Trautchen Meiser wäre bereit, mir die Hand zu reichen. Ich würde aber nie so einem ekligen Kind die Hand reichen und dann stundenlang in einer Reihe mit ihm gehen. Und das Trautchen Meiser war auch gar nicht bereit, mir die Hand zu reichen, und die beiden anderen Kinder in der letzten Reihe, in der noch ein viertes Kind fehlte, sahen ganz erschrocken aus, weil sie mit mir gehen sollten. Und das Fräulein Knoll wollte mir auch nur verzeihen, weil ihr ein Kind für die Serie fehlte, und sie wollte gar nicht richtig gut mit mir sein, keiner wollte gut mit mir sein. Da habe ich Fräulein Knoll gesagt, ich wollte jetzt nicht mehr mitgehen.

Ich bin von zu Haus fortgegangen mit einem weißen Kleid und einer schwarzen Schärpe. Meine Tante Millie hat gesagt: «Das Kind sieht ja geradezu rührend aus.» Ich habe getan, als wenn ich zur Schule ging, um mich da in den Begräbniszug einzuordnen. Und bin dann im Grüngürtel rumgelaufen und habe gefroren.

Ich habe von weitem gesehen, wie meine Eltern auf der Aachener Straße vor dem Melatener Friedhof standen und auf den Zug warteten. Viele Leute waren da. Ich habe mich langsam rangeschlichen, und der Trauerzug ist gekommen. Die Pferde waren ganz schwarz, und die Töne von der Musik waren ganz langsam und schwer — die Luft war ein trauriger Schleier, und alle Männer haben den Hut abgenommen. Mein Herz hat dumpf geklopft, ich bin immer näher an meine Eltern und an die Tante Millie rangegangen. Die Kinder sind alle vorbeigezogen mit weißen Rosen in den Händen. Viele Frauen haben geweint, und ich konnte hören, wie die Tante Millie schluchzte und sagte:

«Ach, wie ergreifend — ach, was für ein wundervolles Begräbnis.» Und sie hat sich auf die Zehenspitzen gestellt. Wenn eine Hochzeit ist, macht sie es genauso.

Meine Mutter hat nur immer gesagt: «Aber wo ist denn nur das Kind?» Und sie hat meinen Mantel unterm Arm gehabt. Und hat geguckt und wollte gar nichts sehen, nur mich wollte sie sehen und mir dann den Mantel geben, damit ich nicht friere und mich nicht erkälte. Da habe ich furchtbar weinen müssen und habe sie angerufen, sie war ganz erschrocken.

Ich habe alles gesagt — daß ich gesündigt habe und alles und habe versprochen, gut zu werden. Am Abend ist der Herr Kleinerz gekommen und hat mir seine größte Winterbirne gebracht. Die habe ich aber nicht gegessen, sondern meiner Mutter geschenkt, und die hat sie mit mir geteilt. Ich mußte auch der Tante Millie was abgeben, aber das habe ich nur meiner Mutter zuliebe getan. Denn die Tante Millie hat gesagt: ich hätte Schande über die Familie gebracht. Aber meine Mutter hat mir übers Haar gestrichen. Das hat mich etwas gewundert, denn sie ist sonst leider

immer verbündet mit den Lehrerinnen und hält mit ihnen zusammen gegen mich.

Und dann habe ich ein Testament gemacht für den Fall, daß ich sterbe. Der Herr Kleinerz hat mir geholfen. Ich werde neue Kokons züchten, und die vererbe ich meiner Mutter. Und ich verbiete ausdrücklich, daß Fräulein Knoll und Trautchen Meiser und Minchen Lenz bei meiner Beerdigung dabeisein dürfen.

*

Gestern abend konnte ich gar nicht einschlafen, weil ich eine blutige Vergeltung für die Frau Meiser ausdenken muß, die wir die giftige Kugel nennen. Und ich bin sowieso immer so müde morgens, und dann trödle ich beim Anziehen und lasse ganz laut im Badezimmer das Wasser laufen, daß sie denken, ich wasche mich. Ich setze mich aber auf den Rand der Badewanne, um noch etwas zu schlafen. Darum komme ich oft zu spät in die Schule. Hänschen Lachs sagt auch, es wäre ein Unrecht, Kinder in das rasende Rad der Zeit zu spannen, er weiß das aus richtigen erwachsenen Büchern. Und der Herr Kleinerz von nebenan hat zu meinem Vater gesagt, für Arbeit bekomme man Lohn, er würde es seinem Direktor schon sagen — für umsonst zu arbeiten wäre er nicht dumm genug.

Aber wir Kinder müssen umsonst arbeiten und haben nie Dank davon. Nur Ärger. Minchen Lenz und Trautchen Meiser kriegen wohl manchmal Fleißkärtchen mit der Mutter Gottes drauf und dem Jesuskind. Ich habe noch nie eins bekommen. Aber ich habe auch viel lieber Abziehbildchen und chinesische Wunderblumen. Dann sitze ich mit meiner Mutter, und sie hat eine blaue samtige Bluse an. Die elektrische Birne summt, es riecht nach warmem Zimmer, wir sind ganz für uns allein und tun die chinesischen Wunderblumen in eine Schüssel mit Wasser. Erst sind sie ganz klein, dann aber werden sie immer größer und ganz bunt und blühend vor unseren Augen. Dann bin ich so glücklich, daß ich gar nicht sprechen kann, und ich möchte weinen und beten, damit ich nie mehr Kummer bereite. Und manchmal lassen wir in der Schüssel auch Walnußschalen mit winzigen Lichtern drin schwimmen. Das sind dann kleine Boote auf dem Meer, die nach fernen Inseln steuern, und ich schütze ihr Licht und herrsche über sie.

Minchen Lenz und Trautchen Meiser konnten auch nicht in die Horde der rasenden Banditen aufgenommen werden, weil sie schreien, wenn man ihnen Käfer in den Hals steckt — und wir können keinen aufnehmen, der die Prüfungen nicht besteht. Denn wir müssen stark sein und kämpfen für das Gute und Edle.

Ich habe zur Prüfung ein ziemlich großes Stück von einem Regenwurm teilweise geschluckt und wieder rausgewürgt wie ein Zirkuskünstler, und in dem Garten vom Kommissar einen Kürbis gestohlen. Jetzt bin ich Rivale geworden, das ist das Zweithöchste.

Das Höchste ist Hänschen Lachs, nämlich Vizekönig. Hänschen Lachs weiß das alles aus den Büchern.

Nach Rivale kommt Sekretär, das ist Ottchen Weber. Dann haben wir noch Götzen und Fetische, lauter Jungens, die ein Jahr jünger sind — im ganzen vier Götzen und einen Fetisch. Wir hätten ja auch Gemeine nehmen können, aber die hätten dann immer gleich Offizier sein wollen und das geht nicht, weil wir in unserer Höhle im Stadtwald nur für die drei Höchsten Platz haben, für den Dritthöchsten sogar nur zur Hälfte. Darum müssen wir die Götzen und Fetische auch immer ausziehen lassen und uns was ausdenken, daß sie erkundschaften sollen. Manchmal ist es furchtbar schwer für uns, immer wieder was Neues für sie zu finden, und manchmal sind sie uns eigentlich eine Last. Aber wir müssen sie ja haben, weil wir sonst keine drei Höchsten sind.

Niemals möchte ich später General werden, denn ein General hat tausende von Soldaten — ich wüßte nicht, was ich als General mit denen von morgens bis abends anfangen sollte. Vielleicht weiß ein General es auch nicht und läßt sie darum totschießen. Herr Kleinerz hat auch gesagt, Generale wollten immer Krieg, und erst, wenn der Krieg verloren ist, wollen sie Frieden und ziehen sich zurück und züchten Rosen. Unten in unserem Haus wohnt ein General, man sieht ihn fast nie, ich kenne eigentlich von ihm nur das Holzbein. Es ist ein Bein mit einem Schuh dran und Stoff. Wenn ich morgens zur Schule gehe, steht manchmal der Bursche vom General vor der Tür und bürstet das Bein ab. Ich habe etwas Angst vor dem Bein und fürchte mich richtig hinzusehen, aber ich möcht es doch auch wahnsinnig gern mal anfassen. Von meinen Puppen sind auch schon mal die Beine abgegangen, aber die hingen dann an Gummi. Bei einem General ist doch alles anders.

In unserer Höhle hab ich auch schon mal gedacht, daß ich lieber Fetisch wäre, aber dann würde Hänschen Lachs mich verachten, und ich könnte auch nicht in der Höhle sein und Befehle erteilen. Dabei langweile ich mich manchmal auf den kalten Steinen und friere.

Wenn die Götzen und Fetische wiederkommen, ruft Hänschen Lachs mit dumpfer Stimme: «Götzen und Fetische, neigt euch vor den Steinen unserer Felsenburg!» Und dann neigen sie sich. «Was erblickte euer scharfblickendes Auge?» fragt der Vizekönig. Und dann sagen sie es. Sie müssen das alle fünf auf einmal sagen, weil das ein griechischer Chor ist. Ich bin immer gegen den griechischen Chor gewesen, und er ist uns auch zum Verderben geworden.

Hänschen Lachs weiß das mit dem griechischen Chor von seinem Vater, denn der ist Professor und Lehrer der griechischen Sprache. Ich liebe meinen Vater, weil er nicht Lehrer ist und sich nicht immer in die Schularbeiten von einem Kind mischt. Hänschen Lachs hat gemeint, man dürfe den Tag nicht vor dem

Abend loben, und es könne mir passieren, daß mein Vater auf einmal auch noch Lehrer würde. Aber mein Vater hat gesagt, daß er mit mir Schwierigkeiten genug hätte, da brauche er keine Klasse von Kindern. Meine Mutter meinte, er neige ja auch zum Jähzorn, das dürfe er nicht als Lehrer. Da ist mein Vater ganz rot und blau geworden und hat seine Stimme furchtbar durchs Zimmer donnern lassen und sich selbst nicht mehr gekannt und mit den Fäusten auf den Tisch getrommelt: Er wäre der sanfteste Mensch. Seine ganze Sorge würde der Familie gelten und daß man ihn jähzornig nennen würde, muß er sich verbieten. Dann ist er fortgelaufen, es war schon nach sieben Uhr und mitten in der Nacht. Aber er ist ganz schnell wiedergekommen mit Schaumkuchen, die esse ich furchtbar gern. Meine Mutter hat gesagt: so was wäre geradezu rührend von einem Mann. Sie hat aber ganz leise gesprochen, denn wenn mein Vater hört, daß er ein rührender Mann ist, wird er von neuem wütend und donnert noch mehr. Ich hätte meinem Vater gern erzählt, daß ich jetzt Rivale bin, aber wir haben dem Vizekönig einen Schwur abgelegt, alles geheimzuhalten.

Es ist unsere Pflicht, den Schwachen und Bedrückten zu helfen, dagegen können wir gar nichts machen. Und wenn die Erwachsenen es nicht verstehen, müssen wir es trotzdem tun. Auch durch die Sache mit dem weißen Kind dürfen wir uns nicht entmutigen lassen.

Da kamen nämlich die Götzen und Fetische zu unserer Höhle gelaufen und meldeten im griechischen Chor: «Auf der wüsten Steppe am reißenden Wasser steht ein einsames kleines Kind.» — «Java und Togo», brüllte Hänschen Lachs, denn das ist unser Schlachtruf. Und wir rasten alle auf die Stadtwaldwiese zum Planschweiher, wo ein kleines Mädchen im weißen Kleid stand. «Java und Togo», brüllten wir alle und umringten das Kind, weil wir es doch retten wollten. In der Höhle wollten wir ihm zu trinken geben und es dann seinen Eltern bringen. Aber das blödsinnige Kind schrie furchtbar, vielleicht wegen der roten Tinte, mit der wir drei Höchsten unsere Gesichter blutig geschmiert hatten.

Wenn wir nicht alle so laut geschrien hätten, würden wir es gehört haben, wie der wütende Mann kam. Jetzt müssen wir sieben Jahre lang die Schande abwaschen, weil dieser Mann dem Vizekönig und dem Fetisch eine Ohrfeige gegeben hat. Mir auch eine. Lauter Leute kamen, und der Mann schrie, wir hätten seinem armen, unschuldigen kleinen Kind was tun wollen. «Pfui über diese Gesellschaft», riefen die Leute, und die Frau Meiser, die giftige Kugel, war auch dabei und kreischte: «Die kenne ich doch!»

Als wir fortgelaufen sind, ist das weiße Kind uns nachgelaufen — es hat gar nicht mehr geweint, sondern wollte mit uns

spielen. Aber mit so kleinen Kindern spielen wir nicht, die retten wir nur.

Die giftige Kugel hat am Abend alles unseren Eltern erzählt. Und vorher hat sie von einer Bank aus beobachtet, wo wir unsere Höhle hatten, und uns dann an unseren furchtbarsten Feind, einen ganz gemeinen Stadtwaldwärter, verraten. Es ist auch ein guter Wärter da — nämlich «der Herr des Dschungels», den beschützen wir und haben auch schon mal seinen Garten umgegraben, und er hat uns Buttermilch gegeben und uns ein Kartoffelfeuer gemacht.

Also, da saßen wir drei Höchsten wieder in unserer Höhle und berieten, und die Backe vom Vizekönig war geschwollen, als hätte ihn eine Biene gestochen. In der Sommerfrische haben meine Mutter und Tante Millie zusammen mit anderen Frauen immer vor Angst wild gejauchzt und interessant mit den Händen gewedelt, wenn nachmittags Wespen auf den Pflaumenkuchen surrten — mit langen gefährlichen Leibern. Bienen fanden sie noch gefährlicher. Und Hummeln, die wie schnurrende, gemütliche Samtkissen sind, fanden sie noch tausendmal gefährlicher. Da bin ich mal an einen Stadtwaldbaum gegangen, so ganz heimlich, und hab eine Biene von einem Blatt genommen und in meiner Hand gehalten, bis sie gestochen hat. Es war nicht sehr schlimm für mich, aber für die Biene war's schlimm. Die hatte nämlich ihren Stachel verschwendet und konnte keinen neuen mehr kriegen. Meine Hand wurde etwas dick, aber sonst passierte nichts — und ich hatte gedacht, die Welt würde verändert sein durch das Stechen der Biene.

Als wir da nun so in der Höhle saßen, rasten auf einmal die Götzen und Fetische heran und zitterten vor Aufregung. Und der Vizekönig befahl: «Neigt euch vor den Steinen unserer Felsenburg.» Und sie neigten sich und riefen im griechischen Chor, den sie doch jedesmal vorher so lange üben müssen: «Der Stadtwaldwärter naht, o Herr!» Aber er nahte nicht — bei «o Herr!» war er da und stand vor unserer Höhle. Die Götzen und Fetische liefen sofort weg ohne Befehl, wir drei Höchsten saßen gefangen in unserer Höhle — und Ottchen Weber, der als Dritthöchster halb draußen saß, bekam die erste Ohrfeige. Weil wir nämlich keine Höhlen bauen dürfen im Stadtwald, und weil da die Sache mit der Edeltanne ist. Aber das ist ein ganz gemeiner Verdacht, und nur Lappes Marjenn weiß Bescheid. Sie sammelt Lumpen und ist ganz alt und arm mit entzündeten Augen und zittrigen Händen. Wir passen auf, daß die anderen Kinder ihr nicht «Hexe» nachrufen und sie mit Steinen schmeißen. Aber das tun sie fast nie mehr, denn wir sind gefürchtet.

Die Edeltanne haben wir letzte Weihnachten abgesägt, aber eigentlich nur halb, dann ist sie von selbst umgefallen. Denn Lappes Marjenn hätte sonst zur heiligen Christnacht keinen Baum

gehabt. Der Baum war so groß und das Zimmer vom Lappes Marjenn so klein — da konnten wir den Baum nicht aufstellen, sondern mußten ihn quer ins Zimmer legen. Das sah aus wie in einer Wildnis und als wenn der Baum schliefe. Keiner hatte mehr Platz im Zimmer, auch Lappes Marjenn nicht. Wir haben vor der offenen Tür gestanden und haben auf den Baum geguckt und «Stille Nacht, heilige Nacht . . .» gesungen. Lappes Marjenn hat ganz glücklich geschnauft und gesagt: «Leven Jott, wat jibt dat für'n schön Brennholz, wenn die Nadelen abjefallen sinn.»[91]

Natürlich müssen wir jetzt eine neue Höhle haben, weil die giftige Kugel uns verraten hat. Dann müssen wir den Höhlenschatz bergen und uns an der giftigen Kugel rächen. Ich weiß auch schon eine neue Höhle. Nachmittags gehen wir zu dem tiefen Teich hinter der Fabrik von meinem Vater. Man muß furchtbar steile Sandwände mit spitzen Kieselsteinen drin runterrutschen. Hänschen Lachs sagt, daß es ein Talkessel ist.

Mein Vater hat streng verboten, daß wir hier spielen, weil der Sand uns plötzlich ersticken könnte, indem er nachgibt. Aber wir spielen ja gar nicht hier. Wir kämpfen für das Gute und Edle; und in dem Teich müssen wir Kaulquappen fangen, die wir dann in die besten Einmachgläser tun und sich entwickeln lassen.

Zuerst habe ich gesagt, wir könnten die Frau Meiser eigentlich mit dem Totenkopf erschrecken, denn sie ist furchtbar feige, nur bei ihrem Mann nicht. Der hat auch neulich in der Wirtschaft erzählt, diese Frau wäre ein Besen, und er hätte sie mehr als satt. Sie hat ihm auch schon mal befohlen, auf die Amseln im Vorgarten zu schießen.

Weil sie im ersten Stock wohnt, kann ich abends gut bis an ihr Fenster klettern und den Totenkopf hereinzeigen. Aber Hänschen Lachs fand, das wirkte nicht genug, und man müßte ihr den Totenkopf ins Zimmer werfen. Ich glaube auch, daß das besser ist, aber Ottchen Weber sagt, dann wäre der Totenkopf nachher fort. Der Totenkopf ist nämlich von Ottchen Weber, weil sein Vater Arzt ist. Der hat den Totenkopf als Student auf seinem Schreibtisch gehabt, und dann wollte er ihn nicht mehr und hat ihn mit anderen Sachen zusammen in eine Kiste gepackt und auf den Speicher getragen. Von da hat ihn Ottchen Weber wieder fortgeholt und uns geschenkt, wofür wir ihn zum Sekretär befördert haben. Vorher war er ein einfacher Fetisch. Es ist ein wunderbarer großer Totenkopf, und wir werden bestimmt alles versuchen, um ihn wiederzukriegen.

Wir haben geübt, wer am besten werfen kann, und obwohl ich ein Mädchen bin, kann ich es am besten, und nun werde ich den Kopf werfen.

---

[91] **Leven Jott, wat jibt dat für'n schön Brennholz, wenn die Nadelen abjefallen sinn** — Lieber Gott, was gibt das für schönes Brennholz, wenn die Nadeln abgefallen sind

Alles ist dunkel und ganz still. Wir drei Höchsten haben uns in Meisers Vorgarten versteckt. Die Götzen und Fetische stehn überall Posten. Das Ganze ist furchtbar gefährlich, denn über Meisers wohnen meine Eltern, und nebenan wohnt der Herr Doktor Weber.

Im Wohnzimmer von der Meiser ist Licht, und sie sitzt ganz allein drinnen auf dem Sofa. Zuerst wirft Ottchen Weber einen kleineren Stein gegen das Fenster — auf sehr kunstvolle Art, damit das Fenster nicht kaputtgeht, denn mit so was wollen wir keinen Ärger mehr haben — dann wirft Hänschen Lachs, dann wieder Ottchen — dann flüstert Hänschen: «Äußerste Achtung!» Die Meiser ist vom Sofa runtergerollt und reißt das Fenster auf und kreischt: «Wirft da jemand?» Im gleichen Augenblick lasse ich den Totenkopf an ihrem Gesicht vorbei ins Zimmer fliegen. Da springt die giftige Kugel zurück und rennt ins Zimmer, wir ducken uns ganz fest an die Mauer und machen die Augen fest zu, daß niemand uns sieht — und hören die giftige Kugel ganz furchtbar schreien — und laufen fort.

Dann sind wir gleich nach Haus gegangen und haben Schularbeiten gemacht, und meine Mutter hat zu meinem Vater gesagt, ich würde doch noch ein artiges, sanftes Kind. Da meinte mein Vater, er traue meiner sanften, artigen Art ganz und gar nicht, denn er hätte Menschenkenntnis. Aber da hat meine Mutter sofort gesagt, das wäre doch gar nichts gegen den vollkommen sicheren Fraueninstinkt als Mutter. — Alles ist sehr scheußlich geworden. Der Doktor Weber hat seinen Kopf sofort erkannt. Daran sieht man doch wieder, daß die Erwachsenen immer lügen, denn sie sagen doch, im Tode wären sich alle Menschen gleich.

Am Abend nach dem Werfen ist der Herr Meiser zu meinen Eltern gekommen: seine Frau schickte ihn, die hätte einen Nervenzusammenbruch, weil man mit einem Totenkopf nach ihr geworfen hätte. Und sie hätte auch schon bei der Polizei antelefoniert. Wir mußten uns alle bei Meisers versammeln, Ottchen Weber hatte schon im Bett gelegen. Wir drei Höchsten waren da und unsere Eltern und ein Schutzmann. Auf dem Sofa saß die Frau Meiser ganz dick und rund in einem Morgenrock und neben ihr das widerliche fette Trautchen mit den aufgedrehten Locken. Und Trautchen guckte mit gemeinen glänzenden Augen und rief immer ganz dünn: «O pfui, o pfui.»

Natürlich haben alle furchtbar auf uns eingeredet, wir haben immer mannhaft geschwiegen und manchmal mit den Schultern gezuckt. Aber ich wußte gleich, daß nicht alles gut gehen würde. Die Meiser hat geschrien, der Totenkopf stamme von einem Mord her, den wir begangen hätten — der Schutzmann hat aber ganz mitleidig geseufzt und gesagt, er hätte noch anderes zu tun und ginge jetzt.

Aber ich wurde wütend, weil wir keinen Mord begangen haben

und weil das Trautchen immer so gemein und gierig guckte und Frau Meiser es streichelte und sagte: «Welche Erschütterung für das zarte, süße Kind.» Da habe ich einfach gesagt: keiner von uns hätte mit dem Kopf geworfen, aber ich wüßte genau, daß die Gebeine von Ahnen manchmal ganz von selbst angeflogen kämen, wenn einer gemein und sündig wäre. Da hat der Herr Meiser in seiner Ecke mit dem Kopf genickt und gesagt: er halte das für vollständig möglich.

Aber mein Vater hat ganz runde Augen bekommen und ruhig und ernst gesprochen: nun wäre es aber genug. Er hat mich an der Hand fortgeführt und verhauen. Und er würde mich lehren, die Gebeine von Ahnen von selbst fliegen zu lassen. Als ich heut morgen zur Schule ging, bin ich dem Herrn Meiser begegnet, und er hat mir eine Mark geschenkt, über die ich nicht sprechen darf. Seine Frau wäre ganz klein geworden. Und ich sollte für die ganze Gesellschaft Kuchen kaufen.

Hänschen Lachs hat auch schon einen Plan, wie wir den Totenkopf wiederkriegen und wie wir uns an Trautchen Meiser rächen können. Für die Mark wollen wir ein Angelgerät kaufen, dann können wir abends im Grüngürtelweiher Hechte angeln.

*

Wegen der Pferdeäpfel darf Letta Mitterdank nicht mit mir verkehren, und ich habe meinem Vater beinahe das Geschäft ruiniert. Weil er Kaufmann ist, muß er nämlich Geschäfte machen. Herr Mitterdank ist sehr reich. Wir sind auch reich, aber nicht sehr.

Mitterdanks sind extra wegen unserer Fabrik nach Köln gekommen. Sie beteiligen sich daran.

Tante Millie hat gesagt, mein Vater würde nachts vor Sorgen kein Auge zutun, dabei kann sie das gar nicht wissen, weil sie ihn nachts nicht sieht. Aber meine Mutter hat es auch gesagt, und wenn Mitterdanks kämen, müßte ich mich anständig benehmen. Mein Vater hat manchmal ein graues Gesicht und seine Augen sind ganz trübe. Ich habe ihm eine Brieftasche geklebt aus feinstem Glanzpapier mit kleinen Glücksschweinchen drauf, damit er lacht und sich freut. Aber er benutzt sie erst, wenn wir wieder mehr Geld haben.

Wenn wir bei Tisch sitzen und es klingelt, stöhnen alle, weil dann nämlich Herr Hornschuh kommt mit einem nackten Kopf wie ein Ei und langen gelben Papieren. Er ist sehr nett und zuckt mit seinen Schultern und sagt, es täte ihm selbst leid, und dann beklebt er unsere Möbel mit Marken. Elise sagt, sie kenne das, und es sei keine Schande heutzutage, es komme von Steuerschulden. Sie weiß das von ihrem Schutzmann.

Später werden unsere Möbel vielleicht fortgeholt, aber nicht

die Betten. Ich bin froh, wenn das große Büfett fortkommt, dann kann ich im Wohnzimmer Kreisel spielen. Und wenn sie das Klavier holen, brauche ich keine idiotischen Etüden mehr zu üben, was ich hasse.

Menschen werden nicht fortgeholt, nur Möbel, und das ist nicht schlimm. Meine Mutter hat auch zu Tante Millie gesagt, ihr mache es nichts aus, die Hauptsache sei immer, daß die Familie gesund und beisammen sei.

Tante Millie sagt, sie lasse sich nicht mehr auf der Straße sehen, weil die Leute mit Fingern auf sie zeigten. Das ist aber gar nicht wahr. Nur Ottchen Weber macht ihr manchmal eine lange Nase, wofür ich ihm drei Pfennig gebe. Weil wir jetzt sparen müssen, tut er es umsonst.

Ich habe auch schon überlegt, was wir tun, wenn wir keinen Tisch mehr haben und keine Stühle. Dann mache ich ein Lagerfeuer im Garten, wir setzen uns alle drum herum auf die Erde — meine Mutter kann sich ein Kissen unterlegen — und rauchen eine Friedenspfeife und essen schweigend wie edle Mohikaner. Weil ich am besten Bescheid weiß, bin ich Häuptling, wenn mein Vater es mich sein läßt. Es wird wunderbar, und Hänschen Lachs sagt, er beneide mich darum.

Aber weil jetzt die Mitterdanks gekommen sind, werden unsere Möbel vielleicht doch nicht geholt. Es war furchtbare Aufregung zu Haus, immerzu sprachen sie von Mitterdanks. Die wollen auch in unserem Vorort ein Haus bauen — gleich am Stadtwald, wo der alte Gutshof ist und die Kornfelder anfangen. Alte Festungen sind auch da, es ist streng verboten, sie zu betreten, wegen Lebensgefahr. Ich habe mit Hänschen Lachs und Ottchen Weber mal eine kleine Eule gefangen in der Festung. Sie hat in meinen Finger gehackt, daß Blut kam, und dann hat sie der Herr Kleinerz von nebenan dem Zoologischen Garten geschenkt und mir eine große Tüte voll Seidenkissenbonbons. Aber die Eule wäre mir lieber gewesen. Ich hätte sie groß gezogen, nachts glühen ihre Augen — ich hätte sie in Tante Millies Zimmer fliegen lassen. Die hätte gedacht, der Teufel fliegt auf ihr Bett, und wäre abgereist. Jetzt bauen diese Mitterdanks ein Haus bei der Festung.

Am Tag, bevor Mitterdanks kamen, sind Tante Millie und meine Mutter mit mir in die Stadt gefahren und haben mir im Kaufhaus Peters ein gesticktes Frottékleid gekauft in Hellblau und weiße Schuhe und einen weißen Batisthut. Trotzdem sie sonst immer sagen, das Schlechteste sei noch viel zu gut für mich, denn ich würde alle Kleidung verderben. Die anderen Kinder in meiner Klasse sind fast alle viel schöner angezogen, aber das ist mir egal. Ich hab am liebsten meine Matrosenbluse mit dem Gummi um den Bauch, weil ich da alles reinstopfen und verstecken kann, was ich gerade finde: Äpfel und Bücher und alles. Manchmal bin ich so dick wie ein Omnibus.

Sie haben meine Haare gebürstet und mich angezogen, und meine Mutter hat meine Backen geklopft, damit sie rot und blühend aussehen. Dann sind wir mit einem Auto ins Domhotel gefahren, weil Mitterdanks uns zum Mittagessen eingeladen hatten. Ein Mann wie ein Kapitän hat uns durch eine Tür gedreht, die war wie ein Kreisel. Wir sind über lange rote Teppiche gegangen wie in einem Schloß. Dieses Domhotel ist ein Schloß und auch ein Restaurant. Ich kenne auch Restaurants, weil meine Mutter manchmal sonntags keine Lust zum Kochen hat, aber das waren dann nur Restaurants und keine Schlösser.

Meine Mutter zog mich an der Hand, die Wände in dem Domhotel waren aus Marmor. Meine Mutter hatte ihre wunderbare rosa Seidenbluse an, mein Vater hat sie ihr zum Geburtstag geschenkt, meine Mutter hat gesagt: «Aber Victor, du verwöhnst mich ja wie eine Prinzessin.» Trautchens Mutter hat nicht so eine schöne Bluse, aber meine Mutter ist auch viel schöner als die Frau Meiser.

Und wir sind auf den Teppichen gegangen — immer weiter, immer weiter, es war keine Straße, aber in den Wänden waren richtige Schaufenster mit silbernen Schuhen und goldenen Ketten und Broschen aus Diamanten. Mein Vater ist ruhig gegangen, er hat nicht mit uns gesprochen und hat weiß und lang und schwarz ausgesehen. Ich war viel zu bang, ihn Vati zu nennen — er war fast so streng und vornehm wie der Kellner im Speisehaus, wenn er meiner Mutter und der Tante Millie ein Omelett mit Pilzen bringt und «gestatten Sie» sagt. Ich wurde so aufgeregt, daß meine Mutter vorsichtshalber noch mal mit mir auf die Toilette gegangen ist — da waren Büchsen und Kämme aus Silber und überall Spiegel. Und der Boden war so glatt, daß man drauf gleiten konnte — aber dazu wurde mir keine Zeit mehr gelassen.

Wir saßen an einem Tisch, die Tapeten und das Licht und die Teppiche und die Schritte von Kellnern und Leuten waren sanft. Dicke Bäuche von Männern ruhten still in Sesseln und beachteten niemand. Alles war leise. Nur das Tischtuch hat laut und weiß geglänzt und unsere Teller und die Servietten von den Kellnern, die sie um Weinflaschen banden.

«Sie erlauben, daß ich das Menü zusammengestellt habe», sagte Herr Mitterdank zu meiner Mutter und Tante Millie, die es erlaubten. Ich mußte mehrfach einen Knicks machen und wurde neben das Kind von Mitterdanks gesetzt, das Letta heißt und ins dritte Schuljahr kommt, wo ich jetzt schon drin bin. Ein schottisches Seidenkleid hatte dieses Kind an, und ein weißes Gesicht hatte es mit einem riesengroßen Kinn. Die Erwachsenen haben gesagt, wir sollten uns anfreunden, aber das ging nicht, weil Letta nicht spricht. Ich dachte schon, sie wäre stumm, aber

dann hat sie zu ihrer Mutter gesagt: «Mamaaa, ich möchte Briekäse[92], Briiieee-Käse.»

Dann kam für die Großen was auf den Tisch, ich konnte es einfach nicht glauben — nämlich Schnecken. Lauter richtige Schnecken in Schneckenhäusern. Nicht so niedliche Schnecken, wie sie in unserem Garten herumkriechen, mit blanken kleinen Häusern — sondern größere, hellbraune, ich kenne sie vom Rhein her, da kleben sie an den Weinstöcken. Etwas Furchtbares passierte: mit seinen rosa polierten Kissenhänden nahm der vollkommen runde Herr Mitterdank einen silbernen kleinen Zacken — und damit zog er die Schneckentiere aus ihrem Haus. Frau Mitterdank tat es auch. Mein Vater auch. Tante Millie und meine Mutter guckten, wie die andern es machten — und dann taten sie's auch.

Das darf man doch nicht, das darf man doch nicht. Nie haben meine Mutter und ich ein niedliches Schneckenhaus zertreten.

Und immer hat meine Mutter gesagt, man müßte liebevoll sein mit diesen zarten, ängstlichen Tieren. Wir haben zusammen im Garten gesessen, meine Mutter und ich — dann durfte ich manchmal ein Schneckenhaus auf ein grünes gepflücktes Blatt setzen und mit meiner Mutter die Schnecke durch Gesang locken:

«Schneck, Schneck, komm heraus,
Strecke deine Fühler aus —
Zeig sie nur, du kleines Ding,
Und komm aus dem Haus geschwind.»

Leise mußte man das singen und furchtbar oft. Dann ist die kleine Schnecke gekommen und über das Blatt gekrochen, auf keinen Fall durfte sie angefaßt werden.

Und da haben sie im Domhotel die Schnecken aus den Häusern gebohrt — «wenn man das nun mit Ihnen so machte», habe ich zu dem Herrn Mitterdank geschrien und mußte fast weinen. Sie haben nicht auf mich gehört und die Schnecken doch tatsächlich in den Mund getan und runtergeschluckt. Meine Mutter hat es auch getan, da habe ich immer lauter geschrien und gesagt, sie müßten die Schnecken ansingen, und wenn sie dann gekrochen kämen, leben lassen. Aber du lieber Gott, Erwachsene sind ja so gemein und hinterlistig. Immer sagen sie zu Kindern und Tieren: komm, komm, komm — ich tu dir nichts. Und wenn man dumm ist und kommt, tun sie einem bestimmt was.

Meine Mutter hatte die erste Schnecke im Mund, als ich das Schneckenlied sang. Da ist sie ganz rot im Gesicht geworden und hat ihr Taschentuch vor den Mund gehalten und ist raus zur

[92] **Briekäse** — eine Käsesorte

Toilette. Aber wenn sie die Schnecke auch ins Klosett spuckt — lebendig wird so ein Tier doch nicht mehr.

Alle haben mich angesehen voll Wut, am meisten mein Vater. Ich kenne sein Gesicht, wenn er hauen will oder brüllen, und wollte gern fort sein. Ich hatte ja auch die Verabredung für den Pferdeäpfel-Weltrekord in Schweinwalds Garten. Der Schweinwald ist Nachtwächter, und wenn er nicht schläft am Tag, trinkt er Bier in seiner Laube und ist nett. Hänschen Lachs und Ottchen Weber und ich sind mit den Schweinwaldskindern oft im Garten, und manchmal dürfen wir einen Schluck Bier trinken. Das schmeckt nicht so gut wie Himbeerlimonade, aber wir trinken aus der Flasche wie Männer, die Häuser und Straßen bauen. Und dann ist doch dem Schweinwald ein Hund zugelaufen, der ist eine ganz struppige schwarze Kugel mit wütenden Augen. Er bellt wie rasend und beißt auch, alle haben Angst vor ihm. Herr Schweinwald hat ihn Maria getauft, denn so heißt seine Frau, und die wollte er mal ärgern. Aber der Hund ist ein Mädchen. Alle haben Angst vor dem Hund, aber wenn man sein Herr ist, beißt er einen nicht, nur die andern. Wir wollten alle den Hund gern haben und sein Herr sein. Ich weiß auch schon, wen ich dann alles beißen lassen würde. Herr Schweinwald sagt, es sei ein selten feuriges Tier — und wer den Rekord im Pferdeäpfelsammeln erzielt, der bekomme die feurige beißende Maria als Preis. Wir haben schon oft Pferdeäpfel auf der Straße gesammelt als Dünger für Schweinwalds sämtliche Gemüsebeete. Und nun soll jeder einen großen Eimer kriegen, und wer ihn dreimal voll hat, soll den Hund erhalten.

Um drei Uhr mittags mußten wir alle vom Schweinwaldsgarten aus starten. Ich konnte darum nicht mehr in diesem Domhotel bleiben. Ich mußte fort, ich wollte gewinnen, ich wollte die feurige Maria. Und ich mochte auch nicht mehr bei den Erwachsenen sein, die Schnecken essen. Zwölf Stück hat Herr Mitterdank gegessen und Frau Mitterdank auch. Solche Schweine sind das. Hänschen Lachs hat auch gesagt, man müßte als Kind seinen Eltern den Verkehr mit solchen Leuten verbieten dürfen. Es ist nämlich auf Ehrenwort wahr, daß Eltern einem einen schlechten Umgang verbieten und dabei selbst viel schlechteren Umgang haben. Wir spielen bestimmt nur mit Kindern, die nicht gemein klatschen — die andern verhauen wir alle.

Es ist nun auch so, daß Erwachsene immer furchtbar viel Geld brauchen. Als Kind hätte man ja manchmal Geld nötig für Schaukeln und Karussells und Bonbons. Aber wir kriegen fast nie Geld und spielen doch und haben so viel Spaß. Wenn die Erwachsenen aber nur ein bißchen Spaß haben wollen, dann kostet das sofort furchtbar viel Geld. Wenn sie abends mal Wein trinken und rauchen, kostet es furchtbar viel Geld, wenn sie ausgehen, kostet es furchtbar viel Geld — und im Domhotel

kostet es bestimmt auch furchtbar viel Geld. Die Frau Professor Lachs hat neulich zu meiner Mutter gesagt: «Wir können uns gar nichts Nettes mehr leisten, gar keine kleine Freude — es kostet zu viel.» Wegen Geld müssen sie darum auch immer wieder mit widerlichen Leuten verkehren. Hänschen Lachs sagt, manchmal könnten sie ihm leid tun. Ob wir denn auch später mal so werden?

Ich will gar nicht gern haben, daß diese Frau Mitterdank die Freundin von meiner Mutter wird, weil sie meine Mutter ja doch nicht liebt und gar nichts liebt. Sie ist vollkommen dünn mit roten Haaren und ganz dünnem Gesicht und einer gefährlichen Nase und einem dünnen gefärbten Mund. Und mit blassen Augen, die ihr zu fein und zu tot sind, jemanden richtig damit anzusehen. So was ist doch nie eine echte Mutter von einem Kind, denn eine Mutter muß immer so sein wie ein Kissen, besonders vorne. Man kann ja sonst seinen Kopf nicht richtig wohin legen, wenn man mal weinen möchte bei seiner Mutter oder ein Geheimnis erzählen vor Weihnachten oder sonst. Nur einer Mutter, die wie ein Kissen ist vorne, kann man Geheimnisse sagen — nie würde ich es tun bei einer, die wie hartes Holz ist. Denn an so einer ist ja nirgends ein Versteck. Aber ich möchte auch nicht, daß meine Mutter dick wäre wie die Frau Meiser und so wie ein riesiger Globus. Meine Mutter soll sein wie meine Mutter.

Mitterdanks haben uns ja immerzu Essen gegeben im Domhotel, aber sie waren bestimmt nicht gut mit uns. Meine Mutter und Tante Millie haben dauernd Frau Mitterdank angesprochen und ihr von den Theaterstücken erzählt in Köln und einer sehr praktischen Waschmaschine, und irgendwo wären sich die Männer doch alle gleich. Und später könne Lettachen mit mir denselben Schulweg machen und im Sommer mit mir in unserem Garten spielen, um rote Backen zu kriegen und braune Beine. Frau Mitterdank hat ihre Lippen etwas bewegt und müde geguckt. Herr Mitterdank hat zu meinem Vater gesprochen mit feuchter, matter Stimme.

Ich hab einfach gesagt, ich müßte schnell in die Handarbeitsstunde. Alle waren froh, daß sie mich loswurden.

Ich bin in die Straßenbahn gestiegen, die nach unserem Vorort fährt, und habe sofort ein ruhiges, bezahltes Gesicht gemacht, als ich mich hinsetzte. So, als hätte ich schon längst eine Fahrkarte. Der Schaffner hat nichts gemerkt, und das gesparte Geld für die Fahrkarte konnte ich gut gebrauchen.

Ich bin gefahren durch die engen Stadtstraßen — an Schaufenstern vorbei mit bunten Kleidern und Blusen. Meine arme Mutter. bekommt immer Kleidungsstücke geschenkt, wenn ein Schenktag ist — nie mehr Spielzeug. Sie will auch keins mehr. Ich denke wirklich manchmal, für Erwachsene gibt es keine Freude auf der Welt. Wenn ich ein Erwachsener bin, freue ich mich auch über kein Spielzeug mehr und will keine Rollschuhe, keine Kreisel,

keine Reifen, keine Puppen und nichts. Wie soll ich denn dann nur leben, wenn ich mich über gar nichts mehr freue? Manchmal möchte ich weinen, weil ich erwachsen werde — manchmal möchte ich es ganz schnell sein. Aber wenn ich denke, daß ich dann immer nur nützliche Geschenke zu Weihnachten kriegen möchte, wie Kleider und Taschentücher und riechende Seifen, dann bin ich traurig und mag nicht mehr froh sein.

Der Schaffner muß klingeln — ich guck aus dem Fenster: bald ist Ostern, in den Geschäften sind bunte Eier, kleine Hasen und große Hasen mit seidenen Schleifen. Ich habe zu Haus im ganzen dreizehn Puppen in allen Größen und neunzehn Stofftiere. So lange, wie ich lebe, will ich alle behalten und lieben.

Engländer steigen ein. Alle sprechen englisch, wir Kinder haben es auch schon gelernt. Ich kann sogar schon drei verbotene Flüche und das Lied von «Little Tom Tucker»[93]. Nach Uniform riechen die Engländer, nach Zigaretten und Pferden. Sofort rieche ich unter vielen Leuten einen Engländer heraus, ich brauche gar nicht hinzugucken.

Die Engländer sind keine Feinde mehr, wir haben nämlich Frieden und Butter und Fleisch und Ostereier aus Marzipan und Hasen aus Schokolade. Mit den Schokoladenhasen soll man kein Mitleid haben, man wird dann nur verdreckt und kriegt Krach. Letzten Sonntag hat der Onkel Halmdach mir nämlich einen Schokoladenhasen geschenkt, der war so niedlich und ein richtiges Tier mit fröhlichen Ohren. Ich mochte den Kopf nicht abbeißen und die Füße und den Schwanz auch nicht, weil es doch ein gutes kleines Tier war. Und habe es immer mit mir rumgetragen und sah dann auf einmal aus wie ein Schwein, weil die ganze Schokolade zerflossen war. Ich habe meine Hände abgeleckt und meine Matrosenbluse, aber es hat mir nicht geschmeckt, weil ich an den Krach denken mußte, der kommen würde, und an den zerflossenen Osterhasen — ich hätte ihm gleich den Kopf abbeißen sollen. Aber ich will lieber immer Schokolade haben in der Form von Tafeln und Eiern. Schokolade soll nicht so was sein, das ich liebe. Schokolade soll etwas sein, das ich essen will, sonst nichts. Ich glaube natürlich längst nicht mehr an den Osterhasen, aber ich liebe ihn. Mein Vater liebt ihn auch, aber zu Weihnachten läßt er sich kleine Hasen schießen — ihr Bauch ist aus weißer Watte. Der Herr Gumpertz schießt die Hasen, mein Vater bezahlt sie, meine Mutter spickt sie, Elise sticht ihnen die Augen aus. Sie essen die Hasen, ich esse sie auch schon, mein kleiner Bruder ißt sie noch nicht. Sie essen die Schnecken, sie essen immerzu alles und erzählen Kindern, daß man Schnecken ansingen soll und Osterhasen lieben muß. Ich weiß wirklich nicht, warum sie

---

[93] **Little Tom Tucker** — (*engl.*) kleiner Tom Tucker

nicht lieber böse dicke Männer essen, die sie nicht leiden können und die nicht niedlich sind und an denen auch mehr dran ist.

Glauben kann man überhaupt nichts mehr. Unsere Klassenlehrerin hat nach dem Waffenstillstand gesagt, wir sollten die Engländer fürchten und nicht beachten. Wir sollten auch nicht mehr auf der Straße spielen. Sie dachte wohl, der Feind würde uns auf der Straße erschießen oder stehlen. Natürlich war wieder nichts davon wahr. Kein Engländer hat Interesse daran, Kinder zu stehlen, sie haben selbst welche. Sie verschenken sogar Kinder. Ich habe selbst gehört, wie Elise der Tante Millie erzählt hat, Mariechen Heuser bekäme ein Kind von einem englischen Soldaten. Elise weiß immer genau, was in der Nachbarschaft vorgeht. Das Mariechen ist groß und dick mit kunstvollen Locken und mit roten Backen wie Mohnblumen. Jetzt weint sie manchmal, weil verschiedene Leute eklig zu ihr sind, denn man soll von den Engländern nichts annehmen und sich nichts schenken lassen. Dabei sind alle froh, wenn sie was kriegen. In unserer Waschküche haben die Engländer eine Kantine[94] — da sind Hunderte von Kindern, man kann sie nicht zählen. Sie essen echtes Weißbrot mit Marmelade und nehmen Suppe mit, da sind richtige Fleischstücke drin — die Frau Meiser sagt, das wäre die reinste Friedensware. Und alle Mütter tun, als wüßten sie nicht, daß die Suppe von den Engländern ist. So war es auch mit den Briketts und den Rüben, die wir immer heimlich vom Güterbahnhof geholt haben.

Wir haben einen Schotten in unserer Wohnung, er heißt Mac und noch was. Ich bin sehr befreundet mit ihm. Er ist noch nicht furchtbar alt, aber doch schon zwanzig Jahre. Er hat eine kleine Schwester in Oldham, das ist weit. Er liebt auch keine Erwachsenen und hat mir hundert kleine schottische Wappen aus Seidenstoff geschenkt, die kriegt er als Zugabe bei seinen Zigaretten. Ich nähe mir daraus eine Zeltdecke.

Als Mac zu uns kam, hatte ich zuerst Angst, wir sollten ja mit keinem fremden Soldaten sprechen, und nie wollte ich es tun. Dann habe ich mal eben in sein Zimmer geguckt, als er nicht zu Hause war. Da war doch wirklich der ganze Fußboden voll gewesen von Apfelsinen und Custard Powder[95]. Ein großer Haufen lag in einer Ecke auf dem Boden. Mein Vater hat einmal mit der Hand Apfelsinen von Bäumen gepflückt — das gibt es, ich kann es nicht glauben. Man durfte sich ja nichts schenken lassen, darum habe ich mir einfach drei Apfelsinen so genommen und eine Büchse Custard Powder — ich wußte nicht, was das war. Hänschen Lachs hat gemeint, da könnte man Pudding draus

---

[94] **Kantine** — Verkaufs- und Erfrischungsraum
[95] **Custard Powder** — eine Art Eierkrempulver

machen, aber genau gewußt hat er's auch nicht. Bei Lachsens in der Küche wollten wir Pudding machen, als dort gerade niemand zu Haus war. Aber wir haben dann nur geklebt und die ganze Küche hat auch geklebt. Hänschen Lachs wollte später seiner Mutter sagen, wahrscheinlich wär der Kalk von der Decke runtergefallen. So was könnte doch möglich sein. Und die Mutter vom Hänschen glaubt sowieso immer alles, denn sie sagt, Hänschen wäre ihr Kind, und niemals würde ein Kind von ihr lügen. Hänschen hat sehr viel Glück mit seiner Mutter, das sagt er selbst. Meine Eltern sind darin ganz anders und glauben mir nie, und am allerwenigsten glauben sie mir, wenn ich die Wahrheit sage. Die ist nämlich oft so komisch und so weit fort, daß ich stottre und ganz durcheinander denken muß und nicht mehr richtig weiß, wie es nun wirklich war, und dabei werde ich dann noch mit strengen Augen angesehen. Manchmal sag ich dann einfach ja — und ich hätt's getan, nur damit sie aufhören mit der Fragerei und weil ich in dem Augenblick selbst nicht mehr weiß, ob ich's nun getan habe oder nicht. Einmal habe ich alle Perlen aus meinem Kaufmannsladen in den Stadtwald getragen, weil ich sie in verschiedenen Vogelnestern verteilen wollte. Als ich keine Vogelnester fand, habe ich die Perlen ins Laub gestreut. Ich fand die Perlen so klein und so rot und silbern und bunt und dachte, sie wären was für kleine Vögel, sie paßten so zu kleinen Vögeln. So genau sage ich so was nicht zu andern, ich geniere mich, ich weiß auch nicht warum. Meine Eltern haben nach den Perlen gefragt, und ich hab gesagt, ich hätte sie im Stadtwald im Laub verstreut. Zuerst hat meine Mutter mich gefragt, und sie wollte, ich solle sagen, daß ich sie gegessen hätte. Ich habe aber weiter die Wahrheit gesagt. Dann hat mein Vater ernst mit mir gesprochen, und ich sollte es doch endlich sagen. Da habe ich einfach überhaupt nichts mehr gesagt. Dann haben beide zusammen mit mir gesprochen, und da habe ich geweint und gesagt, ich hätte die Liebesperlen gegessen. Und sie haben gesagt, sie würden doch immer die Wahrheit herausbekommen. Dabei war es gelogen. Wenn ich wirklich lüge, wird es mir viel mehr geglaubt, denn ich habe mir ja dann vorher alles ausgedacht und kann es besser erzählen. Warum darf man eigentlich nicht lügen? Ich habe einmal gefragt, aber das tu ich nie wieder, denn sie waren ganz entsetzt. «Weil es schlecht ist», haben sie geantwortet. Ja, aber warum ist es schlecht? Warum darf man denn nicht lügen?

Hänschen Lachs und ich wollten dann in unserer Höhle im Stadtwald einen Betonfußboden haben, darum habe ich noch drei Dosen von dem Zement-Puddingpulver fortgenommen. Danach konnte ich die ganze Nacht zuerst nicht schlafen, denn ich hatte Angst, vor das Kriegsgericht zu kommen wegen Diebstahls von militärischen Eßwaren. Dann wäre ich natürlich erschossen worden.

Aber am andern Tag ist Mac gekommen, ich hab mit ihm gesprochen, und er wollte, daß ich alle Apfelsinen essen sollte — so viel, wie ich wollte, obwohl sie ihm eigentlich auch nicht alle richtig gehörten. Millionen Apfelsinen durfte ich essen, dafür wurde ich Lehrerin und mußte Mac Unterricht in Deutsch geben. Ich hatte nie mehr Zeit für Schularbeiten, weil ich ja unterrichten mußte. Jetzt kann er schon die erste Strophe von «O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter . . .» auf deutsch und auswendig. Aber er versteht die Bedeutung noch nicht richtig und denkt, unsere Elise würde so heißen. Denn er hat in der Küche ihre Hand genommen und «o Tannenbaum» zu ihr gesagt. Ich lasse ihn jetzt das Gedicht lernen «Herr Heinrich sitzt am Vogelherd». Was ein Vogelherd ist, weiß ich nicht — andere Leute, die ich gefragt habe, wußten es auch nicht. Der Herr Heinrich ist ein König, das stellt sich zum Schluß heraus. Man braucht gar nicht immer alles zu wissen, man muß es nur können.

Und ich habe Apfelsinen gegessen von morgens bis abends, und ins Bett habe ich auch welche mitgenommen. Dann wurde mein Magen verdorben. Ich konnte überhaupt nichts anderes mehr essen, weil ich immerzu Apfelsinen essen mußte. Ich habe eine Glanzpostkarte von meinem Vater, er hat sie an mich geschrieben aus Amerika, da konnte ich noch nicht lesen. Auf der Karte fährt eine Lokomotive durch lauter Bäume mit Apfelsinen. Wenn ich groß bin, fahre ich da hin und nehme meine Mutter mit. Ich werde auf dem Trittbrett der Lokomotive stehen und immerzu für meine Mutter während der Fahrt Apfelsinen pflücken. Meine Mutter wird weinen, weil ich so gefährlich auf dem Trittbrett eines rasenden Zuges stehe, und mein Vater wird mich bewundern und Angst haben zu schreien: «Komm da mal runter» — weil ich dann stürze.

An alles mußte ich denken, als ich mit der Straßenbahn vom Domhotel zu den Schweinwalds fuhr, um die feurige Maria zu gewinnen. Ich kam noch gerade eben zurecht, meinen Batisthut hab ich dem Herrn Schweinwald zum Aufbewahren gegeben, die Frau Schweinwald hat mir noch schnell eine Schürze von sich umgebunden — die war so lang, ich fiel dreimal hin.

Man muß die Quellen von den Pferdeäpfeln kennen, es gibt nicht viel Pferde mehr, überall sind Autos, von denen ist Dünger nicht zu kriegen. Ich raste zum alten Gutshof, Hänschen Lachs auch. Hänschen Lachs raste zur Brauerei, ich auch. Wir belauerten die Pferde von hinten und haben zweimal mit vollen Eimern gewonnen vor Ottchen Weber und Schweinwalds Alois. Alles war noch unentschieden zwischen Hänschen und mir, und wieder rasten wir los. Wir kämpften gegeneinander und um die feurige Maria, und im Kampf liebt man sich nicht und fühlt keine Freundschaft. Ich rannte zum alten Gutshof, es ärgerte mich, daß Hänschen Lachs gleich wieder hinter mir herlief, trotzdem er doch mal

für sich allein einen neuen Fundplatz suchen konnte. Weil ich nämlich gut bekannt bin mit einem Arbeiter vom alten Gutshof, hatte der mir heimlich versprochen, einen Haufen Pferdeäpfel vor dem Tor für mich zusammenzuscharren. Er hatte es auch getan — und ich habe den Haufen auch zuerst gesehen. Aber Hänschen Lachs schrie, er hätte ihn zuerst gesehn, und dann stürzten wir beide wütend drauf los. Später sagte man dann, wir hätten uns in die Pferdeäpfel geworfen wie die Ferkel und nicht wie menschliche Kinder. Kein Wort davon stimmte. Direkt vor dem Haufen stießen Hänschen Lachs und ich aufeinander und fielen in den Haufen rein. Sofort standen wir wieder auf und hörten einen widerlichen Schrei; vor uns stand Tante Millie, und daneben standen meine Eltern, das schlafende Kind Letta und die Mitterdanks. Die Stelle, wo sie später ihr Haus bauen würden, hatten sie sehen wollen, und nun sahen sie uns.

Natürlich kann man nicht die Haare gekämmt haben und sehr ordentlich und sauber aussehen, wenn man mitten im Kampf ist. Mein Vater wollte am liebsten tun, als kennte er mich nicht näher und als wär ich gar nicht sein Kind. Aber die Mitterdanks kannten mich ja schon vom Mittagessen her. Frau Mitterdank sagte: «Gräßlich», und Letta sollte nicht so nah an mich herangehen — so als wenn ich das spuckende Lama aus dem Zoologischen Garten wäre. Dann schrie mein Vater, und ich sollte alles erklären. Ich sagte nichts, man kann einem Wütenden nämlich gar nichts erklären, weil er dann nur noch wütender wird. Hänschen Lachs stand neben mir und stieß mich tröstend gegens Schienbein. Dann hörte ich auf einmal hinter mir so ein leises Geräusch, ich dreh mich um — und seh doch wahrhaftig Schweinwalds Alois, wie er ganz gemein aus Hänschens Eimer und aus meinem Pferdeäpfel in seinen Eimer reinschaufelt. Also, da konnte ich mich nicht mehr halten. Schweinwalds Alois raste fort — mir war jetzt alles egal, ich raste hinterher, Hänschen Lachs auch.

Nur durch die Aufregung mit den Erwachsenen habe ich knapp verloren. Es ging auch nicht alles ganz gerecht zu. Hänschen Lachs hat die feurige Maria gewonnen. Er mußte sie aber schon wieder zurückbringen, weil sie seinen Vater in die Hand gebissen hat, als er Hänschen verhauen wollte. So ein wunderbares Tier.

Am Abend war große Aufregung bei uns. Hänschen kam und Professor Lachs, der hatte die Hand verbunden wegen dem Hundebiß und sah ernst aus. Der Herr Kleinerz von nebenan war auch da. Mein Vater war etwas besser gelaunt, weil sich Herr Mitterdank Gott sei Dank nichts daraus gemacht hatte, nur seine Frau — vielleicht könnte man sie später mal beißen lassen.

Dann wurde bei uns eine Frühlingslimonade gemacht. Meine Mutter sagte, der Herr Schweinwald wäre ein ganz schlauer Bursche, der versuchte die Kinder für sich auszunutzen. Und es kränkte sie, daß ich für fremde Leute immer mehr übrig hätte

und immer zu faul wäre, ihr in ihrem Garten zu helfen. Sonst könnte sie das mit dem Düngersammeln nicht weiter schlimm finden — es paßte gar nicht in die Zeit, wenn ein Kind zu fein würde. Herr Kleinerz rief auch, es kränkte ihn, daß ich nie an seinen Garten gedacht hätte.

Mein Vater seufzte und sagte, es würde auch nicht in die Zeit passen, wenn ich wäre wie das verwilderte Kind einer Marketenderin[96] im Dreißigjährigen Krieg. Was müssen diese Kinder für ein schönes Leben gehabt haben, ich hätte gern mehr darüber gehört. Aber mein Vater sagte nur noch, ich sollte niemals mehr an diesen Hund von Schweinwalds denken. «Ein richtiger Höllenhund», sagte Professor Lachs, und alle sahen Hänschen und mich an. Wir werden nie gerne angesehen, aber nun freuten wir uns, daß nichts Schlimmeres passierte. Wir liebten alle und versprachen, auf jeden Fall besser zu werden.

Danach las Professor Lachs aus der Verbrecherchronik vor und daß die ganze Polizei einen Fassadenkletterer sucht, bald werden sie ihn haben. Dieser Fassadenkletterer war immer ungehorsam und schlecht gewesen und wurde dann zu einem Verbrecher. Er spielt mit seinem Leben und schwingt sich über Dächer, und kein Haus ist ihm zu hoch, keine Wand zu glatt und zu steil. Professor Lachs hatte gelesen mit einer Stimme wie ein ernstes Gewitter und sah uns an. Alle sahen uns an und nickten mit dem Kopf. Wir nickten auch, und da seufzten sie alle und tranken Limonade.

Wir haben ein einsames Haus am Stadtwald entdeckt — Hänschen Lachs, Ottchen Weber und ich. Da spielen wir jetzt jeden Tag Fassadenkletterer — es ist herrlich, wir hatten lange nicht mehr so ein schönes Spiel. Neulich sind Ottchen Weber und ich die Dachrinne hochgeklettert und fast bis zum dritten Stock gekommen, und Hänschen Lachs ist gestern aus dem Fenster gefallen, dabei ist dummerweise seine Hose kaputtgegangen.

Ich habe jetzt auch die feurige Maria bei uns zu Haus, aber es weiß noch keiner. Ich habe ihr ein Lager auf dem Speicher gemacht und hole ihr jeden Tag aus Breuers Gasthof Knochen und Essen. Ich kriege da so viel, wie ich will. Mittags, wenn sie zu Haus alle schlafen, hole ich die Maria runter und laufe mit ihr ins Stadion. Sie gehorcht mir volkommen, aber zu Haus haben sie jetzt schon einen Hund bellen hören und konnten es sich nicht erklären.

Ohne die feurige Maria will ich nicht mehr leben, und ich habe einen Plan gemacht, daß man sie mir läßt. Nächstens werden Hänschen Lachs und Ottchen Weber und ich mal in der Dunkelheit an unserer Wohnung rumklettern und verdächtige Geräusche an den Fenstern machen, daß sie denken, es sei der Fassadenkletterer. Und dann werde ich ganz ruhig kommen und aus der Zeitung

---

[96] **Marketenderin** — Händlerin im Kriege

vorlesen, daß nur ein feuriger Wachhund das menschliche Leben sichern kann. Tante Millie und meine Mutter werden das sofort verstehen und meinen Vater bereden. Dann bringe ich die feurige Maria als Retterin der Familie und sage, ich hätte sie schon bei Schweinwalds dressiert. Ich dressiere sie nämlich wirklich für wichtige Fälle. Ich will sie bald mal mit in die Schule nehmen und dann mit ihr zur Direktorin gehen und fragen, ob ich versetzt werde. Dann wird die Direktorin anfangen, daß mein Betragen leider entsetzlich sei und mein Fleiß und ... Ich gebe der feurigen Maria einen kleinen Stoß, die sträubt dann ihre Haare und knurrt und fletscht die Zähne. — «Mein liebes, liebes, gutes, fleißiges Kind», wird die Direktorin rufen, «mache dir keine Gedanken, du Artige, natürlich wirst du versetzt.» Ich hätte für solche Fälle schon lange gern einen Tiger gehabt oder einen Löwen, aber die feurige Maria kann noch viel unheimlicher knurren als ein Löwe und noch viel, viel böser und gefährlicher aussehen.

Jörg Wickram

VON EINEM ARMEN STUDENTEN, DER AUS DEM PARADIES KAM, UND EINER REICHEN BÄUERIN

Durch ein Dorf ging einmal ein armer Student, welcher wenig Geld bei sich trug, die Füße aber lieber unter dem Tisch hatte, als daß er in einem Buch studierte. Als er nun aber in das Dorf hineinkam, wandte er sich dem Haus eines reichen Bauern zu, welcher nicht daheim, sondern in den Wald gefahren war. Die Frau aber, die vorher schon einen Mann hatte, der Hans hieß und vor wenigen Jahren gestorben war, und die deshalb jetzt den anderen Mann hatte — dieselbe Frau stand im Hof vor dem Haus. Und als sie den Studenten sah, sprach sie ihn an und fragte ihn, wer er sei und von wo er käme. Der Student antwortete: «Ich bin ein armer Student und komme aus Paris.» Die Frau verstand es nicht recht und meinte, er hätte gesagt, er käme aus dem Paradies. Deshalb fragte sie ihn noch einmal: «Kommt Ihr aus dem Paradies?» — «Ja, liebe Frau», sprach der Student; denn er merkte sofort, wen er vor sich hatte. Da sprach die Bäuerin: «Lieber, guter Freund, kommt mit mir in die Stube! So will ich Euch etwas fragen.»

Als er nun in die Stube kam, sagte sie: «Mein guter Freund, ich habe früher einen Mann gehabt, er hat Hans geheißen, der ist vor drei Jahren gestorben. Ach, du mein lieber Hans, Gott tröste deine liebe Seele! Ich weiß, daß er im Paradies ist; er ist ja ein frommer Mensch gewesen. Lieber Freund, habt Ihr ihn nicht im Paradies gesehen? Kennt Ihr ihn nicht?» Der Student sagte: «Wie heißt er mit Zunamen?» Sie sprach: «Man hat ihn nur Hans Gut-

schaf genannt; er schielt ein wenig.» Der Student besann sich und sagte: «Ja, ich kenne ihn jetzt wohl.» Die Frau sprach: «Ei, lieber Freund, wie geht es ihm, meinem guten Hans?» Der Student antwortete und sprach: «Schlecht genug! Der arme Mann hat weder Geld noch Kleider. Wenn gute Gesellen ihm nicht geholfen hätten bisher, er wäre wohl Hungers gestorben.» Als die Frau das hörte, fing sie zu weinen an und sprach: «Ach, du mein Hans, nun hast du nie Mangel bei mir gehabt und mußt erst in jener Welt Mangel leiden! Hätte ich das gewußt, ich hätte dich wohl versorgt mit Kleidern und mit Geld, daß du dir ebenso wie die andern was leisten kannst; denn du hast noch gute Kleider. Hätte ich nur einen Boten, ich würde dir Kleider schicken und einen guten Pfennig dazu.» Der Student, als er das hörte, sprach zu der Frau: «O liebe Frau! Wenn es nur an einem Boten mangelt, so will ich Euch wohl so viel zu Gefallen tun und es ihm bringen. Ich will bald wieder ins Paradies; ich habe noch mehreren anderen Geld zu bringen.» Als die Bäuerin das hörte, war sie froh und brachte dem Studenten zu essen und zu trinken. «Dann will ich», sprach sie, «etwas zusammensuchen.»

Also ging sie hinauf in die Kammer zu dem Schrank, wo die Kleider von Hans lagen, und nahm mehrere Hemden, zwei Paar Hosen und einen gefütterten Rock samt mehreren Taschentüchern, packte alles ein, daß es bequem zu tragen sei. Danach holte sie mehrere alte ungarische Gulden, band sie in ein weißes Tüchlein, gab es dem Studenten zusammen mit dem Bündel und schenkte ihm auch etwas, damit er es desto besser ausrichte. Als dieser nun gegessen und getrunken hatte, nahm er das Bündel mit den Kleidern auf den Rücken, dankte der Frau und zog damit davon.

Nun war es eben Mittag, so daß der Bauer aus dem Wald heimkam, und die Frau lief ihm entgegen und sprach: «Lieber Hauswirt, soll ich dir von einem Wunder berichten? Es ist ein Mann bei mir gewesen, der kommt aus dem Paradies und kennt meinen seligen Hans gut; er hat mir gesagt, wie er so arm sei und großen Mangel leide. Da bin ich hingegangen und habe ihm seine Kleider geschickt mit mehreren ungarischen Gulden, von denen du nichts gewußt hast. Der Bauer erschrak und sprach: «Ei, da hast du dem Teufel die Hände gereicht!» Er saß schnell auf sein bestes Pferd und eilte dem Studenten nach.

Der Student aber, der immer hinter sich blickte (denn er ahnte wohl, daß es so kommen würde), warf schnell das Bündel in ein Dorngebüsch, als er den Bauern hinter sich hereilen sah, und fand zufällig ein Paar Dornhandschuhe und eine Schaufel; beides nahm er an sich. Als nun der Bauer zu ihm kam, fragte dieser, ob er nicht einen mit einem Bündel gesehen hätte. «Ja, sobald er Euch gesehen hat, ist er über das Gebüsch gesprungen und nach dem Holz hingelaufen.» Der Bauer sprach: «Lieber, halt mir das Pferd, so will ich ihm nacheilen!» und sprang über das Gebüsch dem

Walde zu. Der Student nahm das Bündel, setzte sich auf das Pferd und ritt davon.

Als nun der Bauer niemand fand, kehrte er wieder um, doch fand er weder das Pferd noch den, der es ihm gehalten hatte; da dachte er sich wohl, wie es zugegangen war.

Als er nun heimkam, fragte ihn die Frau, ob er den Studenten gefunden hätte. Er sagte: «Ja, ich habe ihm das Pferd dazu gegeben, daß er früher ans Ziel käme.»

Friedrich Rückert

AUS DER JUGENDZEIT

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!

Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt;
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang
Das jetzt noch klingt?

«Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer.»

O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Laß zu deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entfliehn im Traum!

«Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll so sehr;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer.»

Wohl die Schwalbe kehrt, wohl die Schwalbe kehrt,
Und der leere Kasten schwoll,
Ist das Herz geleert, ist das Herz geleert,
Wird's nicht mehr voll.

Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück wonach du weinst;
Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt
Im Dorf wie einst:

«Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer.»

Ferdinand Bäßler

DER RATTENFÄNGER VON HAMELN

Im Jahre 1284 konnte man in Hameln einen wunderlichen Mann sehen. Er hatte einen bunten Rock an und sagte, daß er ein Rattenfänger sei. Er versprach, gegen Geld die Stadt von allen Mäusen und Ratten zu befreien. Die Bürger waren damit einverstanden und versprachen ihm einen bestimmten Lohn. Der Rattenfänger zog darauf ein Pfeifchen aus der Tasche und pfiff. Da kamen alsbald die Ratten und Mäuse aus allen Häusern hervorgelaufen und sammelten sich um ihn herum. Als er nun meinte, es wäre keine zurückgeblieben, ging er hinaus, und alle Mäuse und Ratten folgten ihm, und so führte er sie zum Fluß. Dort trat er ins Wasser, wobei alle Tiere ihm folgten und ertranken.

Nachdem die Bürger aber von ihrer Plage befreit waren, reute sie der versprochene Lohn und sie verweigerten dem Mann das Geld, so daß er zornig wegging. Am 26. Juni, morgens um sieben Uhr, erschien er wieder, jetzt in der Gestalt eines Jägers, mit einem roten wunderlichen Hut, und pfiff auf allen Straßen. Bald aber kamen diesmal nicht Ratten und Mäuse, sondern Kinder gelaufen, Knaben und Mädchen vom vierten Jahr an, unter ihnen auch die schon erwachsene Tochter des Bürgermeisters. Der ganze Schwarm folgte ihm nach und er führte die Kinder in einen Berg, wo er mit ihnen verschwand. Dies alles hatte ein Kindermädchen gesehen, das mit einem Kinde auf dem Arm von fern nachgezogen war, danach umkehrte und das Gerücht in die Stadt brachte. Die Eltern liefen vor alle Tore und suchten mit traurigem Herzen ihre Kinder. Die Mütter weinten und jammerten.

Es wurden Boten ausgeschickt, doch alles war vergeblich.

Im ganzen waren hundertunddreißig Kinder verloren. Zwei sollen, wie einige sagen, sich verspätet haben und zurückgekommen sein, wobei das eine blind, das andere stumm war. Das blinde konnte den Ort wohl nicht zeigen, jedoch konnte es erzählen, wie sie dem Spielmann gefolgt wären. Das stumme aber zeigte den Ort, obwohl es nichts gehört hatte.

Die Straße, durch welche die Kinder zum Tore hinausgegangen waren, hieß noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts die stille Straße; der Berg bei Hameln, wo die Kinder verschwanden, heißt der Koppenberg, dort sind links und rechts zwei Steine in Kreuzform aufgerichtet worden. Die Bürger von Hameln aber ließen diese Begebenheit in ihr Stadtbuch einzeichnen.

Jurij Brězan

DER GYMNASIAST

(Auszug)

Der Junge Felix Hanusch wuchs Stück um Stück ins Leben hinein.

Er kletterte die steile Haustreppe hoch, rollte hinunter, schlug sich viele Beulen an seinen weißblonden Schädel und brach sich den Nasenknochen.

Er beugte sich am Teichufer seinem Spiegelbild zu, fiel hinein, und als man ihn aus der Teichmitte herausholte, war nur noch ganz wenig Leben in ihm.

Er kroch zwischen acht Pferdebeinen herum und kämmte die verfilzten Füße; die Pferde gehörten dem Bauer Michael Batschon und waren jung und feurig; dem Jungen taten sie nichts zuleide.

Er sah die Mutter weinen und verstand nicht, was das war: Vater, Krieg, Angst.

Er lernte den Fremden kennen, der die Uniform ausgezogen und das Gewehr versteckt hatte, der laut war und stark und der der Vater wurde.

Als Felix fünf Jahre alt war, wuchs sein Leben um ein neues Stück. Er bekam eine Schwester und mußte nun an Mutters Stelle fünfmal in der Woche mit Vaters Eßkübel zum Steinbruch laufen.

Im Steinbruch sah der Vater ganz anders aus als auf dem Feld oder im Stall daheim. Fremd sah er aus und auch nicht so gut wie sonst. Aber stark schien er unter all den Männern, die Haut voller Steinstaub, Nase und Mund voller Steinstaub, die Hände zerrissen vom Stein und in der Faust den Meißel, damit ihn der Schmied neu schärfe.

Manchmal kam die Mutter zu spät vom Feld nach Hause, weil sie keine Uhr hatte, und Felix erhielt seinen Kübel erst, nachdem es vom Schloß schon zu Mittag geläutet hatte.

Er rannte den ganzen Weg, stöberte keine Hasen auf, versuchte nicht die Rebhühner zu fangen, die vor ihm in die Kartoffelfurchen trippelten, und nahm sich nicht einmal Zeit, schnell ein paar Schoten von Batschons Erbsenfeld abzureißen.

Trotzdem kam ihm der Vater manchmal entgegen, zuweilen sogar bis an den Fuß des bewaldeten Bruchhügels.

Der Vater schimpfte dann, auf Felix oder die Mutter. Es geschah auch, daß er ihm den Kübel wortlos aus der Hand nahm, den Deckel aufriß und hastig, schon wieder zum Hügel hochsteigend, das Essen hinunterzuschlingen begann.

Einmal hatte Felix Milchreis im Kübel. Vater aß das nicht gern, für Felix war Milchreis wie Sonntag.

Als es im Bruch tutete, war Felix noch weit. Er rannte, wie

ihr Hund Laudan nach einem Hasen. Auf dem Fahrweg stolperte er, fiel lang hin, der Deckel sprang vom Kübel, und der Reis floß auf die Straße.

Felix heulte los; das Knie blutete und Vaters Essen lag im Dreck. Und so viel braune Butter hatte Mutter draufgegossen!

Am liebsten wäre Felix liegengeblieben. Halb blind vor Tränen kratzte er mit dem Deckel vorsichtig den Reis wieder in den Kübel, ein bißchen Blut vom Knie kam auch mit hinein.

Verschmiert und heulend humpelte er weiter. Am Waldrand traf er den Vater.

«Bist du hingefallen?»

Felix nickte.

«Heul nicht!» sagte der Vater, nahm sein großes rotes Taschentuch und wischte dem Jungen das Gesicht ab.

«Hast wohl verschüttet?»

Heftig schüttelte Felix den Kopf.

Vater schaute sich nach einem Sitzplatz um, öffnete den Kübel und guckte enttäuscht den Reis an. Aus der Hosentasche holte er seinen Löffel, rührte ein wenig im Essen herum und schob den ersten Löffel voll in den Mund.

«Setz dich!» sagte er, und Felix hockte sich neben sein Knie ins Gras. Er beobachtete aufmerksam Vaters Gesicht. Der verzog keine Miene. Bloß, daß er auf dem Reis herumkaute, als ob er zähes Rindfleisch im Mund hätte. Beim dritten Löffel spuckte er einen kleinen Kiesel aus. Felix schaute den Vater nicht länger an. Aber der sagte kein Wort.

Auf dem Weg kam die Henselka mit ihrem Wagen vorbei. Felix hatte sie erst überholt. Sie fuhr in den Steinbruch. Auf ihrem Wagen hatte sie ein Faß mit Gurken, Büchsen mit Rollmöpsen und Bratheringen und eine Kiste Semmeln.

«He!» schrie der Vater. «Gib mir 'nen Rollmops, 'ne Gurke und zwei Semmeln!»

Die Henselka hielt an, und ihr großer brauner Hund, der den Wagen zog, legte sich gleich hin.

Die Henselka brachte die Semmeln aufgeschnitten, in der einen den Rollmops, von dem es tropfte. Die andere Semmel, mit der sauren Gurke drauf, schaute aus wie ein Hund, der ein Kalbsbein fressen will.

«Fünfundzwanzig!» sagte die Henselka.

«Du bist aber teuer», sagte der Vater.

Die Henselka antwortete nicht, sie hielt ihre Hand hin. Die Frau war alt, schmutzig und dumm. Bloß mit dem Geld wußte sie Bescheid.

Sie zog weiter. Immer zog sie mit ihrem Wagen durch die Dörfer, im Sommer übernachtete sie auf dem Feld.

«Hat sie kein Haus, Vater?» fragte der Junge.

«In der Stadt!» sagte der Vater. Er riß die eine Semmel ent-

zwei, schnitt ein Stück von der Gurke und ein Stückchen vom Rollmops ab.

«Iß!» befahl er und kaute hastig an seinem Teil. Er war früher fertig als Felix und brannte sich die Pfeife an.

Felix sagte: «Vater...»

«Hm?» machte der Vater.

«Ich habe verschüttet.»

«Wasch dir das Knie richtig ab», sagte der Vater und stand auf. «Und Reis, der schmeckt mir nicht; auch ohne Sand und Steine schmeckt er mir nicht.»

«Lauf!» sagte er und stieg den Bruchhügel hoch.

Felix lief los. Als er am Wirtshaus «Am Bruche» war, tutete es. Jetzt mußte der Vater wieder in das steinerne Loch hinunter.

Dennoch mochte Felix die Mutter lieber als den Vater. Auch sie mußte viel arbeiten. Aber dabei erzählte sie manchmal ein Märchen. Sie saß dann im Stall vor der Kuh und melkte. Felix hockte auf einem Strohballen mit seinem Milchtopf in der Hand. Im Stall war es düster, und es roch warm nach Kühen und Milch. Dann erzählte die Mutter wohl vom Milchdrachen, der bei manchen Leuten wohnt und ihnen viel Milch bringt. Die stiehlt er bei anderen Leuten. Bestimmt ist das ein schlechter Drachen, dachte Felix, aber er möchte trotzdem gern, daß sie einen hätten.

Es hatte geregnet; im Garten, wo der Keller lag, in dem die Sahne aufbewahrt wurde, war es glatt, und die Mutter fiel mit einem großen Topf Sahne hin.

Wenn man einen Milchdrachen hätte, wäre das gar nicht schlimm. Der würde gleich neue Sahne holen.

Ob der Vater solche Geschichten auch kannte, wußte Felix nicht. Er war ja nie daheim.

Früh steht er auf und fährt mit dem Hund nach Futter. Da ist es noch gar nicht richtig hell.

Am Tage ist er immer im Steinbruch. Dann geht er gleich aufs Feld. Manchmal kommt er erst nach Hause, wenn Felix schon im Bette liegt und es draußen schon finster ist.

Der Vater wird auch schneller böse als die Mutter.

Mutter wollte einen neuen Wagen für das Schwesterchen kaufen. Aber Vater schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie: «Ich schufte mir im Steinbruch die Hände blutig und du wirfst das Geld zum Fenster hinaus!»

Das Schwesterchen erhielt keinen neuen Kinderwagen.

Und Felix bekam von der Mutter eine hinter die Ohren, weil er ein Loch in der Hose hatte. Außerdem wurde er gleich ins Bett geschickt.

Alles wegen Vater. Felix starrte in die halbe Dunkelheit der Schlafkammer. Er beschloß, einmal ganz viel Geld zu haben. Dann kaufte er für Mutter zehn oder noch viel mehr Tüten mit Bohnen-

kaffee und mit Würfelzucker. Und für das Schwesterchen einen neuen Wagen.

Für Vater wird er gar nichts kaufen. Oder bloß eine Jacke. Weil die alte jeden Tag zerrissen ist, wenn er nach Hause kommt. Und vielleicht ein Fahrrad. Damit er in den Bruch fahren kann. Felix gab sich einen Ruck. Ja — auch Geld wird er dem Vater schenken.

Viel Geld, zehn Mark und noch zehn Mark und noch zehn Mark. Wenn Vater viel Geld hat, kauft er sich eine Zigarre und ist lustig, er kann mit den Augen ganz richtig lachen, und dann macht er Spaß mit Mutter und mit Felix, und manchmal schaukelt er sogar das Schwesterchen.

*

Felix ging das zweite Jahr zur Schule. Sie saßen jetzt mit dem dritten und dem vierten Schuljahr in einer Klasse, und er war der Jüngste und Kleinste.

Er machte sich nicht viel aus der Schule. Meistens war es langweilig.

Schön war eigentlich nur biblische Geschichte.

Der junge Kaplan[97], der einen linken Fuß aus Holz und Leder hatte, war sehr streng und faßte einen an dem kurzen Haar über dem Ohr und drehte daran, bis man immer größer wurde und zuletzt auf die Bank kletterte. Aber sonst war er gut, er ließ Felix oft erzählen, was das letztemal an der Reihe gewesen war.

Einmal erzählte Felix: «Ein junges Mädchen und ein Jüngling wollten Hochzeit feiern. Sie holten den Braschka[98]. Der zog sich fein an, nahm seinen Stock mit dem bunten Tuch, setzte den Zylinder auf und lief zu allen Onkeln und Tanten der Braut und des Bräutigams, zu allen Paten und zu vielen anderen Leuten. Alle lud er zur Hochzeit ein. Die Jungfrau Maria kam auch auf die Hochzeit. Sie war eine Slonka[99].

«Wo steht denn das in der Bibel?» unterbrach der Kaplan streng. Felix schaute ihn erstaunt an. Natürlich stand das nirgends. Aber würde sie sich etwa um den Wein kümmern, wenn sie bloß zu Gast wäre? Bestimmt nicht!

Er fuhr fort: «Wahrscheinlich war sie Slonka. Es gab viel zu essen. Zuerst schwarze Soße und dann Rindfleisch und dann Kaninchenbraten und dann Milchreis. Ein dicker Mann aß von allem zwei Teller voll . . .»

Wieder unterbrach der Kaplan: «Wer hat dir denn das erzählt?»

Felix achtete gar nicht auf diese sonderbare Frage. Erzählt

---

[97] **Kaplan** — katholischer Hilfsgeistlicher
[98] **Braschka** — (*sorb.*) Zeremoniemeister bei einer Hochzeit
[99] **Slonka** — (*sorb.*) Ehrenmutter der Brautleute

hatte das niemand. Aber dicke Männer gab es überall. Auch auf der Hochzeit von Kanaan.

«... und der dicke Mann kriegte davon viel Durst. Und dann trank er viel. Immer Wein aus ganz großen Gläsern. Und die anderen hatten Angst, daß der Dicke alles allein austrinkt. Da tranken sie auch viel. Und auf einmal war der Wein aus. Und der Braschka war ganz wild, und da...»

«Genug», sagte der Kaplan, der heute sicher Schnupfen hatte, weil er immer sein großes Taschentuch vor die Nase hielt.

«Horbank, erzähle du weiter!»

Felix setzte sich. Schade, jetzt erst wäre die Geschichte richtig spannend geworden!

Er achtete nicht auf Marko Horbank, sondern starrte zum Fenster hinaus in den Himmel. Eine dicke weiße Wolke segelte dort.

Auf der müßte man sitzen und mit ihr nach Afrika fahren, zu den Schwarzen. Und zu den Indianern, die eine rote Haut haben und sich Federn an den Kopf stecken.

Dann gibt es ein Land, da flechten sich die Männer Zöpfe und tragen Röcke. Dort leben auch Drachen. Im Kalender waren Bilder davon.

Er wird das Gewehr, das Vater aus dem Krieg mitgebracht und auf dem Boden versteckt hat, mitnehmen und alle Drachen totschießen. Dann machen ihn die Zopfleute zum Kaiser...

Da war die Stunde zu Ende und die Schule aus.

Theodor Storm

DER SCHIMMELREITER

(Gekürzt)

Es war an einem Oktobernachmittag, als ich auf einem nordfriesischen Deich entlangritt. Es war eiskalt; meine Hände konnten kaum den Zügel halten. Die Nachtdämmerung hatte begonnen, und schon konnte ich nicht mehr die Hufe meines Pferdes erkennen. Keine Menschenseele war mir begegnet, ich hörte nichts als das Geschrei der Vögel und das Toben von Wind und Wasser.

Jetzt aber kam auf dem Deiche etwas gegen mich heran, ich hörte nichts, aber immer deutlicher glaubte ich eine dunkle Gestalt zu erkennen, und bald, da sie näher kam, sah ich es, sie saß auf einem Pferde, einem hochbeinigen hageren Schimmel, ein dunkler Mantel flatterte um ihre Schultern, und im Vorbeifliegen sahen mich zwei brennende Augen aus einem bleichen Gesicht an.

Wer war das? Was wollte der? — Und jetzt fiel mir ein, ich hatte keinen Hufschlag gehört, und Roß und Reiter waren doch nah an mir vorbeigefahren! Etwas zögernd ritt ich hinterdrein. Dann sah ich sie fern und ferner vor mir, und bald sah ich nichts

weiter von dem Reiter. Aber etwas anderes sah ich, das ich mit Freude jetzt begrüßte: vor mir schimmerte eine Menge Lichtscheine; sie schienen aus den langgestreckten friesischen Häusern zu kommen. Dicht vor mir aber lag ein großes Haus. Mein Pferd war schon von selbst auf den Weg am Deich hinabgeschritten, der mich vor die Tür des Hauses führte. Ich sah wohl, daß es ein Wirtshaus war. Ich ließ mein Pferd bei dem Knechte und ging durch den Flur in die Gaststube.

Als ich eintrat, sah ich ein Dutzend Männer an einem Tische sitzen.

Ich grüßte und bat, mich zu ihnen setzen zu dürfen. «Es ist böses Wetter draußen», sagte ich.

Ich erfuhr bald, daß mein freundlicher Nachbar der Deichgraf[100] sei; wir waren ins Gespräch gekommen, und ich hatte begonnen, ihm meine seltsame Begegnung auf dem Deiche zu erzählen. Er wurde aufmerksam, und ich bemerkte plötzlich, daß das Gespräch verstummt war. «Der Schimmelreiter!» rief einer aus der Gesellschaft.

«Verzeihen Sie», sprach ich, «was ist das mit dem Schimmelreiter?»

Abseits hinter dem Ofen saß ein kleiner hagerer Mann in einem schwarzen Röcklein. Er hatte mit keinem Worte an der Unterhaltung der anderen teilgenommen.

Auf ihn zeigte der Deichgraf mit seiner Hand. «Unser Schulmeister», sagte er, «wird von uns hier Ihnen das am besten erzählen können.»

Dieser war aus seiner Ofenecke hervorgekommen und hatte sich neben mir an den langen Tisch gesetzt. «Erzählen, erzählen Sie nur, Schulmeister», riefen ein paar der Jüngeren aus der Gesellschaft.

Der Alte sah mich mit einem Lächeln an. «Nun also!» sagte er.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts gab es hier einen Deichgrafen, der von Deichsachen mehr verstand, als Bauern und Hofbesitzer sonst verstehen, aber was die Fachleute darüber geschrieben haben, davon hatte er wenig gelesen. Sein Vater hatte wenig Land und eine Kuh und saß im Winter, wenn der Nordwest von draußen kam, in seiner Stube. Der Junge saß dabei und sah dem Vater zu, wie er maß und rechnete. Und eines Abends fragte er den Alten, warum denn das, was er hingeschrieben hatte, so sein müsse und nicht anders. Aber der Vater, der darauf nicht antworten konnte, schüttelte den Kopf und sprach: «Das kann ich dir nicht sagen; es ist so. Willst du mehr wissen, so suche dir morgen aus der Kiste, die auf unserem Boden steht, ein Buch; einer, der Euklid[101] hieß, hat's geschrieben; der wird's dir sagen!»

[100] **Deichgraf** — Oberaufseher der Deiche eines bestimmten Gebietes

[101] **Euklid** — griechischer Mathematiker (ungefähr 300 Jahre v. u. Z.)

Der Junge war zum Boden gelaufen und hatte auch bald das Buch gefunden; denn viele Bücher gab es überhaupt nicht in dem Hause; aber der Vater lachte, als er es vor ihm auf den Tisch legte. Es war ein holländischer Euklid, und holländisch verstanden beide nicht. «Ja, ja», sagte er, «das Buch ist noch von meinem Vater, der verstand es; ist denn kein deutscher da?»

Der Junge sah den Vater ruhig an und sagte nur: «Darf ich's behalten? Ein deutscher ist nicht da.»

Und als der Alte nickte, zeigte er noch auf ein zweites, halbzerrissenes Büchlein. «Auch das?» fragte er wieder.

«Nimm sie alle beide!» sagte der Vater; «sie werden dir nicht viel nützen.»

Aber das zweite Buch war eine kleine holländische Grammatik, und als der Winter noch nicht vorüber war, hatte es dem Jungen schon so weit geholfen, daß er den Euklid verstand.

Als der Alte sah, daß der Junge weder für Kühe noch für Schafe Sinn hatte, so schickte er seinen großen Jungen an den Deich, wo er mit anderen Arbeitern Erde karren mußte. «Das wird ihn vom Euklid kurieren», sprach er.

Und der Junge karrte; aber den Euklid hatte er immer in der Tasche, und wenn die Arbeiter ihr Frühstück aßen, saß er auf seinem Schubkarren mit dem Buch in der Hand. Und wenn im Herbst die Fluten höher stiegen und die Arbeit beendet war, dann ging er nicht mit den anderen nach Hause, sondern blieb an der Seeseite des Deiches sitzen und sah stundenlang zu, wie die trüben Nordseewellen immer höher an den Deich hinaufschlugen. Er hörte weder das Klatschen des Wassers noch das Geschrei der Vögel; was er hier sah, war das Wasser, das mit hartem Schlage immer wieder dieselbe Stelle traf.

Nach langem Hinstarren nickte er langsam mit dem Kopfe oder zeichnete mit der Hand eine Linie in die Luft, als ob er dem Deiche einen sanfteren Abfall geben wollte. Wurde es dunkel, dann stand er auf und ging nach Hause.

Als er so eines Abends zu seinem Vater in die Stube trat, rief dieser: «Was machst du draußen? Du hättest ja ertrinken können.»

Hauke sah ihn trotzig an. «Ich bin doch nicht ertrunken, aber unsere Deiche sind nichts wert! Die Wasserseite ist zu steil, wenn es einmal kommt, wie es schon mehr als einmal gekommen ist, so können wir hier auch hinter dem Deich ertrinken.»

Der Alte fragte ärgerlich: «Und wieviel Erde hast du heute gekarrt?»

«Ich weiß nicht, Vater», sagte Hauke, «so wie die anderen, vielleicht mehr; aber — die Deiche müssen anders werden!»

«Nun», meinte der Alte und lachte; «du kannst es ja vielleicht zum Deichgrafen bringen; dann mach' sie anders!»

«Ja, Vater!» erwiderte der Junge.

Der Alte sah ihn an und ging aus der Tür; er wußte nicht, was er dem Jungen antworten sollte.

*

Auch als Ende Oktober die Deicharbeit vorbei war, ging Hauke Haien oft zum Meer. Er lag trotz Sturm und Wetter weit draußen am Deiche. Und im Finstern ging er den Deich entlang nach Hause.

Manchmal hatte er eine Faust voll Erde mitgebracht; dann setzte er sich neben den Vater und machte bei dem Schein der Kerze verschiedene Deichmodelle, legte sie in ein flaches Gefäß mit Wasser und suchte darin die Wellen nachzumachen, oder er nahm seine Tafel und zeichnete darauf das Profil der Deiche nach der Seeseite, wie es nach seiner Meinung sein mußte.

Mit denen zu verkehren, die mit ihm auf der Schulbank gesessen hatten, fiel ihm nicht ein. Als es wieder Winter geworden und der Frost hereingebrochen war, wanderte er noch weiter, wohin er früher nie gekommen war, auf den Deich hinaus, bis die eisbedeckte Fläche des Meeres vor ihm lag.

Bald trat Hauke Haien als Kleinknecht in den Dienst des Deichgrafen Tede Volkerts. Hier sah er Elke, die Tochter des Deichgrafen.

Die Welt wurde Hauke klarer, je länger sein Aufenthalt in diesem Hause dauerte. Einer freilich war im Hause, für den er nicht der Rechte zu sein schien; das war der Großknecht Ole Peters. Ihm gefiel der frühere dumme Kleinknecht besser, den er hatte herumstoßen können. Dem noch stilleren, aber klügeren Hauke vermochte er in solcher Weise nichts zu machen; er hatte eine besondere Art, ihn anzublicken. Trotzdem verstand Ole es, Arbeiten für ihn auszusuchen, die seinem noch schwachen Körper hätten gefährlich werden können.

Ein Glück war es für ihn, daß Elke selbst oder durch ihren Vater das meistens nicht zuließ. Man mag wohl fragen, was ganz fremde Menschen aneinander bindet; vielleicht — sie waren beide geborene Rechner, und das Mädchen konnte ihren Kameraden nicht bei der groben Arbeit sehen.

Das Verhältnis zwischen Groß- und Kleinknecht wurde auch im Winter nicht besser.

Es war an einem Maiabend, aber es war Novemberwetter. «He, Hauke», sagte der Hausherr, «komm herein; nun magst du zeigen, ob du rechnen kannst!»

«Ich soll aber erst das Jungvieh füttern!» entgegnete dieser.

«Elke!» rief der Deichgraf, «geh zu Ole und sag ihm, er solle das Jungvieh füttern; Hauke soll rechnen!»

Und Elke eilte in den Stall und gab dem Großknecht den Befehl weiter.

Ole Peters schlug gegen die Stalltür, als wollte er sie zertrümmern. «Hol' der Teufel den verfluchten Schreiberknecht!»

«Nun?» fragte der Alte, als sie in die Stube trat.

«Ole wird es schon machen», sagte die Tochter und setzte sich Hauke gegenüber auf einen Holzstuhl. Hauke saß in seine Rechnerei vertieft, der Deichgraf selbst ruhte in seinem Sessel und blinzelte schläfrig nach Haukes Feder. Manchmal hob Hauke seinen Kopf von der Arbeit und blickte einen Augenblick nach dem schmalen ruhigen Gesicht des Mädchens.

Das wiederholte sich an manchem Abend. Hauke hatte scharfe Augen und wenn sie beisammen saßen, sprach er mit dem Alten von den Deichsachen. Die Bauern, welche faul waren, sahen sich unwillig und verwundert um, woher die unbequemen Neuerungen denn gekommen seien. Und Ole, der Großknecht, machte alles, um gegen Hauke und seinen Vater Widerwillen zu erregen. Die anderen Bauern aber, welche immer fleißig gewesen waren, freuten sich, daß der Junge den Alten doch einmal etwas in Trab gebracht habe.

«Schade nur», sagten sie, «daß der Junge nicht genug Land hat; das gäbe später sonst einen Deichgrafen.»

Als im nächsten Herbst der Oberdeichgraf kam, sah er sich den alten Tede Volkerts von oben bis unten an.

«Wirklich, Deichgraf», sagte er. «Sie sind jünger geworden; sie haben mich diesmal mit all Ihren Vorschlägen warm gemacht; wenn wir mit allem nur heute fertig werden!»

Elke ging mit leisem Lachen aus der Stubentür. Dann ging sie in den Stall. Im Stall stand Hauke Haien.

Sie blieb stehen und nickte ihm zu: «Ja, Hauke; aber eben hättest du drinnen sein müssen!»

«Meinst du? Warum denn, Elke?»

«Der Herr Oberdeichgraf hat den Wirt gelobt!»

— «Den Wirt? Was tut das mir?»

«Nein, ich meine, den Deichgrafen hat er gelobt!»

Ein dunkles Rot flog über das Gesicht des jungen Menschen. «Ich weiß wohl», sagte er, «was du damit sagen willst.»

«Werde nur nicht rot, Hauke, du warst es ja doch eigentlich, den der Oberdeichgraf lobte!»

Hauke sah sie mit halbem Lächeln an. «Auch du noch Elke!» sagte er.

Aber sie schüttelte den Kopf: «Nein, Hauke, als ich allein der Helfer war, da wurden wir nicht gelobt. Ich kann ja auch nur rechnen; du aber siehst draußen alles, was der Deichgraf doch selbst sehen sollte.»

Hauke wollte antworten; aber sie war schon hinausgegangen.

*

Es war im Januar, als ein Winterfest stattfinden sollte. Ein starker Frost hatte alle Gräben mit einer festen glatten Kristallfläche bedeckt, so daß nun eine weite Bahn für das Werfen der kleinen mit Blei gefüllten Holzkugeln gebildet war, womit das Ziel erreicht werden sollte. Alles war schon in Ordnung, von jeder Partei waren neun Werfer aufgestellt.

Auf der weiten Fläche, die sich den Deich entlang zog, sah man am Nachmittag eine dunkle Menschenmasse bald unbeweglich stillstehen, bald, nachdem zweimal eine hölzerne Kugel geflogen war, allmählich weiterrücken. Es fror stark, aber das Spiel ging vorwärts, und alle Augen verfolgten die fliegende Kugel, denn an ihr hing heute für das ganze Dorf die Ehre des Tages. Wessen Kugel zuerst das Ziel erreichte, der hatte für seine Partei das Spiel gewonnen.

Gesprochen wurde von all den Menschen wenig; nur wenn ein guter Wurf geschah, hörte man einen Ruf.

Bei seinem ersten Wurfe war das Glück nicht mit Hauke gewesen: als er eben den Arm schwang, um die Kugel zu schleudern, war eine Wolke von der Sonne fortgezogen, und die Sonne traf mit ihrem vollen Strahl in seine Augen; der Wurf war zu kurz, die Kugel fiel auf einen Graben und blieb stecken.

Als Hauke wieder an der Reihe war, flog seine Kugel schon so weit, daß das Ziel, die große weiße Tonne, klar in Sicht kam. Er war jetzt ein fester, junger Kerl, und Mathematik und Wurfkunst hatte er täglich während seiner Knabenzeit getrieben. «Oho, Hauke!» rief es aus dem Haufen.

Die Sonne war endlich schon hinter den Deich hinabgesunken. Der dunkle Menschentrupp rückte aber noch immer weiter von den schwarzen schon fernliegenden Häusern nach der Tonne zu; ein besonders tüchtiger Wurf mußte sie jetzt erreichen. Die Marschleute[102] waren an der Reihe; Hauke sollte werfen.

Die hagere Gestalt von Hauke trat eben aus der Menge; die grauen Augen sahen vorwärts nach der Tonne; in der herabhängenden Hand lag die Kugel.

«Beiseite!» schrie Hauke und stellte sich in Positur[103]. Plötzlich drängte Ole mit dem Kopf auf ihn zu. Bevor Hauke selbst etwas dagegen unternehmen konnte, packte eine Hand Ole und riß ihn rückwärts. Es war keine große Hand gewesen, die das getan hatte; denn als Hauke den Kopf wandte, sah er neben sich Elke Volkerts. Die dunklen Brauen standen ihr zornig in dem heißen Antlitz.

Da flog es wie eine Stahlkraft in Haukes Arm; er neigte sich ein wenig, wiegte die Kugel ein paarmal in der Hand; dann holte er aus, und eine Todesstille war auf beiden Seiten; alle Augen

---

[102] Marsch — dem Meere abgewonnenes Land

[103] **sich in Positur stellen** — eine bestimmte Haltung annehmen

folgten der fliegenden Kugel, man hörte ihr Sausen, wie sie die Luft durchschnitt; und man hörte es in der Ferne an die Tonne klatschen. «Hurra für Hauke!» riefen die Marschleute. «Hauke! Hauke Haien hat das Spiel gewonnen!»

Hauke aber hatte seitwärts nur nach einer Hand gegriffen! Auch als sie wieder riefen: «Was stehst du, Hauke? Die Kugel liegt ja in der Tonne!» nickte er nur und ging nicht von der Stelle; erst als er fühlte, daß sich die kleine Hand fest an die seine schloß, sagte er: «Ihr habt schon recht, ich glaube auch, ich habe gewonnen!»

Dann strömte der ganze Trupp zurück, und Elke und Hauke wurden getrennt und von der Menge auf den Weg zum Gasthaus fortgerissen. Oben von der Geest [104] her glaubte er schon das Pfeifen der Klarinetten aus dem Gasthaus zu hören. Da sah er eine Gestalt dahinschreiten. Das war Elke; sie wollte auch zum Tanze. Er ging denselben Weg. Schweigend stellte er sich im Gasthaus an den Türpfosten. Seine Augen suchten nur die Eine, und endlich — dort! Sie tanzte mit ihrem Vetter, aber schon sah er sie nicht mehr, der Tanz war zu Ende; aber gleich begann auch schon ein anderer. Hauke reckte sich fast den Hals aus, um die Tanzenden zu erkennen. Aber wo blieb Elke? Ein neuer Tanz begann; wieder sah er Elke nicht!

Er verließ seinen Türpfosten und drängte sich weiter in den Saal hinein; da stand er plötzlich vor ihr, die mit einer Freundin in einer Ecke saß. «Hauke!» rief sie, «bist du hier? Ich sah dich noch nicht tanzen!»

«Ich tanzte auch nicht», erwiderte er.

«Weshalb nicht, Hauke?» und sich halb erhebend setzte sie hinzu: «Willst du mit mir tanzen?»

«Ich danke, Elke», sagte er; «ich verstehe das nicht gut genug.» Er stockte plötzlich und sah sie nur aus seinen grauen Augen herzlich an.

«Was meinst du, Hauke?» fragte sie leise.

— «Ich meine, Elke, der Tag kann ja doch nicht schöner für mich ausgehen.»

«Ja», sagte sie, «du hast das Spiel gewonnen.»

«Elke!» sagte er kaum hörbar. «Ich dachte, Elke, ich hätte was Besseres gewonnen!»

Noch ein paar Augenblicke sahen ihre Augen auf den Boden; dann hob sie sie langsam, und ein Blick traf ihn, der ihn wie Sommerluft durchströmte.

Elke tanzte an diesem Abend nicht mehr, und als beide dann nach Hause gingen, hatten sie sich Hand in Hand gefaßt; aus der Himmelshöhe funkelten die Sterne über der schweigenden Marsch; ein leichter Ostwind wehte und brachte strenge Kälte;

[104] **Geest** — höheres Land im Gegensatz zur Marsch

die beiden aber gingen dahin, als sei es plötzlich Frühling geworden.

*

Nach dem Tode des alten Deichgrafen wurde Hauke Haien zum Deichgrafen gewählt. Elke und er heirateten.

Eines Tages fuhr Hauke an den Deich, um eine Schleuse zu prüfen.

Er befand sich oben auf dem Deich, schon eine weite Strecke südwärts. Er schritt immer weiter. Endlich blieb er stehen. «Es muß gehen!» sprach er zu sich selbst.

Noch immer stand er und sah scharf nach allen Seiten. «Das läßt sich dämmen!» sprach Hauke zu sich selbst; dann blickte er auf, und von dem Deiche, auf dem er stand, zog er in Gedanken eine Linie nach Süden und wieder an den Deich zurück. Die Linie, welche er unsichtbar gezogen hatte, war ein neuer Deich, neu auch in der Konstruktion seines Profils, welches bis jetzt nur in seinem Kopf vorhanden war.

«Das gäbe viel Land», sprach er lächelnd zu sich selbst... Welch gutes Land mußte es geben, wenn das alles von seinem neuen Deich umgeben sein wird! Wie ein Rausch stieg es ihm zu Kopf; aber er preßte die Nägel in seine Handflächen und zwang seine Augen klar und nüchtern zu sehen, was dort vor ihm lag: eine große deichlose Fläche, den Stürmen und Fluten schon in den nächsten Jahren preisgegeben; dazu für ihn ein Haufen Arbeit, Kampf und Ärger! Trotz alledem, als er vom Deich hinabging, war's ihm, als bringe er einen großen Schatz mit sich nach Hause.

Auf dem Flur trat Elke ihm entgegen. «Wie war es mit der Schleuse?» fragte sie.

Er sah mit geheimnisvollem Lächeln auf sie. «Wir werden bald eine neue Schleuse brauchen», sagte er, «und einen neuen Deich!»

«Ich verstehe dich nicht», entgegnete Elke, während sie in das Zimmer gingen; «was willst du, Hauke?»

«Ich will», sagte er langsam, «ich will einen neuen Deich bauen; die hohen Fluten haben fast ein Menschenalter uns in Ruh' gelassen; wenn aber eine von ihnen wiederkommt, so kann mit einem Mal alles zu Ende sein.»

«Hast du den Mut dazu?» fragte ihn seine Frau.

«Den hab' ich, Elke!» sprach er ernst.

«Sei nicht zu hastig, Hauke: das ist ein Werk auf Tod und Leben; und fast alle werden gegen dich sein, man wird dir für deine Mühe und Sorge nicht danken!»

Er nickte. «Ich weiß!» sagte er.

An Sonntagnachmittagen, oft auch nach Feierabend, saß Hauke mit einem Feldmesser zusammen, vertieft in Rechenaufgaben und Zeichnungen; war er allein, dann ging es ebenso und endete oft

nach Mitternacht. Im Wintersturm lief er auf den Deich hinaus, mit Bleistift und Papier in der Hand, und stand und zeichnete und notierte. Er fuhr, solange nur das Eis ihm nicht den Weg versperrte, mit einem Knecht zu Boot ins Meer hinaus und maß dort die Tiefen der Ströme, über die er noch nicht sicher war. Elke zitterte oft für ihn. «Geduld, Elke», sagte er, da es ihm schien, als ob seine Frau ihn nicht lassen könne: «Ich muß erst selbst sicher sein, bevor ich meinen Antrag mache.» Da nickte sie und ließ ihn gehen. Sein Verkehr mit anderen Menschen außer in Arbeit und Geschäft verschwand fast ganz.

Endlich, als Sonne und Frühlingswinde schon überall das Eis gebrochen hatten, war auch die letzte Vorarbeit getan.

Hauke Haien war zur Zeit des Pferdemarktes in die Stadt geritten. Als er gegen Abend heimkam, brachte er ein zweites Pferd mit; es war mager, daß man jede Rippe zählen konnte, und die Augen lagen ihm eingefallen in den Schädelhöhlen. Elke war vor die Haustür getreten, um ihren Mann zu empfangen. «Was soll der alte Schimmel?» rief sie.

Der junge Deichgraf aber lachte. «Laß nur, Elke; er kostet auch nicht viel! Das Tier ist höchstens vier Jahre alt; sieh es dir nur genauer an! Es ist verhungert und mißhandelt.»

Als jetzt der Dienstjunge um die Hausecke kam, blieb er plötzlich mit erschrockenen Augen stehen. «Nun, Karsten», rief der Deichgraf, «gefällt dir mein Schimmel?»

«Ja — o ja, Wirt, warum denn nicht!»

«So bring' die Tiere in den Stall; gib ihnen kein Futter; ich komme gleich selbst hin!»

Der Junge faßte mit Vorsicht den Schimmel. Hauke aber ging mit seiner Frau in das Zimmer. «Ich bin eine Stunde beim Oberdeichgrafen gewesen», sagte er; «er hatte gute Nachricht für mich. Mein Profil ist angenommen und schon in den nächsten Tagen kann der Befehl zum neuen Deichbau da sein!»

Der Deichgraf ging in den Stall, wie er vorhin dem Jungen gesagt hatte.

Aber nicht nur an jenem Abend fütterte er den Schimmel, er tat es immer selbst und ließ kein Auge von dem Tiere; und schon nach wenigen Wochen verschwanden die rauhen Haare; glattes Fell kam zum Vorschein.

Bald auch, wenn das Pferd im Stall nur seine Schritte hörte, hob es den Kopf und wieherte ihm entgegen. Dann führte er es aus dem Stall und legte ihm einen leichten Sattel auf; es flog mit ihm davon, dem Deiche zu.

Endlich hatte die Arbeit begonnen. Ohne Unterbrechung fuhren die Karren an die Deichlinie; allmählich wurden einzelne Teile des Deiches fertig. Aufseher gingen hin und her und schrien

ihre Befehle; dazwischen ritt der Deichgraf auf seinem Schimmel, und das Tier flog zusammen mit dem Reiter, wenn er rasch seine Anordnungen traf, wenn er die Arbeiter lobte oder einem Faulen dessen Arbeit zeigte. «Das hilft nicht!» rief er dann; «deine Faulheit darf uns nicht den Deich verderben!» Schon dann, wenn er unten heraufkam und die Menschen das Schnauben seines Rosses hörten, faßten alle Hände fester zu. «Der Schimmelreiter kommt!» schrien sie.

Um die Frühstückszeit, wenn die Arbeiter auf der Erde lagen, ritt Hauke vorbei, und seine Augen waren scharf. Wenn er zu den Leuten ritt und ihnen erklärte, wie die Arbeit sein müsse, sahen sie zu ihm auf und kauten geduldig an ihrem Brote weiter; aber eine Zustimmung oder auch nur ein Wort hörte er nicht von ihnen. Einmal, als er an einer Deichstelle die Arbeit in besonderer Ordnung gefunden hatte, ritt er zu den Arbeitern, sprang von seinem Schimmel und fragte, wer dort so gut gearbeitet hatte; aber sie sahen ihn nur scheu und düster an, und nur langsam und widerwillig wurden ein paar Namen genannt. Der Mensch, dem er sein Pferd gegeben hatte, hielt es mit beiden Händen und blickte angstvoll nach den schönen Augen des Tieres.

«Nun, Marten!» rief Hauke; «was stehst du, als ob dir der Donner in die Beine gefahren sei?»

«Herr, Ihr Pferd, es ist so ruhig, als ob es Böses vorhabe!»

Hauke lachte und nahm das Pferd selbst am Zügel. Von den Arbeitern sahen einige scheu zu Roß und Reiter hinüber, andere aßen schweigend ihr Frühstück. Der Deichgraf sprang in den Sattel und ritt, ohne sich nach den Leuten umzusehen, davon; einige Worte, die jetzt laut wurden, klangen fast wie Hohn. «Was ist das?» sprach er, «hatte denn Elke recht, daß sie alle gegen mich sind? Auch diese Knechte und kleinen Leute, von denen viele durch meinen neuen Deich reich werden?»

So war der Sommer und der Herbst vergangen; noch bis Ende November war gearbeitet worden; dann beendeten Frost und Schnee das Werk.

Als der Frühling nahte, begannen wieder die Deicharbeiten und allmählich wuchs der Deich empor. Leichter wurde dem leitenden Deichgrafen seine Arbeit nicht.

Ende November, als Sturm und Regen begonnen hatten, mußte nur noch eine Schlucht geschlossen werden. Zu beiden Seiten standen die Wände des Deiches; der Abgrund zwischen ihnen mußte jetzt verschwinden. Ein trockenes Sommerwetter hätte die Arbeit wohl erleichtert; aber auch so mußte man sie tun, denn ein Sturm konnte das ganze Werk gefährden. Und Hauke setzte alles daran, um jetzt den Schluß herbeizuführen. Der Regen strömte, der Wind pfiff; aber seine hagere Gestalt auf dem feurigen Schimmel tauchte bald hier bald dort aus den schwarzen

Menschenmassen empor, die neben der Schlucht beschäftigt waren. Durch das Rauschen des Regens und das Brausen des Windes klangen von Zeit zu Zeit die scharfen Worte des Deichgrafen, der heute hier allein befehlen wollte. Er sah, wie der Wasserraum am Deich hinaufkam und wie die Wellen sich noch höher hoben; er sah auch, wie die Leute kaum atmen konnten von dem Winde und dem kalten Regen. «Ausgehalten, Leute! Ausgehalten!» schrie er zu ihnen hinab. «Nur einen Fuß noch höher; dann ist's genug für diese Flut!» Und durch den Lärm des Wetters hörte man das Geräusch der Arbeiter; das Rasseln der Karren und das Rauschen des Strohs, das von oben hinabgelassen wurde, dazwischen aber war das Winseln eines kleinen gelben Hundes zu hören, der frierend zwischen Menschen und Wagen herumgestoßen wurde; plötzlich aber ertönte ein jammervoller Schrei des kleinen Tieres von unten aus der Schlucht herauf. Hauke blickte hinab; er hatte gesehen, wie man es von oben hinuntergeschleudert hatte; eine Zornröte stieg ihm ins Gesicht. «Halt!» schrie er hinunter.

«Warum?» schrie eine rauhe Stimme von unten herauf, «doch nicht wegen des Hundes?»

«Halt! sag' ich», schrie Hauke wieder; «bring' mir den Hund!»

Aber es rührte sich keine Hand. Da gab er seinem Schimmel die Sporen, daß das Tier einen Schrei ausstieß, und stürmte den Deich hinab, und alles wich vor ihm zurück. «Den Hund!» schrie er. «Ich will den Hund!»

Eine Hand schlug sanft auf seine Schulter. «Nehmen Sie sich in acht, Deichgraf! Sie haben keine Freunde unter diesen Leuten.»

Der Wind pfiff, der Regen rauschte; die Leute hatten die Spaten fortgeworfen. Hauke neigte sich zu dem Sprechenden: «Wollen Sie meinen Schimmel halten, Harke Jens?» fragte er; und als jener den Zügel in der Hand hatte, war Hauke schon in die Kluft gesprungen und hielt das kleine Tier in seinem Arm; und fast im selben Augenblicke saß er auch wieder hoch im Sattel und ritt auf den Deich zurück. Seine Augen flogen über die Männer, die bei den Wagen standen. «Wer war es?» rief er. «Wer hat den Hund hinabgeworfen?»

Einen Augenblick schwieg alles, denn das hagere Gesicht des Deichgrafen war zornig und sie hatten große Furcht vor ihm. Da trat von einem Wagen ein Kerl vor ihn hin. «Ich tat es nicht, Deichgraf», sagte er, «aber der es tat, hat recht getan, soll Ihr Deich sich halten, so muß was Lebendiges hinein! Das haben unsere Großväter schon gewußt.»

«Schweig, du», schrie ihn Hauke an, «es wäre besser, wenn man dich hineinwärfe.»

«Oho!» erscholl es. Aus einem Dutzend Kehlen war der Laut gekommen, und der Deichgraf sah ringsum grimmige Gesichter und geballte Fäuste; er sah wohl, daß es keine Freunde waren;

der Gedanke an seinen Deich überfiel ihn wie ein Schrecken: was sollte werden, wenn jetzt alle ihre Spaten hinwürfen? — Und als er nun nach unten blickte, sah er den alten Harke Jens; der ging dort zwischen den Arbeitern, sprach zu dem und jenem, klopfte dort mit freundlichem Gesicht einem auf die Schulter, und einer nach dem anderen faßte wieder seinen Spaten; noch einige Augenblicke, und die Arbeit war wieder in vollem Gange.

Eine Stunde wurde noch so gearbeitet. Es war nach sechs Uhr, und schon brach tiefe Dämmerung herein; der Regen hatte aufgehört, da rief Hauke die Aufseher an sein Pferd: «Morgen früh um vier Uhr», sagte er, «sollen alle wieder auf dem Platz sein; der Mond wird noch am Himmel sein; da machen wir den Schluß! Und dann noch eines!» rief er, als sie gehen wollten: «Kennt ihr den Hund?» und er nahm das zitternde Tier aus seinem Mantel.

Sie verneinten das. — «Dann ist er mein!» entgegnete der Deichgraf. «Vergeßt nicht: morgen früh um vier Uhr!» und ritt davon.

Und am anderen Tage wurde der letzte Spatenstich am neuen Deich getan; der Wind hatte sich gelegt und aus den weißen Morgennebeln stieg allmählich ein goldener Herbsttag und beleuchtete das neue Werk der Menschenhände.

*

Allmählich waren drei Jahre vergangen; das neue Werk hatte sich bewährt, die Reparaturkosten waren nur gering gewesen; jetzt blühte fast überall der weiße Klee, und ging man über die geschützten Weiden, so trug der Sommerwind ganze Wolken süßer Düfte entgegen.

In Winter hatte es ein paarmal Hochwasser gegeben; aber es war nicht bedeutend gewesen. Aber in der letzten Nacht hatte ein stärkerer Sturm getobt; jetzt mußte der Deichgraf selbst hinaus und alles mit eigenem Auge besichtigen. Schon war er auf dem neuen Deich herumgeritten, und es war alles wohl erhalten; als er aber an die Stelle gekommen war, wo der neue Deich auf den alten stößt, war zwar der erste heil, aber an dem alten Deich sah er eine von der Flut gewühlte Höhlung; der neue aber hatte mit seinem sanfteren Profile dem Anstoß widerstehen können.

Ein Haufen neuer Arbeit stand ihm bevor. Nicht nur der alte Deich mußte hier verstärkt werden, auch sein Profil mußte nach dem Profil des neuen Deiches gebaut werden.

Wenn eine Sturmflut wiederkommen wird, eine, wie sie 1655 dagewesen war, wo Gut und Menschen verschlungen wurden — wenn sie wiederkommen wird, wie sie schon mehrmals gekommen war! — Ein heißer Schauer überrieselte den Reiter — der alte

Deich, er würde den Stoß nicht aushalten. Was dann, was sollte dann geschehen?

Nach einigen Tagen fuhr Hauke Haien noch einmal an den alten Deich. Jetzt schien es Hauke, daß der Schaden nicht so groß ist, und der alte Deich wurde nur verstärkt.

Aber seitdem fand Hauke keine Ruhe.

Es war im Oktober. Am Tag hatte es stark gestürmt; abends stand ein halber Mond am Himmel, dunkelbraune Wolken jagten dahin; der Sturm war im Wachsen. Im Zimmer des Deichgrafen stand Hauke neben seiner Frau am Fenster; er war draußen auf dem Deich gewesen. Zu Fuße war er hinausgegangen schon früh am Nachmittag; spitze Pfähle und Säcke voll Erde hatte er hier und dort, wo der Deich schwach schien, zusammentragen lassen; überall hatte er Leute aufgestellt, um die Pfähle einzurammen und mit den Säcken zu sichern. An dem Winkel, wo der alte und der neue Deich zusammenstießen, hatte er die meisten Menschen hingestellt, nur im Notfall durften sie von den angewiesenen Plätzen weichen. Vor kaum einer Viertelstunde war er in seinem Hause angekommen und jetzt blickte er in die Nacht hinaus; die Wanduhr schlug eben acht.

Der Hausherr stand noch am Fenster. «Es geht nicht länger, Elke!» sagte er: «ruf' eine von den Mägden; der Sturm drückt uns die Scheiben ein, die Läden müssen abgeschlossen werden!»

Auf das Wort der Hausfrau war die Magd hinausgelaufen; aber der Sturm riß ihr den Laden aus der Hand und warf ihn gegen die Fenster, daß ein Paar Scheiben zersplitterten und in die Stube flogen und eins der Lichter auslöschte. Hauke mußte selbst hinaus um zu helfen, und nur mit Mühe kamen die Läden vor die Fenster. Aber Hauke kam nicht wieder in das Zimmer; Elke hörte, wie er nach dem Stalle schritt. «Den Schimmel! Den Schimmel, John! Rasch!» So hörte sie ihn rufen; dann kam er wieder in die Stube. «Der Wind hat sich verändert!» rief er. «Kein Wind, wir haben solchen Sturm noch nicht erlebt!»

Elke war totenblaß geworden. «Und du mußt noch einmal hinaus?»

Er ergriff ihre beiden Hände und drückte sie in die seinen: «Das muß ich, Elke.»

Sie erhob langsam ihre dunklen Augen zu ihm, und ein paar Sekunden lang sahen sie sich an. «Ja, Hauke», sagte sie, «ich weiß es wohl, du mußt!»

Sie fiel ihm um den Hals, und einen Augenblick war's, als könne sie ihn nicht lassen; aber auch das war nur ein Augenblick. «Das ist unser Kampf!» sprach Hauke; «ihr seid hier sicher; an dies Haus ist noch keine Flut gestiegen.»

Draußen wieherte der Schimmel. Elke war mit ihrem Mann hinausgegangen. «Steigen sie auf, Herr!» rief der Knecht, «der

Schimmel ist wie toll»; Hauke umarmte seine Frau. «Bei Sonnenaufgang bin ich wieder da!»

Schon war er auf sein Pferd gesprungen; das Tier stieg mit den Vorderhufen in die Höhe, dann jagte es mit seinem Reiter hinunter, in Nacht und Sturmgeheul hinaus. «Vater, mein Vater!» schrie eine Kinderstimme hinter ihm, «mein lieber Vater!»

Wienke[105] war im Dunklen hinter Hauke hergelaufen; aber schon nach hundert Schritten fiel sie zu Boden.

Der Knecht brachte das weinende Kind der Mutter zurück; die starrte in die Nacht hinaus, in der ihr Mann verschwunden war.

«Das Kind? — Ich hatte dich vergessen, Wienke!» rief sie. Dann hob sie es an ihre Brust und sank mit ihr in die Knie: «Herr Gott, laß uns nicht Witwe und nicht Waise werden!»

Und der Sturm hörte nicht mehr auf; es tönte und donnerte.

«Gehen Sie in das Haus, Frau!» sagte John: «Kommen Sie.» Und er half ihnen und leitete die beiden in das Haus und in die Stube.

— Der Deichgraf Hauke Haien jagte auf seinem Schimmel dem Deiche zu.

«Vorwärts!» rief Hauke, und schon begann der Schimmel zu rennen, da hörte der Sturm plötzlich auf, eine Totenstille trat an seine Stelle; nur eine Sekunde lang, dann kam er mit erneuter Wut zurück; aber Menschenstimmen und Hundegebell waren inzwischen an des Reiters Ohr gedrungen, und als er rückwärts nach seinem Dorf den Kopf wandte, erkannte er in dem Mondlicht vor den Häusern Menschen an hochbeladenen Wagen. «Gott sei Dank! Sie retten sich und ihr Vieh», rief es in ihm, und dann mit einem Angstschrei: «Meine Frau! Mein Kind! — Nein, nein; zu uns steigt das Wasser nicht!»

Eine furchtbare Welle kam brüllend vom Meere herüber, und ihr entgegen stürmten Roß und Reiter zum Deich hinauf. Als sie oben waren, stoppte Hauke mit Gewalt sein Pferd. Aber wo war das Meer? Wo blieb das Ufer drüben? — Nur Berge von Wasser sah er vor sich, die drohend gegen den nächtlichen Himmel stiegen.

Es war Sturmflut; nur hatte er sie selbst noch nie so gesehen. Seine Frau, sein Kind, sie saßen sicher in dem festen Hause; sein Deich aber — der Hauke-Haien-Deich, wie ihn die Leute nannten, mußte jetzt beweisen, wie man Deiche bauen müsse!

Aber — was war das? — Er hielt an dem Winkel zwischen beiden Deichen. Wo waren die Leute, die er hierhergestellt, die hier Wacht zu halten hatten? — Er blickte nach Norden den alten Deich hinauf. Weder hier noch dort vermochte er einen Menschen zu erblicken; er ritt ein Stück hinaus, aber er blieb

[105] **Wienke** — Haukes Tochter

allein; nur der Sturm und das Brausen des Meeres schlugen an sein Ohr. Er wandte das Pferd zurück: er kam wieder zu der verlassenen Ecke und ließ seine Augen längs der Linie des neuen Deiches gleiten; er erkannte deutlich: langsamer, weniger gewaltig rollten hier die Wellen heran; fast schien es, als wäre dort ein anderes Wasser. «Der wird schon stehen!» murmelte er, und wie ein Lachen stieg es in ihm herauf.

Aber das Lachen verging ihm. Seine Blicke glitten weiter an der Linie seines Deiches entlang. An der Nordwestecke — was war dort? Ein dunkler Haufen wimmelte durcheinander; — kein Zweifel, es waren Menschen. Was wollten die jetzt an seinem Deiche? — Und schon flog das Tier mit ihm dahin. Schon sah Hauke deutlich, daß eine Rinne quer durch den neuen Deich gegraben war. Er stoppte sein Pferd: «Halt!» schrie er, «halt! Was macht ihr hier?»

Sie hatten in Schreck die Spaten hingelegt, als sie auf einmal den Deichgrafen unter sich bemerkten; seine Worte hatte der Sturm ihnen zugetragen, und er sah wohl, daß mehrere ihm antworten wollten, aber was sie sprachen, verschlang der Sturm. Nur noch zehn Minuten Arbeit — er sah es wohl — dann brach die Hochflut durch die Rinne, und der Hauke-Haien-Deich wurde vom Meer begraben!

Der Deichgraf winkte einen der Arbeiter an die andere Seite seines Pferdes. «Nun, so sprich!» schrie er, «was macht ihr hier, was soll das heißen?»

Und der Mensch schrie: «Wir sollen den neuen Deich durchstechen, Herr! Damit der alte Deich nicht bricht!»

«Was sollt ihr?»

«Den neuen Deich durchstechen!»

«Welcher Teufel hat euch das befohlen?»

«Nein, Herr, kein Teufel; Ole Peters ist hier gewesen, der hat's befohlen!»

Der Zorn stieg dem Reiter in die Augen. «Kennt ihr mich?» schrie er. «Fort mit euch! An eure Plätze, wo ich euch hingestellt habe!»

Und da sie zögerten, ritt er mit seinem Schimmel zwischen sie: «Fort mit euch!»

«Herr, hüten Sie sich!» rief einer aus dem Haufen und stieß mit seinem Spaten gegen das Tier; aber ein Hufschlag schleuderte ihm den Spaten aus der Hand.

Plötzlich erhob sich ein Schrei aus dem übrigen Haufen, ein Schrei, wie ihn nur die Todesangst kennt. Einen Augenblick war alles, auch der Deichgraf und der Schimmel, wie gelähmt; nur ein Arbeiter hatte seinen Arm gestreckt; der wies nach der Nordwestecke der beiden Deiche, dort, wo der neue auf den alten stieß. Hauke drehte sich im Sattel; was gab es dort? Seine Augen wurden groß.

«Ein Bruch! Ein Bruch im alten Deich!»

«Ihre Schuld, Deichgraf», schrie eine Stimme aus dem Haufen.

Haukes zornrotes Antlitz war totenbleich geworden; der Mond konnte es nicht bleicher machen; seine Arme hingen schlaff. Aber auch das war nur ein Augenblick; schon richtete er sich auf, ein hartes Stöhnen brach aus seinem Munde; dann wandte er stumm sein Pferd, und der Schimmel raste auf dem Deich mit ihm dahin.

Zu seiner Linken, dicht an des Pferdes Hufen, tobte das Meer; nur von einer Stelle brach ein Lichtschein durch das Dunkel. Und wie ein Trost kam es ihm; es mußte von seinem Haus herüberscheinen, es war ihm wie ein Gruß von Frau und Kind. Sie saßen sicher auf dem hohen Hof.

Da sah er seitwärts nach dem neuen Deich; um ihn schäumte das Meer. Ein Jauchzen brach aus des Reiters Brust: «Der Hauke-Haien-Deich, er wird schon halten; er wird es noch nach hundert Jahren tun!»

Ein donnerartiges Rauschen zu seinen Füßen weckte ihn aus diesen Träumen; der Schimmel wollte nicht mehr vorwärts. Was war das? — Das Pferd sprang zurück, und er fühlte es; ein Stück des alten Deiches stürzte vor ihm in die Tiefe. Er riß die Augen auf; er hielt am alten Deich.

Hauke starrte darauf hin; eine Flut war's, um Tiere und Menschen zu verschlingen. Da blinkte ihm wieder der Lichtschein in die Augen; es war derselbe, den er vorhin gesehen hatte; noch immer brannte der auf seinem Hof. Da sah er, ein Wagen kam wie toll zum Deich gefahren, eine Frau, ja auch ein Kind saßen drin. Und jetzt — war das nicht das Gebell eines kleinen Hundes? Seine Frau, sein Kind waren es; schon kamen sie dicht heran, und die Wassermasse drängte auf sie zu. Ein Schrei, ein Verzweiflungsschrei brach aus der Brust des Reiters. «Elke!» schrie er: «Elke! Zurück! Zurück!»

Aber Sturm und Meer waren nicht barmherzig, und der Wagen flog der Flut entgegen. Da sah er, daß die Frau gegen ihn hinauf die Arme streckte. Hatte sie ihn erkannt? Hatte die Sehnsucht, die Todesangst um ihn sie aus dem sicheren Haus getrieben? Und jetzt — rief sie ein letztes Wort ihm zu? — Die Fragen fuhren durch sein Hirn; sie blieben ohne Antwort; nur ein Brausen wie vom Weltuntergang füllte seine Ohren und ließ keinen anderen Laut hinein.

«Mein Kind! O Elke, Elke!» schrie Hauke in den Sturm hinaus. Da sank aufs neue ein großes Stück des alten Deiches vor ihm in die Tiefe, und donnernd stürzte das Meer sich hinterdrein; noch einmal sah er drunten den Kopf des Pferdes, die Räder des Wagens emportauchen und dann darin untergehen. Die starren Augen des Reiters, der so einsam auf dem Deiche stand, sahen weiter nichts. «Das Ende!» sprach er leise vor sich hin; dann ritt er an den Abgrund, wo unter ihm das Wasser sein Heimatsdorf

zu überfluten begann; noch immer sah er das Licht von seinem Hause schimmern. Er richtete sich hoch auf und stieß den Schimmel mit den Sporen. «Vorwärts!» rief er noch einmal, wie er es so oft gerufen hatte.

Noch ein Sporenstich: ein Schrei des Schimmels, dann unten in dem Strom ein kurzer Kampf.

Der Mond sah leuchtend aus der Höhe; aber unten auf dem Deiche war kein Leben mehr als nur das wilde Wasser, das bald den alten Deich fast völlig überflutet hatte.

Der Erzähler schwieg.

«Das ist die Geschichte von Hauke Haien», wiederholte er. «Hauke Haien mit Frau und Kind ging unter in dieser Flut. Aber der Hauke-Haien-Deich steht noch jetzt nach hundert Jahren, und wenn Sie morgen nach der Stadt reiten, so werden Sie ihn unter den Hufen Ihres Pferdes haben.»

— Am anderen Morgen, beim goldensten Sonnenlichte, ritt ich über den Hauke-Haien-Deich zur Stadt hinunter.

Georg Weerth

DAS HUNGERLIED

Verehrter Herr und König,
Weißt du die schlimme Geschicht?
Am Montag aßen wir wenig,
Und am Dienstag aßen wir nicht.

Und am Mittwoch mußten wir darben,
Und am Donnerstag litten wir Not;
Und ach, am Freitag starben
Wir fast den Hungertod!

Drum laß am Samstag backen
Das Brot, fein säuberlich —
Sonst werden wir sonntags packen
Und fressen, o König dich!

Bertolt Brecht

DER AUGSBURGER KREIDEKREIS

Zu der Zeit des Dreißigjährigen Krieges besaß ein Schweizer Protestant namens Zingli eine große Gerberei mit einer Lederhandlung in der freien Reichsstadt Augsburg am Lech. Er war mit einer Augsburgerin verheiratet und hatte ein Kind von ihr. Als

die Katholischen auf die Stadt zu marschierten, rieten ihm seine Freunde dringend zur Flucht, aber, sei es, daß seine kleine Familie ihn hielt, sei es, daß er seine Gerberei nicht im Stich lassen wollte, er konnte sich jedenfalls nicht entschließen, beizeiten wegzureisen. So war er noch in der Stadt, als die kaiserlichen Truppen sie eroberten, und als am Abend geplündert wurde, versteckte er sich in einer Grube im Hof, wo die Farben aufbewahrt wurden. Seine Frau sollte mit dem Kind zu ihren Verwandten in die Vorstadt ziehen, aber sie hielt sich zu lange damit auf, ihre Sachen, Kleider, Schmuck und Betten zu packen, und so sah sie plötzlich, von einem Fenster des ersten Stockes aus, kaiserliche Soldaten in den Hof dringen. Vor Schrecken ließ sie alles stehen und liegen und rannte durch eine Hintertür hinaus.

So blieb das Kind im Hause zurück. Es lag in der großen Diele in seiner Wiege und spielte mit einem Holzball, der an einer Schnur von der Decke hing.

Nur eine junge Magd war noch im Hause. Sie war gerade in der Küche, als sie Lärm von der Straße her hörte. Ans Fenster stürzend, sah sie, wie aus dem ersten Stock des Hauses gegenüber von Soldaten allerhand Beutestücke auf die Straße geworfen wurden. Sie lief in die Diele und wollte eben das Kind aus der Wiege nehmen, als sie das Geräusch schwerer Schläge gegen die eichene Haustür hörte. Sie wurde von Panik ergriffen und flog die Treppe hinauf.

Die Diele füllte sich mit betrunkenen Soldaten, die alles kurz und klein schlugen. Sie wußten, daß sie sich im Haus eines Protestanten befanden. Wie durch ein Wunder blieb bei der Durchsuchung und Plünderung Anna, die Magd, unentdeckt. Die Soldaten gingen endlich weg, und aus dem Schrank herauskletternd, in dem sie gestanden hatte, fand Anna das Kind gesund in der Diele. Sie nahm es hastig an sich und schlich mit ihm auf den Hof hinaus. Es war inzwischen Nacht geworden, aber der rote Schein eines in der Nähe brennenden Hauses erhellte den Hof, und entsetzt erblickte sie die Leiche des Hausherrn. Die Soldaten hatten ihn aus seiner Grube gezogen und erschlagen.

Erst jetzt wurde der Magd klar, wie groß die Gefahr war, wenn sie mit dem Kind des Protestanten auf der Straße festgenommen wurde. Sie legte es schweren Herzens in die Wiege zurück, gab ihm etwas Milch zu trinken, wiegte es in Schlaf und machte sich auf den Weg in den Stadtteil, wo ihre verheiratete Schwester wohnte. Gegen zehn Uhr nachts drängte sie sich, begleitet vom Mann ihrer Schwester, durch das Getümmel der ihren Sieg feiernden Soldaten, um in der Vorstadt Frau Zingli, die Mutter des Kindes, aufzusuchen. Sie klopften an die Tür eines mächtigen Hauses, die sich nach einiger Zeit auch ein wenig öffnete. Ein kleiner alter Mann, Frau Zinglis Onkel, steckte den Kopf heraus. Anna berichtete atemlos, daß Herr Zingli tot, das Kind aber ge-

sund im Hause sei. Der Alte sah sie kalt aus fischigen Augen an und sagte, seine Nichte sei nicht mehr da, und er selber habe mit dem Protestantenkind nichts zu schaffen. Damit machte er die Tür wieder zu. Im Weggehen sah Annas Schwager, wie sich ein Vorhang in einem der Fenster bewegte, und war überzeugt, daß Frau Zingli da war. Sie schämte sich scheinbar nicht, ihr Kind zu verleugnen.

Eine Zeitlang gingen Anna und ihr Schwager schweigend nebeneinander her. Dann erklärte sie ihm, daß sie in die Gerberei zurück und das Kind holen wolle. Der Schwager, ein ruhiger, ordentlicher Mann, hörte sie erschrocken an und suchte ihr die gefährliche Idee auszureden. Was hatte sie mit diesen Leuten zu tun? Sie war nicht einmal gut behandelt worden.

Anna hörte ihm still zu und versprach ihm, nichts Unvernünftiges zu tun. Jedoch wollte sie unbedingt noch schnell in die Gerberei schauen, ob dem Kind nichts fehle. Und sie wollte allein gehen.

Sie setzte ihren Willen durch. Mitten in der zerstörten Halle lag das Kind ruhig in seiner Wiege und schlief. Anna setzte sich müde zu ihm und betrachtete es. Sie hatte nicht gewagt, ein Licht anzuzünden, aber das Haus in der Nähe brannte immer noch, und bei diesem Licht konnte sie das Kind ganz gut sehen. Es hatte einen winzigen Leberfleck am Hälschen.

Als die Magd einige Zeit, vielleicht eine Stunde, zugesehen hatte, wie das Kind atmete und an seiner kleinen Faust saugte, erkannte sie, daß sie zu lange gesessen und zu viel gesehen hatte, um noch ohne das Kind weggehen zu können. Sie stand auf, und mit langsamen Bewegungen hüllte sie es in die Leinendecke, hob es auf den Arm und verließ mit ihm den Hof, sich scheu umschauend, wie eine Person mit schlechtem Gewissen, eine Diebin.

Sie brachte das Kind, nach langen Beratungen mit Schwester und Schwager, zwei Wochen darauf aufs Land in das Dorf Großaitingen, wo ihr älterer Bruder Bauer war. Der Bauernhof gehörte der Frau. Es war ausgemacht worden, daß sie vielleicht nur dem Bruder sagen sollte, wer das Kind war, denn sie hatten die junge Bäuerin nie gesehen und wußten nicht, wie sie einen so gefährlichen kleinen Gast aufnehmen würde.

Anna kam gegen Mittag im Dorf an. Ihr Bruder, seine Frau und das Gesinde saßen beim Mittagessen. Sie wurde nicht schlecht empfangen, aber ein Blick auf ihre neue Schwägerin zwang sie, das Kind sogleich als ihr eigenes vorzustellen. Erst nachdem sie erzählt hatte, daß ihr Mann in einem entfernten Dorf eine Stellung in einer Mühle hatte und sie dort mit dem Kind in ein paar Wochen erwartete, taute die Bäuerin auf, und das Kind wurde höflich bewundert.

Nachmittags begleitete sie ihren Bruder in den Wald Holz sammeln. Sie setzten sich auf Baumstümpfe, und Anna erzählte ihm

die Wahrheit. Sie konnte sehen, daß das ihm nicht gefiel. Seine Stellung auf dem Hof war noch nicht gefestigt, und er lobte Anna sehr, daß sie seiner Frau gegenüber den Mund gehalten hatte. Es war klar, daß er seiner jungen Frau keine besonders gute Haltung gegenüber dem Protestantenkind zutraute. Er wollte, daß seine Frau die Wahrheit nicht erfuhr.

Das war nun auf die Länge nicht leicht.

Anna arbeitete bei der Ernte mit und pflegte «ihr» Kind zwischendurch, immer wieder vom Feld nach Hause laufend, wenn die andern ausruhten. Der Kleine gedieh und wurde sogar dick, lachte, so oft er Anna sah und suchte kräftig den Kopf zu heben. Aber dann kam der Winter, und die Schwägerin begann sich nach Annas Mann zu erkundigen.

Es sprach nichts dagegen, daß Anna auf dem Hof blieb, sie konnte sich nützlich machen. Das Schlimme war, daß die Nachbarn sich über den Vater von Annas Jungen wunderten, weil der nie kam, nach ihm zu sehen. Wenn sie keinen Vater für ihr Kind zeigen konnte, wurde die Sache bald verdächtig.

An einem Sonntagmorgen spannte der Bauer an und befahl Anna laut mitkommen, ein Kalb in einem Nachbardorf abzuholen. Auf dem Fahrweg teilte er ihr mit, daß er für sie einen Mann gesucht und gefunden hätte. Es war ein todkranker Häusler, der kaum den Kopf vom schmierigen Laken heben konnte, als die beiden in seiner niedrigen Hütte standen.

Er war willig, Anna zu heiraten. Am Kopfende des Lagers stand eine gelbhäutige Alte, seine Mutter. Sie sollte einen Lohn für den Dienst, der Anna erwiesen wurde, bekommen.

Das Geschäft war in zehn Minuten beendet, und Anna und ihr Bruder konnten weiterfahren und ihr Kalb kaufen. Die Heirat fand Ende derselben Woche statt. Während der Pfarrer die Trauungsformel murmelte, wandte der Kranke nicht ein einziges Mal den Blick auf Anna. Ihr Bruder zweifelte nicht, daß sie den Totenschein in wenigen Tagen haben würden. Dann war Annas Mann und Kindsvater auf dem Weg zu ihr in einem Dorf bei Augsburg irgendwo gestorben, und niemand würde sich wundern, wenn die Witwe im Haus ihres Bruders bleiben würde.

Anna kam froh von ihrer seltsamen Hochzeit zurück, auf der es weder Kirchenglocken noch Blechmusik noch Gäste gegeben hatte. Sie aß als Hochzeitsschmaus ein Stück Brot mit einer Scheibe Speck in der Speisekammer und trat mit ihrem Bruder dann vor die Kiste, in der das Kind lag, das jetzt einen Namen hatte. Sie stopfte das Laken fester und lachte ihren Bruder an.

Der Totenschein ließ allerdings auf sich warten. Es kam weder die nächste noch die übernächste Woche Nachricht von der Alten. Anna hatte auf dem Hof erzählt, daß ihr Mann nun auf dem Weg zu ihr sei. Sie sagte jetzt, wenn man sie fragte, wo er bliebe, der tiefe Schnee mache wohl die Reise beschwerlich. Aber nachdem

weitere drei Wochen vergangen waren, fuhr ihr Bruder doch in das Dorf bei Augsburg.

Er kam spät in der Nacht zurück. Anna war noch auf und lief zur Tür, als sie das Fuhrwerk auf dem Hof fahren hörte. Sie sah, wie langsam der Bauer ausspannte, und ihr Herz krampfte sich zusammen.

Er brachte schlechte Nachricht. In die Hütte tretend, hatte er den Mann beim Abendessen am Tisch sitzend gefunden, in Hemdsärmeln, mit beiden Backen kauend. Er war wieder völlig gesund.

Der Bauer sah Anna nicht ins Gesicht, als er weiter berichtete. Der Häusler, er hieß übrigens Otterer, und seine Mutter schienen über die Wendung ebenfalls überrascht und waren wohl noch zu keinem Entschluß gekommen, was geschehen sollte. Otterer habe keinen unangenehmen Eindruck gemacht. Er hatte wenig gesprochen, aß langsam seine Käsespeise weiter während der Unterhaltung und aß noch, als der Bauer wegging.

Die nächsten Tage war Anna natürlich sehr bekümmert. Zwischen ihrer Hausarbeit lehrte sie den Jungen gehen. Wenn er den Spinnrocken[106] losließ und mit ausgestreckten Ärmchen auf sie zugewackelt kam, unterdrückte sie ein trockenes Schluchzen und umklammerte ihn fest, wenn sie ihn auffing.

Einmal fragte sie ihren Bruder: Was ist er für einer? Sie hatte ihn nur auf dem Sterbebett gesehen und nur abends, beim Schein einer schwachen Kerze. Jetzt erfuhr sie, daß ihr Mann ein Fünfziger sei, halt so, wie ein Häusler ist.

Bald darauf sah sie ihn. Ein Hausierer hatte ihr heimlich mitgeteilt, daß «ein gewisser Bekannter» sie an dem und dem Tag zu der und der Stunde bei dem und dem Dorf, da wo der Fußweg nach Landsberg abbiegt, treffen wolle. So begegneten die Gatten sich zwischen ihren Dörfern wie die antiken Feldherren zwischen ihren Schlachtreihen, im offenen Gelände, das von Schnee bedeckt war.

Der Mann gefiel Anna nicht.

Er hatte kleine graue Zähne, sah sie von oben bis unten an, obwohl sie einen dicken Schafspelz trug und nicht viel zu sehen war, und gebrauchte dann das Wort «Ehe». Sie sagte ihm kurz, sie müsse sich alles noch überlegen und er möchte ihr durch jemand, der durch Großaitingen kam, vor ihrer Schwägerin ausrichten lassen, er werde jetzt bald kommen und sei nur auf dem Weg erkrankt.

Otterer nickte in seiner bedächtigen Weise. Er war über einen Kopf größer als sie und blickte immer auf ihre linke Halsseite beim Reden, was ihr nicht gefiel.

Die Botschaft kam aber nicht, und Anna dachte, mit dem Kind einfach vom Hof zu gehen und weiter südwärts, etwa in Kempten oder Sonnthofen, eine Stellung zu suchen. Nur die Unsicherheit

---

[106] **Spinnrocken** — Spinnrad

der Landstraßen, über die viel geredet wurde, und daß es mitten im Winter war, hielt sie zurück.

Der Aufenthalt auf dem Hof wurde aber jetzt schwierig. Die Schwägerin stellte am Mittagstisch vor allem Gesinde mißtrauische Fragen nach ihrem Mann. Als sie einmal sogar, mit falschem Mitleid auf das Kind sehend, laut «armes Wurm» sagte, beschloß Anna doch zu gehen, aber da wurde das Kind krank.

Es lag unruhig mit hochrotem Kopf und trüben Augen in seiner Kiste, und Anna wachte ganze Nächte über ihm in Angst und Hoffnung. Als es sich wieder auf dem Weg zur Besserung befand und sein Lächeln zurückgefunden hatte, klopfte es eines Vormittags an die Tür, und herein trat Otterer. Es war niemand außer Anna und dem Kind in der Stube, so daß sie sich nicht verstellen mußte, was ihr bei ihrem Schrecken auch wohl unmöglich gewesen wäre. Sie standen eine gute Weile wortlos, dann sagte Otterer, er habe die Sache seinerseits überlegt und sei gekommen, sie zu holen.

Anna wurde böse. Mit fester, wenn auch unterdrückter Stimme sagte sie dem Mann, sie denke nicht daran, mit ihm zu leben, sie habe ihn nur ihres Kindes wegen geheiratet und wolle von ihm nichts, als daß er ihr und dem Kind seinen Namen gebe.

Otterer blickte, als sie von dem Kind sprach, flüchtig nach der Richtung der Kiste, in der es lag, trat aber nicht hinzu. Das ärgerte Anna noch mehr. Er sagte, sie solle sich alles noch einmal überlegen und seine Mutter könne in der Küche schlafen. Dann kam die Bäuerin herein, begrüßte ihn neugierig und lud ihn zum Mittagessen. Den Bauern begrüßte er, schon am Teller sitzend, mit einem Kopfnicken. Auf die Fragen der Bäuerin antwortete er einsilbig, seine Blicke nicht vom Teller hebend, er habe in Mering eine Stelle gefunden, und Anna könne zu ihm ziehen. Jedoch sagte er nichts mehr davon, daß dies gleich sein müsse.

Am Nachmittag vermied er die Gesellschaft des Bauern und hackte hinter dem Haus Holz, wozu ihn niemand aufgefordert hatte. Nach dem Abendessen, an dem er wieder schweigend teilnahm, trug die Bäuerin selber eine Decke in Annas Kammer, damit er dort übernachten konnte, aber da stand er merkwürdigerweise schwerfällig auf und murmelte, daß er noch am selben Abend zurück müsse. Bevor er ging, starrte er in die Kiste mit dem Kind, sagte aber nichts und rührte es nicht an.

In der Nacht wurde Anna krank und bekam ein Fieber, das wochenlang dauerte. Die meiste Zeit lag sie teilnahmslos, nur ein paarmal gegen Mittag, wenn das Fieber etwas nachließ, kroch sie zu der Kiste mit dem Kind und stopfte die Decke zurecht.

In der vierten Woche ihrer Krankheit fuhr Otterer mit einem Leiterwagen auf dem Hof vor und holte sie und das Kind ab. Sie ließ es wortlos geschehen.

Nur sehr langsam kam sie wieder zu Kräften, kein Wunder bei

den dünnen Suppen der Häuslerhütte. Aber eines Morgens sah sie, wie schmutzig das Kind gehalten war, und stand entschlossen auf.

Der Kleine empfing sie mit seinem freundlichen Lächeln, von dem ihr Bruder immer behauptet hatte, er habe es von ihr. Er war gewachsen und kroch mit unglaublicher Geschwindigkeit in der Kammer herum. Sie wusch ihn in einem Holzzuber und gewann ihre Ruhe zurück.

Wenige Tage später freilich konnte sie das Leben in der Hütte nicht mehr aushalten. Sie wickelte den Kleinen in ein paar Decken, steckte ein Brot und etwas Käse ein und lief weg.

Sie hatte vor, nach Sonnthofen zu kommen, kam aber nicht weit. Sie war noch recht schwach auf den Beinen, die Landstraße lag unter der Schneeschmelze, und die Leute in den Dörfern waren durch den Krieg sehr mißtrauisch und geizig geworden. Am dritten Tag ihrer Wanderung verstauchte sie sich den Fuß in einem Straßengraben und wurde nach vielen Stunden, in denen sie um das Kind bangte, auf einen Hof gebracht, wo sie im Stall liegen mußte. Der Kleine kroch zwischen den Beinen der Kühe herum und lachte nur, wenn sie ängstlich aufschrie. Am Ende mußte sie den Leuten des Hofs den Namen ihres Mannes sagen, und er holte sie wieder nach Mering.

Von nun an machte sie keinen Fluchtversuch mehr. Sie arbeitete hart. Es war schwer, aus dem kleinen Acker etwas herauszuholen und die winzige Wirtschaft in Gang zu halten. Jedoch war der Mann nicht unfreundlich zu ihr, und der Kleine wurde satt. Auch kam ihr Bruder mitunter herüber und brachte dies und jenes als Geschenk, und einmal konnte sie dem Kleinen sogar ein Röcklein rot färben lassen. Das, dachte sie, mußte dem Kind eines Färbers gut stehen.

Mit der Zeit wurde sie ganz zufrieden gestimmt und erlebte viel Freude bei der Erziehung des Kleinen. So vergingen mehrere Jahre.

Aber eines Tages ging sie ins Dorf Sirup holen, und als sie zurückkehrte, war das Kind nicht in der Hütte, und ihr Mann berichtete ihr, daß eine feingekleidete Frau in einer Kutsche vorgefahren sei und das Kind geholt habe. Sie taumelte an die Wand vor Entsetzen, und am selben Abend noch machte sie sich, nur ein Bündel mit Brot und Käse tragend, auf den Weg nach Augsburg.

Ihr erster Gang in der Reichsstadt war zur Gerberei. Sie wurde nicht vorgelassen und bekam das Kind nicht zu sehen.

Schwester und Schwager versuchten vergebens, sie zu trösten. Sie lief zu den Behörden und rief, man habe ihr Kind gestohlen. Sie ging so weit, zu sagen, daß Protestanten ihr Kind gestohlen hätten. Sie erfuhr aber, daß jetzt andere Zeiten herrschten und zwischen Katholiken und Protestanten Friede geschlossen worden sei.

Sie hätte kaum etwas ausgerichtet, wenn ihr nicht ein besonderer Zufall zu Hilfe gekommen wäre. Sie wurde an einen Richter verwiesen, der ein ganz besonderer Mann war.

Es war das der Richter Ignaz Dollinger, in ganz Schwaben berühmt wegen seiner Grobheit und Klugheit.

Von Schwester und Schwager begleitet kam Anna zu ihm. Der kurze, aber sehr dicke alte Mann saß in einer winzigen kahlen Stube zwischen Haufen von Pergamenten und hörte sie nur ganz kurz an. Dann schrieb er etwas auf ein Blatt, brummte: «Tritt dorthin, aber mach schnell» und leitete sie mit seiner kleinen plumpen Hand an eine Stelle des Raums, auf die durch das schmale Fenster das Licht fiel. Für einige Minuten sah er genau ihr Gesicht an, dann winkte er ihr zu gehen.

Am nächsten Tag ließ er sie durch einen Gerichtsdiener holen und schrie sie, als sie noch auf der Schwelle stand, an: «Warum hast du nichts davon gesagt, daß es um eine Gerberei geht?»

Anna sagte verstockt, daß es ihr um das Kind gehe.

«Bild dir nicht ein, daß du die Gerberei schnappen kannst», schrie der Richter. «Wenn das Kind wirklich deines ist, fällt die Gerberei an die Verwandten von dem Zingli.»

Anna nickte, ohne ihn anzuschauen. Dann sagte sie: «Er braucht die Gerberei nicht.»

«Ist es deines?» bellte der Richter.

«Ja», sagte sie leise. «Wenn ich ihn nur so lange behalten dürfte, bis er alle Wörter kann. Er weiß erst sieben.»

Der Richter hustete und ordnete die Papiere auf seinem Tisch. Dann sagte er ruhiger, aber immer noch in ärgerlichem Ton:

«Du willst den Knirps, und die Ziege da mit ihren fünf Seidenröcken will ihn. Aber er braucht die rechte Mutter.»

«Ja», sagte Anna und sah den Richter an.

«Verschwind», brummte er. «Am Samstag halt ich Gericht.»

An diesem Samstag war die Hauptstraße und der Platz vor dem Rathaus schwarz von Menschen, die dem Prozeß um das Protestantenkind beiwohnen wollten. Der sonderbare Fall hatte von Anfang an viel Aufsehen erregt und in Wohnungen und Wirtschaften wurde darüber gestritten, wer die echte und wer die falsche Mutter war. Auch war der alte Dollinger weit und breit berühmt wegen seiner volkstümlichen Prozesse. Seine Verhandlungen waren sehr beliebt.

So sammelten sich vor dem Rathaus nicht nur viele Augsburger, auch nicht wenige Bauersleute der Umgegend waren da. Freitag war Markttag, und sie hatten in Erwartung des Prozesses in der Stadt übernachtet.

Der Saal, in dem der Richter Dollinger verhandelte, war der sogenannte Goldene Saal. Er war berühmt als einziger Saal von dieser Größe in ganz Deutschland, der keine Säulen hatte; die Decke war an Ketten aufgehängt.

Der Richter Dollinger saß, ein kleiner runder Fleischberg, vor dem geschlossenen Tor der einen Wand. Ein gewöhnliches Seil trennte die Zuhörer ab. Aber der Richter saß auf dem Boden und hatte keinen Tisch vor sich. Er hatte selber vor Jahren diese Anordnung getroffen.

Anwesend waren Frau Zingli mit ihren Eltern, die Schweizer Verwandten des verstorbenen Herrn Zingli, zwei gutgekleidete würdige Männer, die wie reiche Kaufleute aussahen, und Anna Otterer mit ihrer Schwester. Neben Frau Zingli sah man eine Amme mit dem Kind.

Alle, Parteien und Zeugen, standen. Der Richter Dollinger sagte, daß die Verhandlungen kürzer ausfielen, wenn die Beteiligten stehen mußten. Aber vielleicht ließ er sie auch nur stehen, damit sie ihn vor dem Publikum verdeckten, so daß man ihn nur sah, wenn man sich auf die Fußzehen stellte und den Hals ausstreckte.

Zu Beginn der Verhandlung kam es zu einem Zwischenfall. Als Anna das Kind erblickte, stieß sie einen Schrei aus und trat vor, und das Kind wollte zu ihr, strampelte heftig in den Armen der Amme und fing an zu brüllen. Der Richter ließ es aus dem Saal bringen.

Dann rief er Frau Zingli auf.

Sie kam und schilderte, ab und zu ein Taschentuch an die Augen hebend, wie bei der Plünderung die kaiserlichen Soldaten ihr das Kind entrissen hätten. Noch in derselben Nacht war die Magd in das Haus ihres Vaters gekommen und hatte berichtet, das Kind sei noch im Haus, wahrscheinlich in Erwartung eines Trinkgelds. Eine Köchin ihres Vaters habe jedoch das Kind in der Gerberei nicht vorgefunden, und sie nehme an, die Person (sie deutete auf Anna) habe es genommen, um irgendwie Geld erpressen zu können. Sie wäre auch wohl bald mit solchen Forderungen hervorgekommen, wenn man ihr nicht zuvor das Kind abgenommen hätte.

Der Richter Dollinger rief die beiden Verwandten des Herrn Zingli auf und fragte sie, ob sie sich damals nach Herrn Zingli erkundigt hätten und was ihnen von Frau Zingli erzählt worden sei.

Sie sagten aus, Frau Zingli habe sie wissen lassen, ihr Mann sei erschlagen worden, und das Kind habe sie einer Magd anvertraut, bei der es in guter Hut sei. Sie sprachen sehr unfreundlich von ihr, was allerdings kein Wunder war, denn die Gerberei fiel an sie, wenn Frau Zingli den Prozeß verlor.

Nach ihrer Aussage wandte sich der Richter wieder an Frau Zingli und wollte von ihr wissen, ob sie nicht einfach bei dem Überfall damals den Kopf verloren und das Kind im Stich gelassen habe.

Frau Zingli sah ihn mit ihren blassen blauen Augen wie ver-

wundert an und sagte gekränkt, sie habe ihr Kind nicht im Stich gelassen.

Der Richter Dollinger räusperte sich und fragte sie interessiert, ob sie glaube, daß keine Mutter ihr Kind im Stich lassen könnte.

Ja, das glaube sie, sagte sie fest.

Ob sie dann glaube, fragte der Richter weiter, daß einer Mutter, die es doch tue, der Hintern verhauen werden müßte, gleichgültig, wieviele Röcke sie darüber trage?

Frau Zingli gab keine Antwort, und der Richter rief die frühere Magd Anna auf. Sie trat schnell vor und sagte mit leiser Stimme, was sie schon bei der Voruntersuchung gesagt hatte. Sie redete aber, als ob sie zugleich horchte, und ab und zu blickte sie nach der großen Tür, hinter die man das Kind gebracht hatte, als fürchtete sie, daß es immer noch schreie.

Sie sagte aus, sie sei zwar in jener Nacht zum Haus von Frau Zinglis Onkel gegangen, dann aber nicht in die Gerberei zurückgekehrt, aus Furcht vor den Kaiserlichen und weil sie Sorgen um ihr eigenes Kind gehabt habe, das bei guten Leuten im Nachbarort Lechhausen untergebracht gewesen sei.

Der alte Dollinger unterbrach sie grob und sagte, es habe also eine Person in der Stadt gegeben, die so etwas wie Furcht verspürt habe. Er freue sich, das feststellen zu können, denn es beweise, daß wenigstens eine Person damals einige Vernunft besessen habe. Schön sei es allerdings von der Zeugin nicht gewesen, daß sie sich nur um ihr eigenes Kind gekümmert habe, andererseits aber heiße es ja im Volksmund, Blut sei dicker als Wasser, und was eine rechte Mutter sei, die gehe auch stehlen für ihr Kind, das sei aber vom Gesetz streng verboten, denn Eigentum sei Eigentum, und wer stehle, der lüge auch, und lügen sei ebenfalls vom Gesetz verboten. Und dann hielt er eine seiner weisen Lektionen über diese Menschen, die das Gericht anschwindelten, bis sie blau im Gesicht seien, und verkündigte dann, daß die Zeugenaussage geschlossen sei und nichts ergeben habe.

Dann machte er eine lange Pause und blickte um sich, als erwarte er von irgendeiner Seite her einen Vorschlag, wie man zu einem Schluß kommen könnte.

Die Leute sahen sich verblüfft an, und einige reckten die Hälse, um einen Blick auf den hilflosen Richter zu werfen. Es blieb aber sehr still im Saal, nur von der Straße her konnte man die Menge hören.

Dann nahm der Richter wieder seufzend das Wort.

«Es ist nicht festgestellt worden, wer die rechte Mutter ist», sagte er. «Das Kind ist zu bedauern. Man hat schon gehört, daß die Väter sich oft drücken und nicht die Väter sein wollen, aber hier melden sich gleich zwei Mütter. Der Gerichtshof hat ihnen so lange zugehört, wie sie es verdienen, nämlich einer jeden ganze

fünf Minuten; und der Gerichtshof ist zu der Überzeugung gelangt, daß beide lügen. Nun ist aber, wie gesagt, auch noch das Kind zu bedenken, das eine Mutter haben muß. Man muß also feststellen, wer die rechte Mutter des Kindes ist.»

Und mit ärgerlicher Stimme rief er den Gerichtsdiener und befahl ihm, ein Stück Kreide zu holen.

Der Gerichtsdiener ging und brachte ein Stück Kreide.

«Zieh mit der Kreide da auf dem Fußboden einen Kreis, in dem drei Personen stehen können», sagte der Richter zu ihm.

Der Gerichtsdiener kniete nieder und zog mit der Kreide den gewünschten Kreis.

«Jetzt bring das Kind», befahl der Richter.

Das Kind wurde hereingebracht. Es fing wieder an zu heulen und wollte zu Anna. Der alte Dollinger kümmerte sich nicht um das Geplärr und sprach nur in etwas lauterem Ton.

«Diese Probe, die jetzt vorgenommen werden wird», verkündete er, «habe ich in einem alten Buch gefunden, und sie gilt als recht gut. Der einfache Grundgedanke der Probe mit dem Kreidekreis ist, daß die echte Mutter an ihrer Liebe zum Kind erkannt wird. Also muß die Stärke dieser Liebe erprobt werden. Gerichtsdiener, stell das Kind in diesen Kreidekreis.»

Der Gerichtsdiener nahm das plärrende Kind von der Hand der Amme und führte es in den Kreis. Der Richter fuhr fort, sich an Frau Zingli und Anna wendend:

«Stellt auch ihr euch in den Kreidekreis, faßt jede eine Hand des Kindes, und wenn ich 'los' sage, dann bemüht euch, das Kind aus dem Kreis zu ziehen. Die von euch die stärkere Liebe hat, wird auch mit der größeren Kraft ziehen und so das Kind auf ihre Seite bringen.»

Im Saal war es unruhig geworden. Die Zuschauer stellten sich auf die Fußspitzen und stritten sich mit den vor ihnen stehenden Menschen.

Es wurde aber wieder totenstill, als die beiden Frauen in den Kreis traten und jede eine Hand des Kindes faßte. Auch das Kind war verstummt, als ahnte es, um was es ging. Es hielt sein tränenüberströmtes Gesichtchen zu Anna emporgewendet. Dann kommandierte der Richter «los».

Und mit einem einzigen heftigen Ruck riß Frau Zingli das Kind aus dem Kreidekreis. Ungläubig sah Anna ihm nach. Aus Furcht, es könne Schaden erleiden, wenn es an beiden Ärmchen zugleich in zwei Richtungen gezogen würde, hatte sie es sogleich losgelassen.

Der alte Dollinger stand auf.

«Und somit wissen wir», sagte er laut, «wer die rechte Mutter ist. Nehmt der Schlampe das Kind weg. Sie würde es kalten Herzens in Stücke reißen.» Und er nickte Anna zu und ging schnell aus dem Saal, zu seinem Frühstück.

Und in den nächsten Wochen erzählten sich die Bauern der Umgebung, die nicht auf den Kopf gefallen waren, daß der Richter, als er der Frau aus Mering das Kind zusprach, mit den Augen gezwinkert habe.

Heinrich Böll

MEIN TEURES BEIN

Sie haben mir jetzt eine Chance[107] gegeben. Sie haben mir eine Karte geschrieben, ich soll zum Amt kommen, und ich bin zum Amt gegangen. Auf dem Amt waren sie sehr nett. Sie nahmen meine Karteikarte[108] und sagten «Hm». Ich sagte auch: «Hm.»

«Welches Bein?» fragte der Beamte.

«Recht.»

«Ganz?»

«Ganz.»

«Hm», machte er wieder. Dann durchsuchte er verschiedene Zettel. Ich durfte mich setzen.

Endlich fand der Mann einen Zettel, der ihm der richtige zu sein schien. Er sagte: «Ich denke, hier ist etwas für Sie. Eine nette Sache. Sie können dabei sitzen. Schuhputzer in einer Toilette auf dem Platz der Republik. Wie wäre das?»

«Ich kann nicht Schuhe putzen; ich bin immer schon aufgefallen wegen schlechten Schuhputzens.»

«Das können Sie lernen», sagte er. «Man kann alles lernen. Ein Deutscher kann alles. Sie können, wenn Sie wollen, einen kostenlosen Kursus mitmachen.»

«Hm», machte ich.

«Also gut?»

«Nein», sagte ich, «ich will eine höhere Rente haben.»

«Sie sind verrückt», erwiderte er sehr freundlich und milde.

«Ich bin nicht verrückt, kein Mensch kann mir mein Bein ersetzen, ich darf nicht einmal mehr Zigaretten verkaufen, sie machen jetzt schon Schwierigkeiten.»

Der Mann lehnte sich weit in seinem Stuhl zurück und schöpfte eine Menge Atem. «Mein lieber Freund», begann er. «Ihr Bein ist ein verflucht teures Bein. Ich sehe, daß Sie neunundzwanzig Jahre sind, von Herzen gesund, überhaupt vollkommen gesund, bis auf das Bein. Sie werden siebzig Jahre alt. Rechnen Sie sich bitte aus, monatlich siebzig Mark, zwölfmal im Jahr, also einundvierzig und zwölfmal siebzig. Rechnen Sie das bitte aus, ohne die Zinsen, und denken Sie doch nicht, daß Ihr Bein das

---

[107] **Chance** ['ʃa:sə] — Aussicht, Gelegenheit
[108] **Kartei** — Kartothek

einzige Bein ist. Sie sind auch nicht der einzige, der wahrscheinlich lange leben wird. Und dann Rente erhöhen! Entschuldigen Sie, aber Sie sind verrückt.»

«Mein Herr», sagte ich, lehnte mich nun gleichfalls zurück und schöpfte Atem. «Ich denke, daß Sie mein Bein stark unterschätzen. Mein Bein ist viel teurer, es ist ein teures Bein. Ich bin nämlich nicht nur von Herzen, sondern leider auch im Kopf vollkommen gesund. Passen Sie mal auf.»

«Meine Zeit ist sehr kurz.»

«Passen Sie auf!» sagte ich. «Mein Bein hat nämlich einer Menge von Leuten das Leben gerettet, die heute eine nette Rente bekommen.

Die Sache war damals so: Ich lag ganz allein irgendwo vorne und sollte aufpassen, wann sie kämen, damit die anderen zur richtigen Zeit fliehen konnten. Der Stab hinten packte und wollte nicht zu früh, aber auch nicht zu spät fliehen. Erst waren wir zwei, aber den anderen haben sie totgeschossen, der kostet nichts mehr. Er war zwar verheiratet, aber seine Frau ist gesund und kann arbeiten. Sie brauchen keine Angst zu haben. Der war also furchtbar billig. Er war erst vier Wochen Soldat und hat nichts gekostet als eine Postkarte und ein bißchen Kommißbrot[109]. Das war einmal ein braver Soldat, der hat sich wenigstens richtig totschießen lassen.

Nun lag ich aber allein da und hatte Angst, und es war kalt, und ich wollte auch fliehen, ja, ich wollte gerade fliehen, da . .»

«Meine Zeit ist sehr kurz», sagte der Mann, und fing an, nach seinem Bleistift zu suchen.

«Nein, hören Sie zu», sagte ich, «jetzt wird es erst interessant. Gerade als ich fliehen wollte, kam die Sache mit dem Bein. Und weil ich ja doch liegenbleiben mußte, dachte ich, jetzt kannst du's auch melden und ich hab's gemeldet, und sie hauten alle ab, schön der Reihe nach, erst die Division, dann das Regiment, dann das Bataillon, und so weiter, immer hübsch der Reihe nach. Eine dumme Geschichte, sie vergaßen nämlich, mich mitzunehmen, verstehen Sie? Sie hatten's so eilig. Wirklich eine dumme Geschichte, denn hätte ich das Bein nicht verloren, wären sie alle tot, der General, der Oberst, der Major, und Sie brauchten ihnen keine Rente zu zahlen. Nun rechnen Sie mal aus, was mein Bein kostet. Der General ist zweiundfünfzig, der Oberst achtundvierzig und der Major fünfzig, alle kerngesund von Herzen und im Kopf, und sie werden bei ihrer militärischen Lebensweise mindestens achtzig, wie Hindenburg. Bitte rechnen Sie jetzt aus: einhundertsechzig mal zwölf mal dreißig, sagen wir ruhig durchschnittlich dreißig, nicht wahr? Mein Bein ist ein wahnsinnig teures Bein geworden, eines der teuersten Beine, die ich mir denken kann, verstehen Sie?»

[109] **Kommißbrot** — Soldatenbrot

«Sie sind doch verrückt», sagte der Mann.

«Nein», erwiderte ich, «ich bin nicht verrückt. Leider bin ich von Herzen ebenso gesund wie im Kopf, und es ist schade, daß ich nicht auch zwei Minuten, bevor das mit dem Bein kam, totgeschossen wurde. Wir hätten viel Geld gespart.»

«Nehmen Sie die Stelle an?» fragte der Mann.

«Nein», sagte ich und ging.

Johannes R. Becher

NATIONALHYMNE DER DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK

Auferstanden aus Ruinen
und der Zukunft zugewandt,
laß uns dir zum Guten dienen,
Deutschland, einig Vaterland.
Alte Not gilt es zu zwingen,
und wir zwingen sie vereint,
denn es muß uns doch gelingen,
daß die Sonne schön wie nie
über Deutschland scheint.

Glück und Friede sei beschieden
Deutschland, unsrem Vaterland!
Alle Welt sehnt sich nach Frieden!
Reicht den Völkern eure Hand.
Wenn wir brüderlich uns einen,
schlagen wir des Volkes Feind.
Laßt das Licht des Friedens scheinen,
daß nie eine Mutter mehr
ihren Sohn beweint!

Laßt uns pflügen, laßt uns bauen,
lernt und schafft wie nie zuvor,
und der eignen Kraft vertrauend
steigt ein frei Geschlecht empor.
Deutsche Jugend, bestes Streben
unsres Volks in dir vereint,
wirst du Deutschlands neues Leben,
und die Sonne schön wie nie
über Deutschland scheint.

Erwin Strittmatter

TINKO
(Auszug)

Schon am Morgen ist es wie Frühling. Ich reiße das Blatt vom Kalenderblock. Eine fette schwarze Zehn wird sichtbar. Unter der Zehn steht «Oktober». Schon den zweiten Tag bin ich nicht in der Schule. Die Kartoffeln und Großvater sind daran schuld.

Morgen werden sie in der Schule den Hausaufsatz abliefern: «Worüber ich glücklich wäre.» Von mir wird Lehrer Kern keinen Hausaufsatz sehen. Ich wäre glücklich, wenn ich wieder in die Schule gehen könnte. Man braucht sich dort nicht zu bücken, bis der Rücken starr und steif wird.

Ich gehe aufs Feld. Die Sonne wärmt. Die Luft ist warm.

Ich soll bei Kimpels leere Kartoffelsäcke ausborgen.

Bei Kimpels ist niemand daheim. Die Hunde liegen angekettet in der Sonne. Sie kennen mich und heben nur den Kopf.

Ich gehe zu den Sandgruben hinauf.

«Oorwauch», macht es aus einem Strauch. Hinter den gelben Brombeerblättern leuchtet ein heller Haarschopf. Die hellen Zottelhaare gehören Theo Wunsch. Wir sagen Murmelauge zu Theo. Seine Augen sind blank und blau wie neue Murmeln[110].

Murmelauge kriecht auf Händen und Füßen aus dem Birkenbusch. Er steckt die Zunge heraus und zieht die Nase kraus. Was hat er? Hat ihn eine Wespe gestochen? Murmelauge läßt seine Zähne sehen und knurrt. So kommt er auf mich zugesprungen und will mich in die Wade beißen. Ich trete zur Seite. Er fährt mit dem offenen Mund ins stachlige Heidekraut.

«Ihr spielt wohl Hamster und Hund?» Ich zieh' mir einen Distelstachel aus der Fußsohle. Theo richtet sich auf und knirscht mit den Zähnen. «Ich bin was viel Schlimmeres. Ich bin ein Wolf.»

«Ein Wolf hat keine Zahnlücke.»

«Das Rotkäppchen werde ich noch leicht fressen.»

«Ich spiel' nicht mehr mit», ruft ein Mädchen aus dem Birkenwäldchen.

«Warum nicht, Stefanie?»

«Das will ein Wolf sein? Er schwatzt auf dem Wege mit den Leuten.»

Stefanie Clary kommt mit einem Henkelkorb aus den Sträuchern. Im Korb liegt ein Strauß verblichener Grasnelken.

«Der Wolf frißt Kreide, und schwupp kann er sprechen, so steht's im Märchenbuch», sagt Murmelauge und zieht ein Stück Schulkreide aus der Hosentasche. Er weiß nicht, ob er noch Wolf oder wieder Mensch sein soll.

---

[110] **Murmel** — Spielkugel (aus Marmor)

Aus der ersten Sandgrube kommt uns Sepp entgegen. Er streicht über seinen schwarzen Igelkopf: «Ich hab' das Glück gefunden.»

«Das Glück?» Stefanie schüttelt sich. Ihr Zopf wippt auf dem Rücken. Sepp streckt uns eine Faust hin und öffnet sie langsam, fast feierlich. Ein gelber Feuerstein liegt auf seiner Handfläche. Der Stein ist glänzend und glatt. «Ein Eistein. Er bringt Glück», versichert Sepp. «Mann muß ihn weit werfen. Wo er niederfällt, findet man etwas.»

«Einen Hundehaufen wirst du finden, Sepp.»

Nach einer Weile gehen wir alle in die Sandgrube. Wir suchen nach Glückssteinen. Ich vergesse, daß ich Kartoffelsäcke holen sollte. Auch ich finde einen Eistein. Mein Stein ist nicht groß. Er wird mir nur ein kleines Glück bringen.

Stefanie hat die Strümpfe ausgezogen und um den Hals geschlungen. Sie muß ihre Strümpfe selber stopfen.

Jetzt hat jeder einen Glücksstein. Wir klettern die Sandwand hinauf. Stefanie wirft ihren Stein zuerst. Sie wirft ihn mit steifer Hand.

Wir halten den Atem an. Stefanie läuft ihrem Stein nach. Sie bleibt stehen, wo wir ihn niederfallen sahen, beugt sich und beginnt zu suchen. Sie geht weiter, immer weiter, dann beginnt sie zu jubeln: «Da ist es, da ist es! Ich hab's!»

Wir rennen.

«Da!» Stefanie zeigt uns eine blasse Herbstblume. Der erste Frost hat sie nicht zerbeißen können. Eine Glücksblume. Stefanie wird sie ihrer Mutter mitnehmen.

Jetzt bereitet Sepp seinen Wurf vor. Er hat den rechten Eistein, den echten Glücksstein, und nimmt viele Schritte. Seine Zunge erscheint zwischen den Lippen. Er wirft den Stein. Der Stein fliegt und blitzt in den Strahlen der Sonne auf.

Sepp rennt seinem Glück wie ein Jagdhund nach. Wir warten. Sein Glück muß jeder selber finden.

Sepp sucht und sucht, dann beginnt er zu jodeln. Er bückt sich, hebt etwas auf und stopft es in die Hosentasche. Er bückt sich wieder und stopft. Stefanie rennt, um an seinem Glück teilzuhaben. Wir stampfen hinterdrein.

Ein Nest mit Fasaneneiern, das ist das Glück von Sepp.

Neun Fasaneneier. Sepp steckt sie in die Hosentaschen zurück.

Sirrr! Da fliegt mein Stein unter dem blaßblauen Himmel dahin wie ein dicker Käfer. Wir hören ihn auf Blech schlagen. Oh! Mein Stein ist in die Kuhle gefallen, in die die Dorfleute ihren Haus- und Hofplunder schütten. Da liegen zerbeulte Stalleimer neben rostigen Kaffeekannen und Milchkübeln.

Mein Glücksstein hat mir kein Glück gebracht, darum gehen wir wieder zur Sandgrube zurück.

Am Rande der Grube erscheint ein verrosteter Stahlhelm. Der

Stahlhelm wackelt. Unter dem Stahlhelm schimpft es. Wir erkennen die Stimme von Kimpel-Fritz.

«Euer Glück, daß ich den Helm aufhatte, sonst wär' ich tot gewesen!» schreit Kimpel-Fritz. Er schwingt ein eisernes Rohr. Das ist sein Gewehr, damit wollte er den Wolf erschießen. Der Kimpel stolpert. Der Stahlhelm rutscht ihm aufs Kinn, und der Kimpeljäger fällt hin. Der Stahlhelm poltert. Wir lachen, und Stefanie springt aufgeregt von einem Bein aufs andere.

«Nur wegen euch», brüllt der Kimpel-Fritz. «Wo ist der Wolf? Ich werde ihn erschießen.»

Der Kimpel-Fritz will auf Murmelauge los, doch Sepp schiebt sich dazwischen. Er streicht behutsam über seine Hosentaschen. «Ich hab' Fasaneneier, Fritz.»

Fritz läßt das Rohr sinken: «Wieviel hast du?»

«Neun sind es, und mein Glücksstein hat sie mir gefunden.»

«Neun Eier? Zeig sie! Oh, da spielen wir Eierschieber[111].»

«Der Schieber, der bin ich», sagt er. Sepp soll sein Schofför sein. Stefanie und ich sind die Bauern. Nur ungern gibt uns Sepp die Eier.

«Ich bin die Polizei», sagt Murmelauge. «O ja!»

«Du bist Schandarm[112].»

«Schandarm, Schandarm — du redest wie ein Großvater. Ein Polizist, ein Volkspolizist bin ich.»

«Schandarm ist besser.» Kimpel-Fritz bindet sich sein Taschentuch um den Hals. Das soll der Stehkragen des Eierschiebers sein.

«Das weißt du gerade, ob Schandarm was besseres ist.» Murmelauge bindet sich ein Drahtseil um den Leib. Es ist das Koppel[113] des Volkspolizisten.

«Ein Schandarm hat mit sich reden lassen, sagt unser Vater, aber ein Volkspolizist sieht von hinten besser aus als von vorn.»

«Ich lass' nicht mit mir reden, wenn ich einen Schieber packe. Ich bin ein Volkspolizist.»

«Jaja! O ja!» Stefanie beginnt wieder zu hüpfen.

Murmelauge soll in einer Sandkuhle warten. Kimpel muß das Eierverschieben vorbereiten.

Murmelauge klettert, wie befohlen, in eine Kuhle. Sepp soll aufpassen, daß er den Eierhandel nicht belauscht. Der Kimpel holt seine Munitionskiste aus der Grube. Das soll das Auto sein. Er bringt auch einen alten Benzinkanister[114]. Im Kanister ist Regenwasser. Stefanie hat Steine zu einem Quadrat gelegt. Das ist unser Haus. Die Fasaneneier liegen auf dem Grase in der Speisekammer unseres Hauses. Das Auto fährt vor unser Haus.

---

[111] **Eierschieber** — Eierspekulant, Eierhändler

[112] **Schandarm** — *eigentl.* Gendarm [ʒandarm]

[113] **Koppel** — Riemen, an den der Säbel befestigt ist

[114] **Kanister** — blechernes Gefäß für Flüssigkeiten

«Zuerst muß der Bauer 'rauskommen», bestimmt Kimpel-Fritz. «Er muß nicht wissen, ob die Hühner schon legen.»

Ich bin der Bauer, also trete ich vors Haus. «Schönes Wetter heute», sagt der Eierschieber.

«Ihr habt wohl kein Benzin mehr für euren Kasten?» frage ich. «Da kann ich nicht helfen. Ich weiß nicht, ob unsre Hühner schon legen.»

«Alles Quatsch!» Kimpel-Fritz macht eine ausstreichende Handbewegung. «Was soll das — Kasten? Es ist ein prima Wagen, und er heißt Merschedes. Und daß die Hühner nicht legen, hast du erst zu sagen, wenn ich dich danach frage, bitte sehr!»

Wir spielen von Anfang an. Kimpel-Fritz kommt noch einmal aus dem Auto.

Mit vorgestrecktem Bauch watschelt Kimpel-Fritz auf mich zu.

«Das ist ein herrlicher Merschedes», sage ich. «Von den Hühnern will ich nicht reden, weil Sie mich noch nicht danach gefragt haben.»

Fritz schüttelt ärgerlich den Kopf. Gleichzeitig nimmt er einen Stein von der Erde. Er wirft ihn zornig nach Murmelauge:

«Er lauscht.»

Murmelauges Kopf verschwindet wieder in der Sandkuhle. Fritz drückt den Bauch heraus. Er beginnt vornehm zu sprechen:

«Aeh, bütte, uns üst leider das Wasser für den Kiehler etwas knapp gewochden. Könnten Sü uns verleicht hölfen?»[115]

Ich sage: «Da muß ich erst meine Alte fragen. Ich weiß nicht, ob die Pumpe schon Wasser gibt, bitte.»

Kimpel-Fritz runzelt die Stirn. Er scheint mit meiner Antwort noch nicht zufrieden zu sein: «Sü wörden[116] doch etwas Wasser im Hause haben?»

«Ziehn Sie sich's doch selber aus dem Brunnen», sagt Stefanie.

«Söhr wohl, gnädiche Frau»,[117] sagt der Eierschieber. Er winkt seinem Fahrer: «Wülhelm, bringen Sü bitte den Wasserkanister!»

Der Fahrer stellt den Kanister in der Stube ab. Stefanie spielt Frau. Sie flicht ihre Zöpfe.

«Mann, Sie haben ja noch eine Menge Wasser im Kanister, nehmen Sie doch das erst», sage ich.

Kimpel wird wieder ärgerlich: «Du hast nur zu antworten, wenn ich frage.» Er zieht zwei Stöckchen aus der Tasche. Die Stöckchen sollen Zigarren sein. Ich muß auch eine rauchen.

«Verkaufen Sü vülleich Hühner, wo die Schale noch dran

---

[115] **Aeh, bütte, uns üst leider das Wasser für den Kiehler etwas knapp gewochden. Könnten Sü uns verleicht hölfen?** — Ach, bitte, uns ist leider das Wasser für den Kühler etwas knapp geworden. Könnten Sie uns vielleicht helfen?

[116] **Sü wörden** — Sie werden

[117] **Söhr wohl, gnädiche Frau** — Sehr wohl, gnädige Frau

ist?»[118] Der Schieber bläst den gedachten Zigarrenrauch mit offenem Munde aus.

«Ich weiß noch nicht, ob wir schon Hühner haben.»

Kimpels Bauch fällt mit einem Ruck zusammen: «Mensch, bist du dämlich. Jetzt habe ich doch nach Eiern gefragt.»

«So? — Da muß ich meine Frau fragen.»

«Bütte, wo ist sü?»[119]

«Da sitzt sie doch! Sie sind auch ein Dummer.»

«Gnädiche Frau, ich verhandle am liebsten mit Ihnen. Mit Frauen läßt sich besser umgöhen.[120] Geben Sü Eier ab? Ich zahle hohe Preise, weil ich gute Verbindungen hab.»

Stefanie wirft ihre Zöpfe auf den Rücken. Sie hat sich aus einer Grasnelke einen Ring gemacht.

Sie hält die Hand mit gespreizten Fingern auf der Brust: «Was denken Sie sich! Sind Sie nicht fett genug? Wir haben Umsiedler im Dorf. Die wollen auch mal ein Ei.»

Kimpel ist auch mit Stefanie nicht zufrieden. «Das kannst du ja sagen, aber zuletzt mußt du mir die Eier doch geben, sonst kann ich euch nicht vormachen, wo ich sie verstecke, damit sie kein Gendarm findet.»

Stefanie hat eine andere Meinung von diesem Spiel: «Für Geld arbeitet niemand bei uns auf dem Felde. Wenn ich den Umsiedlern Eier für die Kinder mitgebe, kommen sie gern.»

«Sü wörden doch die Eier nicht an solche Hergelaufenen wegschenken, wo ich Ihnen hohe Preise zahle.»

Murmelauge läßt sich auch durch Steinwürfe nicht mehr schrecken. Er kommt bis zu den Hüften aus seiner Grube und zeigt auf einen Birkenstrauch. Hinter dem Birkenstrauch steht ein Mann. Der Mann verläßt sein Versteck und kommt mit langen Schritten auf uns zu. Er trägt einen Anzug aus Soldatentuch. Die Augen des Mannes lachen, aber sein Mund ist ernst. Neugierig betrachten wir den Unbekannten. Murmelauge kommt aus der Sandkuhle. Sepp verläßt seine Autokiste.

«Verkehrt, alles verkehrt gespielt», sagt der Mann vorsichtig.

Wir stoßen uns an und grinsen. Kimpel setzt sich auf den Benzinkasten: «Wieso spielen wir verkehrt?»

«Keine Eier für den Schieber, für die Umsiedler auch nicht. Alle Eier in die Sammelstelle, versteht ihr? Wie sollen sonst die Leute in der Stadt Eier bekommen?»

Dann zeigt der Mann auf mich. «Wie heißt du?» — «Das ist Tinko. Martin Kraske heißt er. Er hat noch keinen Vater, bloß Großeltern.»

---

[118] **Verkaufen Sü vülleich Hühner, wo die Schale noch dran ist?** — Verkaufen Sie vielleicht Hühner, an denen die Schale noch dran ist?

[119] **Bütte, wo ist sü?** — Bitte, wo ist sie?

[120] **umgöhen** — umgehen

Der Mann sieht mich an. Seine Augen schimmern wie grünes Flaschenglas. Er streckt mir die Hand hin.

«Tag, Tinko!»

Ich wisch' meine Hand zuvor an den Hosen ab. Seine Hand ist hart wie ein Brett, aber warm. Der Mann gibt auch den anderen die Hand.

«Kann der Tinko mit mir zu den Großeltern gehen?» fragt er.

Mir fällt ein, daß ich Kartoffelsäcke holen sollte. Wenn ich ohne Säcke nach Hause komme, wird der Großvater einen Krach mit mir machen.

«Ich geh' nicht mit», sag' ich zu dem Fremden. Ich seh' den Mann nicht an. Der Mann dreht sich um und geht davon.

Wir warten, bis er hinter den Bäumen verschwunden ist.

«Tinko, das war euer Heimkehrer», sagt Stefanie.

«Was du redest, Stefanie.»

«Auf Ehre! Drei Eide, pui, pui, pui! Er kam vorhin an, als ich zu den Sandgruben ging.»

«Dann ist es Onkel Matthes», sage ich. «Ich habe ein Bild von ihm gesehen, darauf hatte er keinen Schlips.»

«Und wenn . . . und wenn er dir was mitgebracht hat?»

«Geh mir bloß mit Heimkehrern!» Sepp klopft ein Fasanenei auf. «Sie haben selber nichts zu fressen.»

«Ganz wahr», sage ich. Ich sage es, weil ich Großvaters Schelte fürchte. «Matschkes haben einen Heimkehrer. Der hat viele Zigaretten für den Großvater mitgebracht. Dann hat er sie selber geraucht.»

«Zu uns kann kein Heimkehrer mehr kommen», sagt Stefanie. «Mein Vater ist tot. Wir haben seine Brieftasche bekommen. Da war auch eine Locke von mir drin.»

Es dunkelt. Im Wald fanden wir nichts. Ich gehe heim. In der Küche steht Großmutter und macht mir Zeichen. Ich hör' Tellergeklapper in der Stube. Die Kartoffelsäcke fallen mir ein.

«Ich war dort. Es war nur die Kimpelmummel[121] daheim.»

«Pssst!» macht die Großmutter. Sie legt den Zeigefinger quer über den Mund. «Erst mal säubern», flüstert sie. «Es ist jemand da.» Sie wischt mir mit einem nassen Lappen das Gesicht. Mit der freien Hand klopft sie an meiner Jacke herum.

«Ist Onkel Matthes gekommen, Großmutter?»

«Ganz jemand anders. — Dein Vater ist gekommen.»

«Ach, das war der?»

«Es ist ja wahr», sagt die Großmutter, «du kannst ihn nicht kennen.»

Ich gehe in die Stube. Großvater und der Fremde sitzen am Tisch und rauchen.

---

[121] **Mummel** — *hier* Muhme, Tante

«Wie sagst du denn?» Großvater nimmt mich beim Kragen und zieht mich an den Tisch.

«Laß ihn, Vater», sagt der Mann. Er will mich an sich ziehen. Er legt mir den rechten Arm um die Schultern. Der Mann duftet nach Stroh und Tabak. Er streicht mir über den Kopf. Ich aber sträube mich.

Die Großmutter steht in der Stubentür und wischt sich die Tränen. «Er muß sich erst gewöhnen, Ernst», sagt sie.

Ich setze mich aufs Sofa und zeichne mit dem Finger die Muster im Plüsch nach. Auch so fühl' ich, daß der Heimkehrer mich anschaut. Die Großmutter schiebt mir eine Schüssel Bratkartoffeln zu.

«Ich will keine Bratkartoffeln.»

«Willst du Milchsuppe, Tinko?»

«Ich will keine Milchsuppe.»

«Was willst du?»

«Ich will Eier.»

«Du sollst Eier haben.»

«Gib dem Jungen Eier», bestimmt der Großvater. «Er arbeitet wie ein Alter, er muß auch essen, was ihm schmeckt.»

Der Großvater denkt nicht mehr an die Säcke. Der Heimkehrer räuspert sich. Ich höre die Großmutter Eier in die Pfanne schlagen. Der Hunger rollt in meinem Bauch. Ich könnte die Bratkartoffeln auf einmal verschlingen. Ich werde sie nicht essen, solange mir dieser Mann dort zuschaut.

Die Eier sind fertig. Der Duft zieht in die Stube. Großmutter bringt sie mir in der Pfanne. Der Mann geht nicht vom Tisch weg.

«Solche Eier wollte ich nicht.» Ich schiebe die Pfanne zur Seite.

«Was für Eier wolltest du, Tinko?»

«Andere.»

«Gekochte?»

«Ja, gekochte.»

Der Heimkehrer beginnt auf seinem Stuhl hin und her zu rutschen. Er trommelt mit den Fingern auf der Tischplatte.

Großmutter geht seufzend in die Küche und setzt Wasser auf.

Der Heimkehrer zündet sich eine neue Zigarette an.

«Nicht wenig verwöhnt.» Der Heimkehrer weist mit der Schulter auf mich.

Dann bringt die Großmutter die gekochten Eier. Sie dampfen noch. «Ich esse überhaupt keine Eier mehr.»

«Warum nicht, Tinko?»

«Die Eier gehören in die Sammelstelle.» Ich bin neugierig, was der Heimkehrer dazu sagen wird. Er stutzt, wird blaß und läßt die Faust auf den Tisch sausen: «Oi, oi! so verzogen!»

«Laß ihn, wenn er nicht mag!» schreit ihn Großvater an. «Er wird ein bißchen aufgeregt sein.»

Großmutter beginnt den Tisch abzuräumen. Sie gibt mir heimlich ein Zeichen. Ich schleich' mich zu ihr in die Küche. Dort esse ich die Bratkartoffeln, die Eier, die gebratenen und die gekochten, hintereinander weg.

Joseph von Eichendorff

DAS ZERBROCHENE RINGLEIN

In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,
Mein' Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu versprochen,
Gab mir einen Ring dabei;
Sie hat die Treu gebrochen,
Mein Ringlein sprang entzwei.

Ich möcht als Spielmann reisen
Weit in die Welt hinaus,
Und singen meine Weisen,
Und gehn von Haus zu Haus.

Ich möcht als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör ich das Mühlrad gehen:
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still!

MÜNCHHAUSENS ABENTEUER

(Nach Gottfried August Bürger)

Ich begann meine Reise nach Rußland mitten im Winter, weil ich dachte, daß ich bei Frost und Schnee am leichtesten fortkommen werde. Ich reiste zu Pferde und war nur leicht gekleidet. Je weiter ich nach Nordost kam, desto heftiger wurde der Frost. Ich fror sehr, aber mein armes Pferd fror noch mehr als ich.

Ich setzte meine Reise trotz Frost und Schnee fort. Denn in diesem Lande lebte, wie ich gehört hatte, ein hervorragender

Chirurg, der dabei auch ein ausgezeichneter Jäger war. Da ich selbst oft auf die Jagd ging und kein schlechter Jäger war, wollte ich diesen hervorragenden Chirurgen besuchen. Ich wußte, daß er ungefähr einige Meilen von diesem Orte lebte, und so ritt ich weiter. Ich wollte bei ihm Rast machen und ausruhen.

Der Frost wurde heftiger, und es war immer schwerer, zu Pferde fortzukommen. Aber ich reiste weiter, bis Nacht und Dunkelheit mich überfielen.

Nirgends war ein Dorf zu sehen. Das ganze Land lag unter Schnee, und ich konnte den Weg nicht finden.

Müde und heftig frierend, machte ich bei einem Stock, der aus dem Schnee hervorragte, halt. Zuerst dachte ich, daß es ein kleines Bäumchen war, aber als ich näher kam, sah ich einen spitzen Stock aus dem Schnee hervorragen.

Ich stieg ab und band mein Pferd an den Stock. Ich nahm meine Pistolen unter den Arm, legte mich nicht weit davon in den Schnee und schlief bald ein.

Als ich erwachte, war es schon Tag. Es war nicht mehr dunkel. Es war ganz hell. Ich fror nicht mehr so heftig. Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich erwachte! Ich fand, daß ich mitten in einem Dorfe auf dem Kirchhof lag und mein Pferd nirgends zu sehen war. Doch hörte ich bald ein leises Wiehern. Ich blickte empor und sah, daß mein Pferd oben an die Spitze des Kirchturms gebunden war, die ich in der Dunkelheit für einen Stock gehalten hatte.

Ich sah nach rechts und erblickte einen Steg, der zu einem Garten führte. Ein anderer Steg, den ich links von dem Kirchhof erblickte, führte zu einem Haus.

Jetzt verstand ich, daß ich in der Nacht mitten in einem Dorf Rast gemacht hatte. Den Tag zuvor hatte es sehr stark geschneit, und das Dorf lag unter Schnee. Aber nachts wurde es plötzlich wärmer. Und es wurde so warm, daß der Schnee nach und nach zu schmelzen begann. Ich aber war im Schlaf, während der Schnee schmolz, ganz nach unten gesunken. Und was ich in der Dunkelheit für einen Stock oder ein Bäumchen gehalten hatte, das war die Spitze des Kirchturms gewesen. Die Spitze hatte aus dem Schnee hervorgeragt, und ich hatte mein Pferd daran gebunden. Und jetzt hing es von da herunter.

Ohne mich lange zu bedenken, nahm ich eine von meinen Pistolen, schoß nach der Spitze des Kirchturms, kam glücklich auf diese Weise wieder zu meinem Pferde und setzte meine Reise fort.

*

Einst schwammen auf einem Landsee, an welchen ich auf der Jagd geriet, einige Dutzend wilder Enten allzuweit voneinander zerstreut umher, als daß ich mehr als eine einzige auf einen Schuß

zu erlegen hoffen konnte; und zum Unglück hatte ich meinen letzten Schuß schon in der Flinte. Doch hätte ich sie gern alle gehabt, weil ich später eine ganze Menge guter Freunde und Bekannten bei mir bewirten wollte. Da dachte ich an ein Stückchen Schinkenspeck, welches von meinem mitgenommenen Mundvorrat in meiner Jagdtasche noch übriggeblieben war. Dies befestigte ich an eine recht lange Hundeleine. Nun verbarg ich mich im Schilfe am Ufer, warf meinen Speckbrocken aus und hatte das Vergnügen, zu sehen, wie die nächste Ente rasch herbeischwamm und ihn verschlang. Der ersten folgten bald alle übrigen nach, und da der glatte Brocken am Faden bald unverdaut hinten wieder herauskam, so verschlang ihn die nächste, und so immer weiter. Kurz, der Brocken machte die Reise durch alle Enten hindurch, ohne von seinem Faden loszureißen. So saßen sie denn alle daran, wie Perlen an der Schnur. Ich zog sie ans Land, schlang mir die Schnur ein halbes Dutzend mal um Schulter und Leib und ging meines Weges nach Hause zu. Da ich noch eine ziemliche Strecke davon entfernt war und mir die Last von einer solchen Menge Enten ziemlich schwer fiel, so tat es mir fast leid, so viele eingefangen zu haben. Da kam mir aber ein seltsamer Zufall zu Hilfe. Die Enten waren nämlich noch alle lebendig, fingen an mit den Flügeln zu schlagen und sich mit mir hoch in die Luft zu erheben. Nun wäre wohl guter Rat teuer gewesen. Allein ich benutzte diesen Umstand, so gut ich konnte, zu meinem Vorteil und ruderte mich mit meinen Rockschößen nach der Gegend meines Wohnortes durch die Luft. Als ich nun gerade über meiner Wohnung angelangt war, und es nötig war, ohne Schaden mich herunter zu lassen, so drückte ich einer Ente nach der anderen den Kopf ein, sank dadurch ganz sanft und allmählich gerade durch den Schornstein meines Hauses mitten auf den Küchenherd, auf welchem zum Glück noch kein Feuer angezündet war, zu nicht geringem Schreck und Erstaunen meines Koches.

*

Einst, als ich all mein Blei verschossen hatte, kam mir, ganz unerwartet, der stattlichste Hirsch von der Welt entgegen. Er blickte mir so furchtlos ins Auge, als ob er's auswendig gewußt hätte, daß mein Beutel leer war. Augenblicklich lud ich indessen meine Flinte mit Pulver und darüber eine ganze Handvoll Kirschsteine, von denen ich, so schnell sich das tun ließ, das Fleisch abgezogen hatte. Und so gab ich ihm die volle Ladung mitten auf seine Stirn zwischen das Geweih. Der Schuß betäubte ihn zwar — er taumelte — lief aber doch davon. Ein oder zwei Jahre später war ich in demselben Walde auf der Jagd; und siehe! zum Vorschein kam ein stattlicher Hirsch mit einem großen Kirschbaume, mehr denn zehn Fuß hoch, zwischen seinem Geweih. Mir fiel

gleich mein voriges Abenteuer wieder ein; ich betrachtete den Hirsch als mein Eigentum und erschoß ihn sofort, wodurch ich denn auf einmal Braten und Kirschkompott zugleich erhielt; denn der Baum hing reichlich voll Früchte, die ich in meinem ganzen Leben so delikat[122] nicht gegessen hatte.

*

So leicht ich im Springen war, so war es auch mein Pferd. Weder Graben noch Zäune hielten mich jemals ab, überall den geradesten Weg zu reiten. Einst ritt ich hinter einem Hasen her, der quer über die Straße lief. Eine Kutsche mit zwei schönen Damen fuhr diesen Weg gerade zwischen mir und dem Hasen vorbei. Mein Gaul sprang so schnell und ohne Furcht mitten durch die Kutsche hindurch, von der die Fenster aufgezogen waren, daß ich kaum Zeit hatte, meinen Hut abzuziehen und die Damen um Verzeihung zu bitten.

Ein anderes Mal wollte ich über einen Morast springen, der mir anfangs nicht so breit vorkam, als ich ihn mitten im Sprunge fand. Schwebend in der Luft wendete ich daher wieder um, um einen größeren Anlauf zu nehmen. Doch sprang ich auch zum zweiten Male noch zu kurz und fiel nicht weit vom anderen Ufer bis an den Hals in den Morast. Hier hätte ich zweifellos umkommen müssen, wenn nicht die Stärke meines eigenen Armes mich an meinem eigenen Haarzopfe, samt dem Pferde, welches ich fest zwischen meine Knie schloß, wieder herausgezogen hätte.

*

Trotz aller meiner Tapferkeit und Klugheit, trotz meiner und meines Pferdes Schnelligkeit, Gewandtheit und Stärke ging's mir in dem Türkenkriege doch nicht immer nach Wunsch. Ich hatte sogar das Unglück, Kriegsgefangener zu werden. Ja, was noch schlimmer war, aber doch immer unter den Türken gewöhnlich ist, ich wurde zum Sklaven verkauft. In diesem Stande war mein Tagewerk nicht so hart und sauer als vielmehr seltsam und verdrießlich. Ich mußte nämlich des Sultans Bienen alle Morgen auf die Weide bringen, sie dort den ganzen Tag lang hüten und dann gegen Abend wieder zurück in ihre Stöcke treiben. Eines Abends vermißte ich eine Biene, sah aber sogleich, daß zwei Bären sie angefallen hatten und ihres Honigs wegen zerreißen wollten. Da ich nun keine andere Waffe in Händen hatte als die silberne Axt,

---

[122] **delikat** — wohlschmeckend

welche das Kennzeichen der Gärtner und Landarbeiter des Sultans ist, so warf ich diese nach den beiden Räubern, bloß in der Absicht, sie damit wegzuscheuchen. Die arme Biene erhielt dadurch auch wirklich ihre Freiheit; aber durch einen unglücklichen, allzustarken Schwung meines Armes flog die Axt in die Höhe und hörte nicht auf zu steigen, bis sie auf dem Monde niederfiel. Wie sollte ich sie nun wiederkriegen? Mit welcher Leiter auf Erden sie herunterholen? Da fiel mir ein, daß die türkischen Bohnen sehr schnell und zu einer ganz erstaunlichen Höhe emporwüchsen. Sofort pflanzte ich also eine solche Bohne, welche wirklich emporwuchs und sich an eins von des Mondes Hörnern von selbst anrankte. Nun kletterte ich nach dem Monde empor, wo ich auch glücklich ankam. Es war ein ziemlich schweres Stückchen Arbeit, meine silberne Axt an einem Orte wieder zu finden, wo alle anderen Dinge gleichfalls wie Silber glänzten. Endlich aber fand ich sie doch. Nun wollte ich wieder zurückkehren, aber ach! die Sonnenhitze hatte indessen meine Bohne ausgetrocknet, so daß daran nicht wieder herabzusteigen war. Was war nun zu tun? — Ich flocht mir einen Strick von Häckerling[123], so lang ich ihn nur immer machen konnte. Diesen befestigte ich an eins von des Mondes Hörnern und ließ mich daran herunter. Mit der rechten Hand hielt ich mich fest, und in der linken hielt ich meine Axt. Sowie ich nun eine Strecke hinuntergeglitten war, so hieb ich immer das überflüssige Stück über mir ab, und knüpfte dasselbe unten wieder an, wodurch ich denn ziemlich weit herunter gelangte. Dieses wiederholte Abhauen und Anknüpfen machte nun freilich den Strick ebensowenig besser, als es mich völlig hinab auf des Sultans Landgut brachte. Ich mochte wohl noch ein paar Meilen weit droben in den Wolken sein, als mein Strick auf einmal zerriß und ich mit solcher Heftigkeit herab auf den Erdboden fiel, daß ich ganz betäubt davon wurde. Durch die Schwere meines Körpers fiel ich ein Loch in die Erde hinein. Ich erholte mich zwar endlich wieder, wußte aber nun nicht, wie ich wieder herauskommen sollte. Aber was tut nicht die Not? Ich grub mir mit meinen Nägeln eine Art von Treppe und kam so glücklich heraus.

Durch diese Erfahrung klüger gemacht, fing ich es jetzt besser an, die Bären loszuwerden. Ich bestrich die Deichsel eines Ackerwagens mit Honig und legte mich nicht weit davon des Nachts hin. Was ich hoffte, das geschah. Ein großer Bär, herbeigelockt durch den Duft des Honigs, kam und fing vorn an der Spitze der Stange so begierig an zu lecken, daß er sich die ganze Stange durch Maul, Magen und Bauch bis hinten wieder hinausleckte. Dann lief ich hinzu, steckte vorn durch das Loch der Deichsel einen langen Pflock und ließ ihn sitzen bis an den anderen Morgen. Über dies

---

[123] **Häckerling** — Pflanze, Gewächs

Stückchen wollte sich der Großsultan, der vorbeispazierte, fast totlachen.

*

Nicht lange darauf machten die Russen mit den Türken Frieden, und ich wurde zusammen mit anderen Kriegsgefangenen wieder nach St. Petersburg ausgeliefert. Ich nahm aber nun meinen Abschied[124] und verließ Rußland. Es herrschte damals über ganz Europa ein so außerordentlich strenger Winter, daß die Sonne eine Art von Frostschaden erlitten haben mußte, woran sie seit der ganzen Zeit her bis auf den heutigen Tag leidet. Ich hatte daher auf der Rückreise in mein Vaterland weit mehr Schwierigkeiten als ich auf meiner Hinreise nach Rußland gehabt hatte.

Ich mußte mit der Post reisen. Als wir an einen engen Weg zwischen hohen Dornhecken kamen, so erinnerte ich den Postillon, mit seinem Horne ein Zeichen zu geben, damit wir auf diesem engen Wege nicht etwa gegen ein anderes entgegenkommendes Fuhrwerk stoßen würden. Mein Postillon blies aus Leibeskräften in das Horn, aber alle seine Bemühungen waren umsonst. Nicht ein einziger Ton kam heraus, was ganz unerklärlich war. Bald kam auch eine andere Kutsche auf uns zu, an der man nicht vorbei kam. Da sprang ich aus meinem Wagen und spannte zuerst die Pferde aus. Dann nahm ich den Wagen mit den vier Rädern und allen Packen auf meine Schultern, und sprang damit über Ufer und Hecke, ungefähr neun Fuß hoch, was eben keine Kleinigkeit war, auf das Feld hinüber. Durch einen Rücksprung gelangte ich — die fremde Kutsche war vorüber — wieder auf den Weg. Darauf eilte ich zurück zu unseren Pferden, nahm unter jeden Arm eins, und holte sie auf die vorige Art, nämlich durch einen zweimaligen Sprung hinüber und herüber, auch herbei, ließ wieder anspannen und kam glücklich am Ende der Station bei der Herberge an. In der Herberge erholten wir uns wieder von unserem Abenteuer. Der Postillon hängte sein Horn an einen Nagel beim Küchenfeuer, und ich setzte mich ihm gegenüber.

Nun hört, was geschah! Auf einmal ging's: Tereng! Tereng! teng! teng! Wir machten große Augen und fanden nun auf einmal die Ursache, warum der Postillon sein Horn nicht hatte blasen können. Die Töne waren in dem Horne festgefroren und kamen nun, so wie sie nach und nach auftauten, hell und klar, zu nicht geringer Ehre des Fuhrmanns heraus. Denn der Postillon unterhielt uns nun eine ganze Zeitlang mit den herrlichsten Melodien, ohne den Mund an das Horn zu bringen. Da hörten wir den preußischen Marsch zusammen mit noch vielen anderen Stückchen, auch sogar das Abendlied: Nun ruhen alle Wälder. — Mit diesem letzten endete meine russische Reisegeschichte.

---

[124] **den Abschied nehmen** — den Arbeitsposten verlassen

Willi Bredel

DER GASMANN

Der Dentist[125] Andreas Brenning erwartete wichtigen Besuch. Seine Assistentin und die Haushälterin hatte er fortgeschickt; er war allein in der Wohnung. Ungeduldig blickte er hinter den Gardinen auf die Straße. Da sah er zwei Männer mit schnellen Schritten über die Straße kommen. Bestimmt Gestapobeamte. Brenning überlegte. Was ihm bevorstand, das wußte er gut. Er hatte wenig zu verlieren, aber alles zu gewinnen.

Als die beiden Gestapomänner den zweiten Stock erreicht hatten, stand vor der Haustür des Dentisten ein Mann, der, den Hut ein wenig in den Nacken geschoben, seelenruhig im Stehen auf einen Schreibblock schrieb. Von den Ankommenden nahm er überhaupt keine Notiz[126]. Erst als er angesprochen wurde, hob er den Kopf.

«Was machen Sie hier?»

«Ich stehe hier vergebens, wie Sie sehen. Ich sage Ihnen, ein Kunststück, von diesen Doktorsleuten heutzutage Geld zu kassieren.»

Einer der Gestapobeamten trat dicht an den Mann heran und blickte über die Schulter auf das, was er geschrieben hatte. Er las: «Herr Doktor Brenning! Das zweitemal komme ich vergebens. Ich bitte Sie, uns schriftlich mitzuteilen, wann ...»

«Wer sind Sie?»

«Wieso? Warum wollen Sie das wissen?»

«Geheime Staatspolizei!»

«Hui! Hat der saubere Herr Doktor was ausgefressen?»

«Wer Sie sind, haben wir gefragt!»

«Schimecke, Hans Schimecke, bitte sehr, Angestellter der Städtischen Gas- und Wasserwerke. Doktor Brenning ist schon zwei Monate im Zahlungsrückstand. Bei solchen Kunden läuft man sich mehr Schuhsohlen ab, als ...»

Der Gestapobeamte winkte ab. «Hören Sie, der ist überhaupt kein Doktor.»

«Nicht? Na, die hören's aber ganz gern.»

Zu seinem Kollegen sagte der Gestapomann: «Entwischt! Ich bleibe! Hole Leute, damit wir die Wohnung durchsuchen können.»

Der Gasmann fragte: «Und ich? Von wem kriege ich nun mein Geld?»

«Geld? Das Geld kann in den Schornstein geschrieben werden, dieser Kunde ist ein gefährlicher Staatsverbrecher!»

«Ist ja allerhand! Nun schön, das werde ich der Direktion mitteilen. Mahlzeit!»

Brenning ging langsam die Treppe hinunter auf die Straße.

[125] **Dentist** — Zahnarzt

[126] **keine Notiz nehmen** — nicht beachten

Bernhard Kellermann

SÄNG

(Gekürzt)

Im Industal, nahe der tibetanischen Grenze, sah ich die wildesten Hunde, denen ich je in meinem Leben begegnete. Es waren Tibeter, schwarzen Bären ähnlich, der Kopf breit, die kleinen, bösen Augen dicht zusammengerückt, die Schnauze spitz. Liefen sie frei, so hatte man nicht das geringste Verlangen, vom Pferd zu steigen, ehe der Besitzer die Hunde gebändigt hatte. Waren sie festgemacht, so war es nötig, recht genau den Radius der Kette zu beachten und den Daumen zu drücken, daß die Kette nicht riß. Es waren eigentlich keine Hunde mehr, sondern richtige Teufel.

Einem derartigen Satan begegnete ich eines Tages ganz plötzlich in einer der Gassen von Leh. Es war die Gasse der Fleischhauer, drei, vier Schlächterläden nebeneinander mit Schaf- und Ziegenfleisch, die mit Fliegen bedeckt sind. Von den Abfällen dieser Gasse leben die herrenlosen Hunde. Hier also begegnete ich zuerst meinem Satan, an den ich noch heute mit Schmerz denke, wie an einen Freund, den ich in weiter Ferne gelassen habe und nie wiedersehen werde.

Er knurrte mich böse an wie ein Raubtier, und zwar so wild und drohend, daß ich unwillkürlich einen Schritt zurücktrat und mich nach einem Stein oder Stock umsah. Seine Augen sprühten grüne, wütende Funken. Diese Augen standen nahe beisammen, ganz wie bei den tibetanischen Hunden, die Bären ähnlich sehen, aber sie waren nicht klein und dunkel, sondern groß und hell wie die eines Wolfes. Im übrigen sah er aus wie ein echter Tibeter, wenn auch sein wolliger Pelz nicht völlig schwarz war, sondern dunkelbraun. Bären, Tiger, Wölfe, alle Tiere der wilden Berge schienen ihr Blut gemischt zu haben, und das Resultat war dieser Hund, der die Größe eines Kalbes besaß. Man nannte ihn «Säng», das heißt auf tibetisch: Tiger. Er war eine wahre Bestie[127], aber von unbeschreiblicher wilder Schönheit. Niemals habe ich mich auf den ersten Blick so in ein Tier verliebt.

Säng lag geduckt wie ein Tiger vor dem Sprung, die Schulterblätter stachen kantig durch den dicken Pelz, die Haare auf seinem dicken Nacken sträubten sich, und zwar jedes einzeln. Aber er sprang nicht. Er konnte nicht springen, denn Säng war ein unglücklicher Krüppel. Sein rechter Vorderfuß war in einem Kampf mit den Wölfen gebrochen. Er war ein ehemaliger Karawanenhund, der noch vor kurzem die Karawanen aus Jarkent begleitet hatte, bis ihn sein Unglück zu dieser unwürdigen Gesellschaft mit

---

[127] **Bestie** — wildes Tier

den Hunden von Leh degradierte. Nun begriff ich seine große Wut, die nichts war als ein Protest gegen das Schicksal, das ihn so fürchterlich tief demütigte.

Säng verstand Turkestanisch und Tibetisch sehr wohl, aber ich versuchte es immerhin, mich mit ihm in deutscher Sprache zu unterhalten. Ich erklärte ihm, daß ich sein Unglück zu würdigen wisse. Seine Tapferkeit sei zweifellos sehr groß. Ich drückte ihm meine Hochachtung und mein Bedauern aus. Und Säng verstand. Er lauschte gierig, ganz wie die Neugierigen lauschten, die sich angesammelt hatten und darüber staunten, daß es ein Europäer nicht unter seiner Würde fand, mit einem ehemaligen Karawanenhund zu sprechen. Vielleicht verstand ich überhaupt die Hundesprache? Jedenfalls, wir, Säng und ich, verstanden uns sehr gut! Das böse Feuer in Sängs Augen erlosch. Als ich mich ihm aber nähern wollte, drängten mich die Neugierigen erschrocken zurück. Säng werde mich augenblicklich in Stücke reißen!

Die Fleischerläden waren zu dieser Tagesstunde geschlossen, aber neben den Schlächtern lebten die Bäcker. Also kaufte ich einige Brote für Säng und lockte ihn damit. Er kroch mißtrauisch und ungläubig heran. Dann aber fraß er mit dankbarem Blick und sah mich aufmerksam mit blanken Augen an. Er begriff sehr wohl, daß meine Handlungsweise etwas ganz und gar Außergewöhnliches bedeutete und in seinem Leben eine neue Epoche begonnen hatte. Gedemütigt und vom Schicksal auf die Straße getrieben, hatte ihn ein Mensch zum ersten Male wieder beachtet.

Da mich der Weg fast täglich durch den Basar[128] führte, so sah ich Säng häufig, manchmal sogar zweimal am Tage. Er erhielt seine Brote oder Knochen, die ich ihm aus dem Bungalow[129] mitbrachte. Zuweilen schlief er im Schatten eines Hauses, das Gesicht selbst im Schlaf zuckend von den Schmerzen des kranken Fußes. Sobald er mich aber kommen hörte, erwachte er augenblicklich. Er kannte meinen Schritt. Schließlich einigten wir uns auf einen kleinen, scharfen Pfiff, und es dauerte stets nur wenige Sekunden, bis Säng auftauchte. Er drückte mir seine Dankbarkeit aus, indem er mit prüfenden Augen vor mir stehenblieb und ganz leicht den buschigen Schwanz hin und her schwang. Manchmal auch, anfangs etwas zögernd und unsicher, begleitete er mich ein Stückchen. Alle staunten über unsere merkwürdige Freundschaft. Die Kaufleute, die in ihren Läden hockten und Sängs wachsende Vertraulichkeit beobachteten, glaubten, daß ich ganz besondere Kräfte besäße, denn Säng war bisher immer feindselig gewesen. Auf diese Weise wurde ich in den Augen der Einwohner Lehs zu einer Art Sadhu[130].

---

[128] **Basar** — orientalischer Warenmarkt, Verkaufsstelle
[129] **Bungalow [bungalo:]** — leichtes einstöckiges Landhaus
[130] **Sadhu [sadu:]** — der Fromme

Eines Tages nun ereignete sich etwas wirklich Außergewöhnliches: Mein Freund erschien plötzlich am Tor des Bungalows. Er war mir, ohne daß ich es beobachtete, gefolgt und mit dem verwundeten Fuß den steilen Weg hinaufgehumpelt. Die Heilung seines Fußes machte übrigens in letzter Zeit große Fortschritte. Zuweilen machte Säng schon den Versuch, mit der kranken Pfote den Boden zu berühren. Als sein breiter Schädel im Hof des Bungalows auftauchte, entstand die größte Aufregung unter meinen Dienern.

«Sahib[131], Säng ist gekommen!» Ich begrüßte Säng erfreut und lud ihn ein, einzutreten. Das wollte er aber nicht. Irgend etwas in seiner Erinnerung sträubte sich gegen den Gedanken, einen geschlossenen Hof zu betreten. Einige Leckerbissen wurden vom Koch herbeigeschafft, und Säng wurde bewirtet. Seine Visite dauerte ziemlich lange, denn schließlich hatte er ja Zeit. Ich wagte bei dieser Gelegenheit zum ersten Male, Säng zu berühren. Als ich meine Hand seinem Kopf näherte, schielte er unbehaglich und beunruhigt. Er knurrte, kräuselte die Nase und atmete erregt. Er wollte mich warnen, denn schließlich wußte er selbst nicht, was geschehen würde. Aber als ich ihm gut zuredete, begann er mit dem Schwanz auf den Boden zu schlagen, und nun war es geschehen. Eine Menschenhand hatte ihn nach langer, langer Zeit wieder berührt! Anfangs war er unruhig, er konnte es nicht verstehen. Er brummte, um seine Behaglichkeit und seinen Dank auszudrücken. Dazwischen ging sein Brummen in ein grollendes Knurren über, denn schließlich hatte ja alles seine Grenzen. Eine halbe Stunde hockte er noch vor der Tür des Bungalows, nachdem ich gegangen war, und niemand wagte, in den Hof hereinzukommen oder hinauszugehen. Dann humpelte er langsam davon. Vielleicht, dachte ich, war er in seiner Jugend einmal im Lager eines Europäers gewesen, irgendeines Reisenden oder Jägers, und seine Zuneigung zu mir kam von dieser Erinnerung.

Säng besuchte mich einige Male. Schließlich wagte er sich bis an die Veranda des Bungalows heran. Meine Diener aber wichen ihm immer noch aus.

Endlich aber mußte ich Abschied nehmen von dem gastfreundlichen Leh. Es fiel mir nicht leicht,von meinen Freunden zu scheiden, aber ich muß offen sagen, daß es mir am schwersten wurde, mich von Säng zu trennen. Als ich im Hof des Bungalows in den Sattel stieg, beschloß ich, mich von Säng französisch zu empfehlen[132], um ihm, und besonders mir, den Abschied zu ersparen. Das war sicherlich das richtigste. Wenn er mich im Bungalow suchen sollte, so war ich einfach fort, und er wußte recht gut, daß die

---

[131] **Sahib** — Titel für Europäer im Orient, *eigentl.* Herr

[132] **sich französisch empfehlen** — sich ohne Abschied entfernen

Karawanen kommen und gehen. Ich ritt also mit Absicht nicht durch die Gasse der Schlächter, wo mein Freund sich meistens aufhielt, sondern über die große Straße.

Es war früh am Tag, die Straße noch ziemlich verlassen von Menschen und Tieren, alles schien gut zu gehen. Plötzlich aber entdeckte ich Säng! Er schlief neben einer Schar von Hunden aller Mischungen, das lahme Bein steif von sich gestreckt. Ich war erfreut und erregt, ihn noch einmal zu sehen. Hoffentlich kam ich vorüber, ohne daß er mich bemerkte. Die Hufe der Pferde aber trappelten und natürlich erwachte er. Als ich mich im Sattel umdrehte, bemerkte ich, wie er den Kopf mit einem Ruck in die Höhe warf. Plötzlich schien er mein Pferd zu erkennen, denn er erhob sich, so schnell es ihm sein kranker Fuß erlaubte, auf die Hinterfüße und begann zu schauen. Ich aber tat, als sähe ich ihn nicht. Das war gewiß treulos und verräterisch, ich weiß es, ich schäme mich heute noch, aber es schien mir in diesem Augenblick die beste Lösung. Weshalb sollte ich Säng unnütz Schmerz bereiten? Schließlich hatte ich natürlich auch noch andere Dinge im Kopf, nicht nur Säng. Ich ritt also weiter, durch das Stadttor von Leh hindurch, und mein Pferd kletterte vorsichtig den steilen Pfad zur Steinwüste hinab. Sobald man den Rand der Steinwüste erreicht hat, beginnt die Reise.

Am Rande der Wüste angelangt, wandte ich noch einmal das Pferd, um einen letzten Blick auf die Stadt zu werfen. Wie erstaunt aber war ich, als oben auf dem steinigen Pfad Säng auftauchte. Er stand und blickte zu mir herunter, ohne sich zu regen. Nun war es natürlich ganz und gar unmöglich, ohne Abschied von ihm zu gehen. Die Sehnsucht packte mich, noch einmal in seine klaren, wilden Augen zu sehen und mit ihm zu reden. Ich pfiff den gewohnten Pfiff und ritt den steilen Pfad wieder in die Höhe. Mühsam kam Säng mir entgegen. Er humpelte und kletterte von Fels zu Fels, so schnell es eben ging, und schließlich war er bei mir und sah mit fragenden Augen zu mir empor, während er aufgeregt mit dem Schwanz wedelte.

Er begann sofort laut zu bellen, als ich mit ihm sprach, und ich verstand recht gut, was er sagen wollte. Er klagte mich des Verrats und der Treulosigkeit an, er wußte ja alles. Dutzendemal hatte er mich durch die Straße reiten sehen und gewußt, daß ich wiederkommen würde. Heute aber, da die Pferde die schweren Lasten trugen, wußte er, daß der Marsch dauern würde, bis die Sonne sank, und wo war ich dann? Und am nächsten Tage wurden wieder die Pferde beladen, und weiter ging es. Nein, nein! Niemals würde ich zurückkehren, niemals, niemals. Der Schmerz saß in dicken Runzeln auf seiner Stirn. Hatte ich denn kein Erbarmen? War meine Freundschaft nichts als Lüge gewesen? Er wollte mitkommen, natürlich, mitkommen wollte er. Ja, ja! Er wollte mich begleiten, wohin es ging, und mein Zelt bewachen. Das wollte er.

Die Sehnsucht leuchtete aus seinen Augen, die Sehnsucht nach der Karawane, nach dem Geruch der Pferde und dem Lärm des Lagers. Mitkommen, ja, ja! Es würde schon gehen, auch wenn er zur Zeit etwas humpelte.

So sei vernünftig, Säng, höre mich doch! Immer lauter bellte Säng, sein Schwanz wedelte hin und her. Nein, nein, er wollte nicht hören.

So höre doch, Säng, höre mich an. Was verstehst du von der Welt. Hier in den Bergen geht es natürlich, aber diese Länder hier mit ihren Gesetzen — was weißt du davon?

Es ist besser für dich und für mich, ich habe es lange überlegt, glaube mir, sonst hätte ich dich ja mitgenommen, auf mein Pferd, Säng, das schwöre ich dir!

Säng hing an meinen Lippen. Er wedelte ruhiger. Irgend etwas wie eine Hoffnung flackerte in seinen Augen. Oh, er verstand mich nicht, das Unglück wollte es, daß wir uns nicht verstehen konnten. Es gab keinen Dolmetscher zwischen uns, und so konnte Säng mich nicht begreifen.

Aber als ich mich zu ihm nochmals tief herabbeugte und dabei mein Pferd wandte, begriff er. Es war vorbei mit seiner Hoffnung! Eine Weile blieb er ohne jede Bewegung. Dann fing er an, hinter mir her zu humpeln. Ich trieb mein Pferd an, um die Karawane einzuholen. Säng blieb rasch zurück.

Dann aber begann er hinter mir her zu bellen, heiser und furchtbar. Ich sah, wie das Bellen seinen mächtigen Körper schüttelte. Seine furchtbare Enttäuschung, seinen Schmerz, seine Verzweiflung bellte er in die steinige Wüste hinaus, seine Anklage, seine Vorwürfe. Meine Freundschaft war ihm Trost und Freude gewesen, und nun mußte er zurückbleiben, allein, ohne jede Hoffnung. Nein, nein, kehre zurück! Der Schmerz zerriß seine tapfere Seele.

Ich hörte ihn noch lange bellen. So wenig Säng mich verstehen konnte, so gut verstand ich ihn. Ich habe keines seiner Worte vergessen, die er mir durch die Wüste nachrief.

Mein Freund, der Schulmeister von Leh, begleitete mich. Viele Wochen später erhielt ich einen Brief von ihm. Er hätte Säng auf dem Heimweg angetroffen, drei Stunden von Leh entfernt. Säng war mir also gefolgt. Wie lange humpelte er wohl den steinigen Weg entlang, bis er die Hoffnung verlor und umkehrte?

Johann Wolfgang Goethe

ERLKÖNIG

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? —
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht,
Den Erlenkönig mit Kron und Schweif? —
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. —

«Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel ich mit dir;
Manch bunte Blumen sind an dem Strand,
Meine Mutter hat manch gülden Gewand[133].» —

Mein Vater, mein Vater, und hörest[134] du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind!
In dürren Blättern säuselt der Wind. —

«Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön[135];
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn[136],
Und wiegen und tanzen und singen dich ein.» —

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh es genau:
Es scheinen die alten Weiden so grau. —

«Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
Und bist du nicht willig [137], so brauch ich Gewalt.» —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids getan![138] —

Den Vater grauset's[139], er reitet geschwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Not;
In seinen Armen das Kind war tot.

---

[133] **gülden Gewand** — goldenes Kleid
[134] **hörest** — *eigentl.* hörst
[135] **warten schön** — *hier* gut bedienen
[136] **Reihn** — Reigen
[137] **willig sein** — einverstanden sein, nachgeben
[138] **ein Leids getan** — (einen) Schaden zugefügt, verletzt
[139] **grausen** — unheimlich sein

Wilhelm Hauff

DER JUNGE ENGLÄNDER

Im südlichen Teile von Deutschland liegt das Städtchen Grünwiesel, wo ich geboren und erzogen bin. Es ist ein Städtchen, wie sie alle sind. In der Mitte ein kleiner Marktplatz mit einem Brunnen, an der Seite ein kleines, altes Rathaus. Alles kennt sich, und wenn der Oberpfarrer oder der Bürgermeister, oder der Arzt eine Speise mehr auf dem Tisch hat, so weiß es gleich nach dem Mittagessen die ganze Stadt. Nachmittags besuchen sich dann die Frauen, unterhalten sich bei starkem Kaffee und süßem Kuchen über dieses große Ereignis, und der Schluß ist, daß der Oberpfarrer wahrscheinlich in der Lotterie gewonnen habe, oder daß der Doktor vom Apotheker einige Goldstücke bekommen habe, um recht teure Rezepte zu verschreiben.

Ihr könnt euch daher denken, wie unangenehm es für eine solche Stadt wie Grünwiesel sein mußte, als ein Mann dorthin zog, von dem niemand wußte, woher er kam, was er wollte, wovon er lebte. Der Bürgermeister hatte seinen Paß untersucht und in einer Kaffeegesellschaft bei Doktors gesagt, der Paß sei zwar ganz richtig visiert[140] von Berlin bis Grünwiesel, aber es stecke doch was dahinter, denn der Mann sehe etwas verdächtig aus. Der fremde Mann mietete sich für einige Goldstücke ein ganzes Haus, das bisher leer gestanden, ließ einen ganzen Wagen voll sonderbarer Sachen wie Öfen, Kunstherde, große Tiegel und dergleichen, hineinschaffen und lebte von da an ganz für sich allein. Ja, er kochte sich sogar selbst, und es kam keine menschliche Seele in sein Haus, als ein alter Mann aus Grünwiesel, der ihm seine Einkäufe in Brot, Fleisch und Gemüse besorgen mußte. Doch auch dieser durfte nur in den Flur des Hauses kommen, und dort nahm der fremde Mann das Gekaufte in Empfang.

Ich war ein Knabe von zehn Jahren, als der Mann in meine Vaterstadt einzog, und ich kann mir noch heute, als wäre es gestern geschehen, die Unruhe denken, die dieser Mann im Städtchen verursachte. Er kam nachmittags nicht wie andere Männer auf die Kegelbahn, er kam abends nicht ins Wirtshaus, um wie die übrigen bei einer Pfeife Tabak über die Zeitung zu sprechen. Umsonst lud ihn nach der Reihe der Bürgermeister, der Friedensrichter, der Doktor und der Oberpfarrer zum Essen oder Kaffee ein, er ließ sich immer entschuldigen. Daher hielten ihn einige für verrückt, andere für einen Juden, eine dritte Partei behauptete, er sei ein Zauberer oder Hexenmeister. Ich wurde achtzehn, zwanzig Jahre alt, und noch immer hieß der Mann in der Stadt der fremde Herr.

---

[140] **visieren** — beglaubigen

Eines Tages aber kamen Leute mit fremden Tieren in die Stadt. Diese Leute durchziehen gewöhnlich die Stadt, halten an den Kreuzstraßen und Plätzen, machen mit einer Trommel und einer Pfeife greuliche Musik, lassen ihre Truppe tanzen und springen und sammeln dann in den Häusern Geld ein. Die Truppe aber, die sich diesmal in Grünwiesel sehen ließ, besaß einen großen Orang-Utan, der beinahe Menschengröße hatte, auf zwei Beinen ging und allerlei Künste zu machen verstand. Diese Hunds- und Affenkomödie kam auch vor das Haus des fremden Herrn. Er erschien, als die Trommel und Pfeife ertönte, am Anfang ganz ärgerlich hinter den dunklen Fenstern. Bald aber wurde er freundlicher, schaute zum Fenster heraus und lachte herzlich über die Künste des Orang-Utans. Ja, er gab für den Spaß ein so großes Silberstück, daß die ganze Stadt davon sprach.

Am andern Morgen zog die Tierbande weiter. Das Kamel mußte viele Körbe tragen, in welchen die Hunde und Affen ganz bequem saßen, die Tiertreiber aber und der große Affe gingen hinter dem Kamel. Kaum aber waren sie einige Stunden zum Tore hinaus, so verlangte der fremde Herr zur großen Verwunderung des Postmeisters einen Wagen und Extrapost[141] und fuhr zu demselben Tore hinaus. Das ganze Städtchen ärgerte sich, daß man nicht erfahren konnte, wohin er gereist sei.

Es war schon Nacht, als der fremde Herr wieder im Wagen vor dem Tore ankam. Es saß aber noch eine Person im Wagen, die den Hut tief ins Gesicht gedrückt und um Mund und Ohren ein seidenes Tuch gebunden hatte. Der Torwächter hielt es für seine Pflicht, den andern Fremden anzureden und um seinen Paß zu bitten; er antwortete aber sehr grob, indem er in einer ganz unverständlichen Sprache brummte.

«Es ist mein Neffe», sagte der fremde Mann freundlich zum Torwächter, indem er ihm einige Silbermünzen in die Hand drückte; «es ist mein Neffe und versteht noch wenig Deutsch. Er hat eben in seiner Mundart ein wenig geflucht, daß wir hier aufgehalten werden.»

«Ei, wenn es ihr Neffe ist», antwortete der Torwächter, «so kann er wohl ohne Paß hereinkommen. Er wird wohl ohne Zweifel bei Ihnen wohnen?»

«Allerdings», sagte der Fremde, «und wird wahrscheinlich eine längere Zeit hier bleiben.»

Der Torwächter sagte weiter nichts mehr, und der fremde Herr und sein Neffe fuhren ins Städtchen. Der Bürgermeister und die ganze Stadt waren übrigens nicht sehr zufrieden mit dem Torwächter. Er hätte doch wenigstens einige Worte von der Sprache des Neffen sich merken sollen. Dann hätte man leicht erfahren, was für ein Landeskind er und der Onkel wären. Der Torwächter

---

[141] **Extrapost** — Sonderpost (ein Postwagen außer der Reihe)

versicherte aber, daß es weder Französisch noch Italienisch sei, wohl aber habe der junge Herr «Goddam»[142] gesagt. So half der Torwächter sich selbst aus der Not und dem jungen Manne zu einem Namen. Denn man sprach jetzt nur von dem jungen Engländer im Städtchen.

Aber auch der junge Engländer wurde nicht sichtbar, weder auf der Kegelbahn noch im Bierkeller; wohl aber gab er den Leuten auf andere Weise viel zu schaffen. — Es begab sich[143] nämlich oft, daß in dem sonst so stillen Hause des Fremden ein schreckliches Geschrei und ein Lärm anfing, daß die Leute vor dem Hause stehenblieben und hinaufsahen. Man sah den jungen Engländer mit einem roten Frack und grünen Hosen, mit struppigem Haar und schrecklichem Gesicht unglaublich schnell an den Fenstern hin und her und durch alle Zimmer laufen; der alte Fremde lief ihm in einem roten Schlafrock, eine Peitsche in der Hand, nach und einigemal kam es der Menge auf der Straße vor, als müsse er den Jungen erreicht haben, denn man hörte klägliche Angsttöne und klatschende Peitschenhiebe. An dieser grausamen Behandlung des fremden jungen Mannes nahmen die Frauen des Städtchens so lebhaft Anteil, daß sie endlich den Bürgermeister baten, ihnen zu helfen. Er schrieb dem fremden Herrn einen Brief, in dem er ihm die schlechte Behandlung seines Neffen vorwarf und ihm drohte, den jungen Mann unter seinen besonderen Schutz zu nehmen.

Wer war aber mehr erstaunt, als der Bürgermeister, wie er den Fremden selbst zum erstenmal seit zehn Jahren bei sich eintreten sah. Der alte Herr entschuldigte sein Handeln mit dem besonderen Auftrag der Eltern des Jünglings, die ihn ihm zu erziehen gegeben; er sei sonst ein kluger Junge, aber die Sprachen erlerne er sehr schwer; er wünschte sehr, seinem Neffen das Deutsche recht gut beizubringen, um ihn später in die Gesellschaft von Grünwiesel einzuführen, und dennoch lerne er die Sprache so schwer, daß man oft nichts Besseres tun könne, als ihn durchpeitschen. Der Bürgermeister war durch diese Mitteilung völlig befriedigt und erzählte abends im Bierkeller, daß er selten einen so höflichen Mann gefunden, als den Fremden. «Es ist nur schade», setzte er hinzu, «daß er so wenig in Gesellschaft kommt; doch ich denke, wenn der Neffe nur erst ein wenig Deutsch spricht, besucht er unsere Gesellschaften öfter.»

Durch diesen einzigen Vorfall war die Meinung des Städtchens völlig verändert. Man hielt ihn für einen gebildeten Mann, sehnte sich nach seiner näheren Bekanntschaft und fand es ganz in Ordnung, wenn in seinem Hause ein gräßliches Geschrei begann. «Er gibt dem Neffen Unterricht in der deutschen Sprache», sagten die Grünwieseler und blieben nicht mehr stehen.

---

[142] **Goddam** — englischer Fluch
[143] **sich begeben** — geschehen

Nach einem Vierteljahr ungefähr schien der Unterricht im Deutschen beendigt, denn der Alte ging jetzt um eine Stufe weiter vor. Es lebte ein alter Franzose in der Stadt, der den jungen Leuten Unterricht im Tanzen gab, diesen ließ der Fremde zu sich rufen und sagte ihm, daß er seinen Neffen im Tanzen unterrichten lassen wollte. Er sagte ihm, daß derselbe zwar sehr gelehrig, aber etwas eigensinnig sei. Er versprach übrigens einen Taler für die Stunde, und der Tanzmeister war mit Vergnügen bereit, den Unterricht des eigensinnigen Schülers zu übernehmen.

Es gab, wie der Franzose versicherte, auf der Welt nichts so Sonderbares als diese Tanzstunden. Der Neffe, ein ziemlich großer, schlanker, junger Mann, der nur etwas sehr kurze Beine hatte, erschien in einem roten Frack, schön frisiert, in grünen weiten Hosen und Handschuhen. Er sprach wenig und mit fremdem Akzent[144], war von Anfang an ziemlich artig und fleißig. Wollte der Lehrer ihn aber zurechtweisen, so zog er die Tanzschuhe von den Füßen, warf sie dem Franzosen an den Kopf und lief nun auf allen Vieren im Zimmer umher. Bei diesem Lärm kam dann der alte Herr plötzlich in einem weiten, roten Schlafrock, eine Mütze aus Goldpapier auf dem Kopf, aus seinem Zimmer heraus und ließ die Peitsche auf den Rücken des Neffen niedersausen. Der Neffe fing dann an schrecklich zu heulen, sprang auf Tische und hohe Kommoden und sprach eine fremde seltsame Sprache. Der Alte im roten Schlafrock aber ließ sich nicht stören, faßte ihn am Bein, riß ihn herab, prügelte ihn durch und zog ihm mit einer Schnalle die Halsbinde fester an, worauf er immer wieder artig wurde und die Tanzstunde ohne Störung weiterging.

Als aber der Tanzmeister seinen Schüler so weit gebracht hatte, daß man Musik zu der Stunde nehmen konnte, da war der Neffe wie umgewandelt. Ein Stadtmusikant wurde gemietet, der sich im Saal des Hauses auf einen Tisch setzen mußte. Der Tanzmeister stellte dann die Dame vor, indem ihm der alte Herr einen Frauenrock von Seide und einen ostindischen Schal anziehen ließ; der Neffe forderte ihn auf und fing nun an mit ihm zu tanzen, er war aber ein unermüdlicher Tänzer, er ließ den Meister nicht aus seinen langen Armen, er mußte tanzen, bis er müde umsank oder bis dem Stadtmusikanten der Arm lahm wurde an der Geige. Den Tanzmeister brachten diese Unterrichtsstunden beinahe um, aber der Taler und der gute Wein machten, daß er immer wieder kam, wenn er auch den Tag zuvor sich fest vorgenommen hatte, nicht mehr in das öde Haus zu gehen.

Die Leute in Grünwiesel aber betrachteten die Sache ganz anders als der Franzose. Sie freuten sich, bei dem großen Mangel an Herren einen so flinken Tänzer für den nächsten Winter zu bekommen.

---

[144] **Akzent** — Betonung

Eines Morgens berichteten die Mägde, die vom Markte heimkehrten, ihren Herrschaften ein wunderbares Ereignis. Vor dem öden Hause habe ein prächtiger Glaswagen gestanden, mit schönen Pferden bespannt. Da sei die Tür des öden Hauses aufgegangen und zwei schön gekleidete Herren seien herausgetreten, wovon der eine der alte Fremde und der andere wahrscheinlich der junge Herr gewesen, der so schwer Deutsch gelernt habe und so rasend tanze. Die beiden seien in den Wagen gestiegen, der Bediente hinten aufs Brett gesprungen, und der Wagen, man stelle sich vor! sei geradezu auf des Bürgermeisters Haus zugefahren.

Als die Frauen das hörten, rissen sie eilig die Küchenschürzen und die etwas unsauberen Hauben ab und zogen sich an. Sie ermahnten ihre Söhne und Töchter, recht manierlich auszusehen, wenn die Fremden kämen, sich gerade zu halten und auch feiner zu sprechen als gewöhnlich. Und die klugen Frauen im Städtchen hatten recht, denn der alte Herr fuhr mit seinem Neffen umher, um alle bekannten Familien des Städtchens zu besuchen.

Man war überall ganz erfüllt von den beiden Fremden und bedauerte, nicht schon früher die angenehme Bekanntschaft gemacht zu haben. Der alte Herr zeigte sich als ein sehr höflicher Mann, der wohl bei allem, was er sagte, ein wenig lächelte, so daß man nicht wußte, ob es ihm ernst sei oder nicht. Aber der Neffe! Er bezauberte alles, er gewann alle Herzen für sich. Man konnte sein Gesicht wohl nicht schön nennen, auch machte er zuweilen allerlei sonderbare Grimassen, drückte die Augen zu und fletschte die Zähne, aber dennoch fand man den Schnitt seines Gesichtes sehr interessant. Es konnte nichts Beweglicheres geben als seine Gestalt. Die Kleider hingen ihm zwar etwas sonderbar am Leibe, aber es stand ihm alles sehr gut; er rannte mit großer Lebendigkeit im Zimmer umher, warf sich hier auf ein Sofa, dort in einen Lehnstuhl und streckte die Beine von sich; aber was man bei einem andern jungen Mann sehr unschicklich gefunden hätte, galt bei dem Neffen für Genialität. «Er ist ein Engländer», sagte man, «so sind sie alle; ein Engländer kann sich aufs Sofa legen und einschlafen, während zehn Damen keinen Platz haben und stehen müssen; einem Engländer kann man so etwas nicht übelnehmen.» Gegen den alten Herrn, seinen Onkel, war er sehr artig, denn wenn er anfing im Zimmer umherzuhüpfen oder, was er gern tat, die Füße auf den Sessel hinaufzuziehen, so reichte ein ernsthafter Blick, um ihn zur Ordnung zu bringen. Und wie konnte man ihm so etwas übelnehmen, da der Onkel in jedem Haus zu der Dame sagte: «Mein Neffe ist noch ein wenig ungebildet, aber ich verspreche mir viel von der Gesellschaft, die wird ihn bestimmt formen und erziehen.»

So war der Neffe also in die Welt eingeführt, und ganz Grünwiesel sprach an diesem und an den folgenden Tagen von nichts anderem, als von diesem Ereignis. Der alte Herr blieb aber nicht

stehen; er schien seine Denk- und Lebensart vollständig geändert zu haben. Nachmittags ging er mit dem Neffen hinaus in den Felsenkeller am Berg, wo die vornehmeren Herren von Grünwiesel Bier tranken und Kegel spielten. Der Neffe zeigte sich dort als ein flinker Meister im Spiel, denn er warf nie unter fünf oder sechs, obwohl manchmal ein sonderbarer Geist über ihn zu kommen schien: er stand plötzlich auf seinem schön frisierten Haar und streckte die Beine in die Höhe, oder wenn ein Wagen vorbeifuhr, saß er plötzlich oben auf dem Kutschendach und machte Grimassen herab, fuhr ein Stückchen weit mit und kam dann wieder zur Gesellschaft gesprungen. Der alte Herr bat dann bei solchen Szenen den Bürgermeister und die anderen Männer sehr um Entschuldigung wegen der Ungezogenheit des Neffen; sie aber lachten und behaupteten, in diesem Alter selbst so leichtfüßig gewesen zu sein, und liebten den jungen Springinsfeld[145], wie sie ihn nannten, sehr.

Es gab aber auch Zeiten, wo sie sich nicht wenig über ihn ärgerten, und dennoch nichts zu sagen wagten, weil der junge Engländer im allgemeinen ein Muster[146] von Bildung und Verstand war. Der alte Herr kam nämlich mit seinem Neffen auch abends in den Goldenen Hirsch, das Wirtshaus des Städtchens. Obgleich der Neffe noch ein ganz junger Mensch war, setzte er sich hinter sein Glas, setzte eine große Brille auf, zog eine Pfeife heraus, zündete sie an und dampfte unter allen am ärgsten. Wurde nun über die Zeitungen, über Krieg und Frieden gesprochen, war der Doktor einer Meinung, der Bürgermeister einer anderen, und waren die anderen Herren ganz erstaunt über so tiefe politische Kenntnisse, so konnte es dem Neffen plötzlich einfallen, ganz anderer Meinung zu sein; er schlug dann mit der Hand, von welcher er nie die Handschuhe abnahm, auf den Tisch und gab dem Bürgermeister und dem Doktor zu verstehen, daß sie davon nichts genau wüßten, daß er diese Sachen ganz anders gehört habe und alles besser wisse.

Setzten sich dann der Bürgermeister und der Doktor in ihrem Zorn zu einer Partie Schach, so rückte der Neffe hinzu, schaute dem Bürgermeister durch seine große Brille über die Schulter zu, und tadelte diesen oder jenen Zug, sagte dem Doktor, so und so müsse er gehen, so daß beide Männer heimlich ganz böse wurden. Bot ihm dann der Bürgermeister aber ärgerlich eine Partie an, um ihn gehörig matt zu machen, so schnallte der alte Herr dem Neffen die Halsbinde fester zu, worauf dieser ganz artig wurde und den Bürgermeister matt machte.

Sa kam der Winter heran, und jetzt trat der Neffe mit noch

---

[145] **Springinsfeld** — ein sehr lebhafter, beweglicher junger Mensch
[146] **Muster** — Beispiel

größerer Glorie[147] auf. Man fand jede Gesellschaft langweilig, wenn er nicht da war, man gähnte, wenn ein vernünftiger Mann etwas sagte; wenn aber der Neffe selbst das dümmste Zeug in schlechtem Deutsch sprach, hörten alle zu. Es zeigte sich jetzt, daß der treffliche junge Mann auch ein Dichter war, denn es verging kein Abend, an welchem er nicht ein Papier aus der Tasche zog und der Gesellschaft einige Sonette vorlas. Es gab zwar einige Leute, die von dem einen Teil dieser Gedichte behaupteten, sie seien schlecht und ohne Sinn, einen anderen Teil wollten sie schon irgendwo gedruckt gelesen haben; aber der Neffe ließ sich nicht stören, er las und las und jedesmal folgte großer Beifall.

Sein größter Triumph aber waren die Grünwieseler Bälle. Es konnte niemand schneller tanzen als er. Keiner machte so kühne Sprünge wie er. Dabei kleidete ihn sein Onkel immer aufs beste nach dem neuesten Geschmack, und obgleich ihm die Anzüge nicht recht am Leibe sitzen wollten, fand man dennoch, daß ihn alles gut kleide. Die Männer waren zwar bei diesen Tänzen etwas beleidigt durch die neue Art, womit er auftrat. Sonst hatte immer der Bürgermeister den Ball eröffnet, die vornehmsten jungen Leute hatten das Recht, die übrigen Tänze anzuordnen, aber seit der fremde junge Herr erschienen, war dies alles anders. Ohne viel zu fragen, nahm er die nächste beste Dame bei der Hand, stellte sich mit ihr oben an, machte alles, wie es ihm gefiel, und war Herr und Meister und Ballkönig. Weil aber die Frauen diese Manieren angenehm fanden, so durften die Männer nichts dagegen sagen.

Das größte Vergnügen schien ein solcher Ball dem alten Herrn zu machen; er wandte kein Auge von seinem Neffen, lächelte immer in sich hinein, und wenn alle Welt den Neffen lobte, dann brach er in ein lustiges Gelächter aus. Die Grünwieseler hielten das für Freude an dem Neffen und fanden alles ganz in Ordnung. Nur manchmal sprang der junge Mann auf die Tribüne, wo die Stadtmusikanten saßen, riß einem den Kontrabaß aus der Hand und kratzte darauf herum, oder er tanzte auf den Händen, wobei er die Beine in die Höhe streckte. Dann nahm ihn der Onkel auf die Seite, machte ihm dort Vorwürfe und zog ihm die Halsbinde fester an, so daß er wieder ganz artig wurde.

Sonst konnten die jungen Grünwieseler rohes und gemeines Wesen nicht leiden. Jetzt sangen sie allerlei schlechte Lieder, rauchten aus großen Pfeifen Tabak und saßen in Kneipen umher; auch kauften sie sich, obgleich sie ganz gut sahen, große Brillen, setzten sie auf die Nase und glaubten nun gemachte Leute zu sein, denn sie sahen ja aus wie der berühmte Neffe. Zu Hause, oder wenn sie auf Besuch waren, lagen sie mit den Stiefeln auf dem Sofa, schaukelten sich auf dem Stuhl, stützten die Ellbogen auf den Tisch. Umsonst sagten ihnen ihre Mütter und Freunde, wie

[147] **Glorie** — Glanz, Ruhm

dumm dies alles sei. Umsonst sagte man ihnen, daß man dem Neffen als einem jungen Engländer verzeihen müsse, die jungen Grünwieseler behaupteten, ebenso wie der Engländer das Recht zu haben, ungezogen zu sein. Es war ein Jammer, wie durch das böse Beispiel des Neffen die Sitten und guten Gewohnheiten in Grünwiesel völlig untergingen.

Aber die Freude der jungen Leute an ihrem rohen Leben dauerte nicht lange, denn folgender Vorfall änderte auf einmal alles. Die Wintervergnügungen sollte ein großes Konzert beschließen, das teils von den Stadtmusikanten, teils von geschickten Musikfreunden in Grünwiesel aufgeführt werden sollte. Da sagte der alte Fremde, daß ein Duett in jedem ordentlichen Konzert vorkommen müsse. Die Tochter des Bürgermeisters sang zwar wie eine Nachtigall, aber wo einen Herrn herbekommen, der mit ihr ein Duett singen könnte? Da sagte der Fremde, daß sein Neffe sehr gut singe. Man war nicht wenig erstaunt über diese neue Eigenschaft des jungen Mannes, er mußte zur Probe etwas singen, und einige sonderbare Manieren abgerechnet, die man für englisch hielt, sang er wie ein Engel. Man studierte also in Eile das Duett ein, und endlich war auch der Abend da.

Der alte Fremde konnte leider den Triumph seines Neffen nicht sehen, weil er krank war; er gab aber dem Bürgermeister, der ihn eine Stunde vorher noch besuchte, einige Maßregeln über seinen Neffen auf. «Er ist eine gute Seele, mein Neffe», sagte er, «aber manchmal verfällt er auf allerlei sonderbare Gedanken und fängt dann tolles Zeug an; wollten Sie nun, Herr Bürgermeister, wenn er sich plötzlich auf ein Notenpult setzt, oder dergleichen, wollten Sie ihm dann nur seine hohe Halsbinde etwas lockerer machen, oder, wenn es auch dann nicht besser wird, ihm diese ganz ausziehen. Sie werden sehen, wie artig er dann wird.»

Der Bürgermeister dankte dem Kranken für sein Zutrauen und versprach, im Notfall so zu tun, wie er ihm geraten.

Der Konzertsaal war voll, denn ganz Grünwiesel und die Umgegend hatte sich eingefunden. Alle — Jäger, Pfarrer, Amtleute, Landwirte und dergleichen aus dem Umkreis von drei Stunden waren mit zahlreicher Familie gekommen, um den seltenen Genuß mit den Grünwieselern zu teilen.

Die erste Abteilung des Konzerts war vorbei, und jedermann war nun auf die zweite gespannt, in welcher der junge Fremde mit des Bürgermeisters Tochter ein Duett vortragen sollte. Der Neffe war in einem glänzenden Anzuge erschienen und hatte schon längst die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich gezogen. Er hatte sich nämlich, ohne viel zu fragen, in den prächtigen Lehnstuhl gelegt, der für eine Gräfin hingestellt worden war; er streckte die Beine weit von sich, schaute jedermann durch ein ungeheures Perspektiv[148] an, das er noch außer seiner großen

[148] **Perspektiv** — kleines Fernrohr

Brille gebrauchte, und spielte mit einem großen Fleischerhund, den er, trotz des Verbotes, Hunde mitzunehmen, in die Gesellschaft eingeführt hatte. Die Gräfin, für welche der Lehnstuhl bereitet war, erschien, jedoch der Neffe setzte sich noch bequemer hinein, und niemand wagte es, dem jungen Manne etwas darüber zu sagen; die vornehme Dame aber mußte auf einem ganz einfachen Strohsessel mitten unter den übrigen Frauen des Städtchens sitzen und soll sich nicht wenig geärgert haben.

Während des Konzertes ließ der Neffe den Hund das Taschentuch apportieren[149] oder schwatzte ganz laut mit seinen Nachbarn, so daß jedermann, der ihn nicht kannte, sich über die Sitten des jungen Herrn wunderte.

Kein Wunder daher, daß alles sehr neugierig war, wie er sein Duett vortragen würde. Die zweite Hälfte begann, und nun trat der Bürgermeister mit seiner Tochter zu dem jungen Mann, überreichte ihm ein Notenblatt und bat ihn, das Duett zu singen. Der junge Mann lachte, fletschte mit den Zähnen, sprang auf, und die beiden andern folgten ihm an das Notenpult, und die ganze Gesellschaft war voll Erwartung. Der Organist schlug den Takt und winkte dem Neffen, anzufangen. Dieser schaute durch seine großen Brillengläser in die Noten und stieß greuliche, jämmerliche Töne aus. Der Organist aber schrie ihm zu: «Zwei Töne tiefer, C[150] müssen Sie singen, C!»

Statt aber C zu singen, zog der Neffe einen seiner Schuhe aus und warf ihn dem Organisten an den Kopf, so daß der Puder weit umherflog. Als der Bürgermeister das sah, dachte er: «Ha! jetzt hat er wieder seine körperlichen Zufälle», sprang hinzu, packte ihn am Hals und band ihm das Tuch etwas leichter; aber dadurch wurde es nur noch schlimmer mit dem jungen Mann. Er sprach nicht mehr Deutsch, sondern eine ganz sonderbare Sprache, die niemand verstand, und machte große Sprünge. Der Bürgermeister war in Verzweiflung über die unangenehme Störung, er faßte daher den Entschluß, dem jungen Manne das Halstuch vollständig absulösen.

Aber kaum hatte er dies getan, so blieb er vor Schrecken wie erstarrt stehen; denn statt menschlicher Haut und Farbe umgab den Hals des jungen Menschen ein dunkelbraunes Fell, und außerdem setzte derselbe auch seine Sprünge noch höher und sonderbarer fort, fuhr sich mit den Handschuhen in die Haare, zog diese ab, und, o Wunder! diese schönen Haare waren eine Perücke, die er dem Bürgermeister ins Gesicht warf, und sein Kopf erschien jetzt mit demselben braunen Fell bewachsen.

Er sprang über Tische und Bänke, warf die Notenpulte um, zertrat Geigen und Klarinette. «Fangt ihn, fangt ihn!» rief der

---

[149] **apportieren** — herbeibringen
[150] **C** — die Note «Do»

Bürgermeister. Das war aber eine schwierige Sache; denn er hatte die Handschuhe abgezogen und zeigte Nägel an den Händen, mit welchen er die Leute kratzte. Endlich gelang es einem mutigen Jäger, ihn zu fangen. Er preßte ihm die langen Arme zusammen, daß er nur noch mit den Füßen zappelte und mit heiserer Stimme lachte und schrie. Die Leute versammelten sich und betrachteten den sonderbaren jungen Herrn, der jetzt gar nicht mehr aussah wie ein Mensch. Aber ein gelehrter Herr trat näher, betrachtete ihn genau und rief dann voller Verwunderung: «Mein Gott, verehrte Herren und Damen, wie bringen Sie nur dieses Tier in diese Gesellschaft? Das ist ja ein Affe, ich gebe sogleich sechs Taler für ihn, wenn Sie ihn mir überlassen, und stopfe ihn aus für mein Kabinett.»

Wer beschreibt das Erstaunen der Grünwieseler, als sie dies hörten! «Was, ein Affe, ein Orang-Utan in unserer Gesellschaft? Der junge Fremde ein ganz gewöhnlicher Affe?» riefen sie und sahen einander ganz dumm vor Verwunderung an. Man wollte nicht glauben, man traute seinen Ohren nicht, die Männer untersuchten das Tier genauer, aber es war und blieb ein ganz natürlicher Affe.

«Aber wie ist dies möglich!» rief die Frau Bürgermeisterin, «hat er mir nicht oft seine Gedichte vorgelesen? Hat er nicht, wie ein anderer Mensch, bei mir zu Mittag gegessen?»

«Was?» rief die Frau Doktorin. «Wie? hat er nicht oft und viel den Kaffee bei mir getrunken und mit meinem Manne gesprochen und geraucht?»

«Wie ist es möglich?» riefen die Männer. «Hat er nicht mit uns am Felsenkeller Kegel geschoben und über Politik gestritten?»

«Und wie?» klagten sie alle. «Hat er nicht sogar vorgetanzt auf unsern Bällen? Ein Affe! Ein Affe! Es ist ein Wunder, es ist Zauberei!»

«Ja, es ist Zauberei», sagte der Bürgermeister, indem er das Halstuch des Neffen oder Affen herbeibrachte. «Seht! In diesem Tuche steckt der ganze Zauber, der ihn in unseren Augen liebenswürdig machte. Da ist ein breiter Streifen elastischen Pergaments, mit allerlei wunderlichen Zeichen beschrieben. Ich glaube gar, es ist Lateinisch; kann es niemand lesen?»

Der Oberpfarrer, ein gelehrter Mann, der oft an den Neffen eine Partie Schach verloren hatte, trat hinzu, betrachtete das Pergament und sprach: «Es sind nur lateinische Buchstaben, es heißt:

Der Affe gar possierlich[151] ist,
Zumal wenn er vom Apfel frißt[152].

«Ja», fuhr er fort, «dieser Betrug muß bestraft werden.»

---

[151] **possierlich** — komisch
[151] ein bekannter Kinderreim

Der Bürgermeister war derselben Meinung und machte sich sogleich auf den Weg zu dem Fremden, der ein Zauberer sein mußte, und sechs Stadtsoldaten trugen den Affen.

Sie kamen an das öde Haus. Man pochte an die Tür, man zog die Glocke, aber vergeblich, es zeigte sich niemand. Da ließ der Bürgermeister in seiner Wut die Tür einschlagen und ging in das Zimmer des Fremden. Aber dort war nichts zu sehen als allerlei alter Hausrat. Der fremde Mann war nicht zu finden. Auf seinem Arbeitstische aber lag ein großer versiegelter Brief, an den Bürgermeister adressiert, den dieser auch sofort öffnete. Er las:

«Meine lieben Grünwieseler!

Wenn Ihr dies lest, bin ich nicht mehr in Eurem Städtchen, und Ihr werdet dann längst erfahren haben, wer mein lieber Neffe ist. Nehmt den Scherz, den ich mir mit Euch erlaubte, als eine gute Lehre auf, einen Fremden, der für sich leben will, nicht in Eure Gesellschaft zu zwingen. Ich selbst fühlte mich zu gut, um Euer ewiges Klatschen und Eure schlechten Sitten zu teilen. Darum erzog ich einen jungen Orang-Utan, den Ihr, als meinen Stellvertreter, so liebgewonnen habt. Lebet wohl und benützet die Lehre nach Kräften.»

Die Grünwieseler schämten sich nicht wenig vor dem ganzen Land. Am meisten schämten sich aber die jungen Leute in Grünwiesel, weil sie die schlechten Gewohnheiten und Sitten des Affen nachgeahmt hatten. Von jetzt an schaukelten sie sich nicht mit dem Sessel, sie schwiegen, bis sie gefragt wurden, sie legten die Brillen ab und waren artig und gesittet wie zuvor, und wenn je einer wieder solche schlechte lächerliche Sitten hatte, so sagten die Grünwieseler: «Es ist ein Affe.» Der Affe aber, welcher so lange die Rolle eines jungen Herrn gespielt hatte, wurde dem gelehrten Manne übergeben. Dieser läßt ihn in seinem Hofe umhergehen, füttert ihn und zeigt ihn als Seltenheit jedem Fremden.

Anna Seghers

DAS OBDACH

An einem Morgen im September 1940, als auf dem Place de la Concorde[153] in Paris die größte Hakenkreuzfahne wehte und die Schlangen vor den Läden so lang wie die Straße selbst waren, erfuhr eine gewisse Louise Meunier[154], Frau eines Drehers, Mutter von drei Kindern, daß man in einem Geschäft Eier kaufen könnte.

---

[153] **Place de la Concorde [plas də: la kɔ̃kord]** — berühmter Platz in Paris
[154] **Louise Meunier [lu:i:s mœnje:]**

Sie machte sich rasch auf den Weg, stand eine Stunde Schlange, bekam fünf Eier, für jedes Familienmitglied eins. Dabei war ihr eingefallen, daß hier in derselben Straße eine Schulfreundin lebte, Annette Villard[155], Hotelangestellte. Sie traf die Villard auch an, jedoch in einem sehr erregten Zustand.

Die Villard erzählte, daß gestern mittag die Gestapo einen Mieter verhaftet habe, der sich im Hotel als Elsässer eingetragen, jedoch, wie sich inzwischen herausgestellt hatte, aus einem deutschen Konzentrationslager vor einigen Jahren entflohen war. Der Mieter, erzählte die Villard, sei ins Gefängnis gebracht worden, von dort aus würde er bald nach Deutschland abtransportiert werden und wahrscheinlich an die Wand gestellt[156]. Doch was ihr weit näher gehe als der Mieter, denn schließlich Mann sei Mann, Krieg sei Krieg, das sei der Sohn des Mieters. Der Deutsche habe nämlich ein Kind, einen Knaben von zwölf Jahren, der habe mit ihm das Zimmer geteilt, sei hier in die Schule gegangen und rede französisch wie sie selbst. Die Mutter sei tot. Der Knabe habe die Verhaftung des Vaters stumm, ohne Tränen zur Kenntnis genommen. Doch von dem Gestapooffizier aufgefordert, sein Zeug zusammenpacken, damit er am nächsten Tag abgeholt werden könne und nach Deutschland zurückgebracht zu seinen Verwandten, da habe er plötzlich laut erwidert, er schmisse sich eher unter ein Auto, als daß er in diese Familie zurückkehre. Der Knabe habe Vertrauen zu ihr, Annette, er habe sie in der Nacht um Hilfe gebeten, sie habe ihn auch frühmorgens weg in ein kleines Café gebracht, dessen Wirt ihr Freund sei. Da sitze er nun und warte. Sie habe geglaubt, es sei leicht, den Knaben unterzubringen, doch bisher habe sie immer nur nein gehört, die Furcht sei zu groß. Die eigene Wirtin fürchte sich sehr vor den Deutschen und sei böse über die Flucht des Knaben.

Die Meunier hatte sich alles schweigend angehört; erst als sie fertig war, sagte sie: «Ich möchte gern einmal einen solchen Knaben sehen.» Darauf nannte ihr die Villard das Café und fügte noch hinzu: «Du fürchtest dich doch nicht, dem Jungen Wäsche zu bringen?»

Der Wirt des Cafés führte sie in sein morgens geschlossenes Billardzimmer. Da saß der Knabe und sah in den Hof. Der Knabe war so groß wie ihr ältester Sohn, er war auch ähnlich gekleidet, seine Augen waren grau, in seinen Zügen war nichts Besonderes, was ihn als den Sohn eines Fremden stempelte. Die Meunier erklärte, sie brächte ihm Wäsche. Er dankte nicht, er sah ihr nur plötzlich scharf ins Gesicht. Die Meunier war bisher eine Mutter gewesen wie alle Mütter. Jetzt, unter dem Blick des Jungen,

---

[155] **Annette Villard** [a'net vija:r]
[156] **an die Wand stellen** — erschießen

wuchs ihre Kraft. Sie sagte: «Sei heute Abend um sieben im Café Biard[157].»

Sie ging eilig heim. Ihr Mann war schon da. Er war seit drei Wochen demobilisiert, vor einer Woche hatte sein Betrieb wieder aufgemacht, er war auf Halbtagsarbeit gesetzt, er verbrachte den größten Teil der Freizeit in der Wirtschaft, dann kam er wütend über sich selbst heim, weil er von den wenigen Sous[158] noch welche in der Wirtschaft gelassen hatte. Die Frau begann zugleich mit dem Eierschlagen ihren Bericht, um den Mann vorzubereiten. Doch wie sie auf dem Punkt angelangt war, der fremde Knabe sei aus dem Hotel gelaufen, er suchte in Paris Schutz vor den Deutschen, unterbrach er sie: «Deine Freundin Annette hat wirklich sehr dumm getan, einen solchen Unsinn zu unterstützen. Ich hätte an ihrer Stelle den Jungen eingesperrt. Der Deutsche soll selbst sehn, wie er mit seinen Landsleuten fertig wird ... Er hat selbst nicht für sein Kind gesorgt. Der Offizier hat also auch recht, wenn er das Kind nach Haus schickt. Der Hitler hat nun einmal die Welt besetzt, da nützt nichts dagegen.» Worauf die Frau schlau genug war, rasch etwas anderes zu erzählen. In ihrem Herzen sah sie zum erstenmal klar, was aus dem Mann geworden war, der früher bei jedem Streik, bei jeder Demonstration mitgemacht hatte und sich am 14. Juli stets so betragen, als wolle er ganz allein die Bastille[159] noch einmal stürmen. Er glich aber jenem Riesen im Märchen, der immer zu dem übergeht, der ihm am stärksten scheint. Doch der Mann war nun einmal ihr Mann, sie war nun einmal die Frau, da war nun einmal der fremde Junge, der jetzt auf sie wartete. Sie lief daher abends in das Café und sagte zu dem Kind: «Ich kann dich erst morgen zu mir nehmen.» Der Knabe sah sie wieder scharf an, er sagte: «Sie brauchen mich nicht zu nehmen, wenn Sie Angst haben.» Die Frau erwiderte trocken, es handle sich nur darum, einen Tag zu warten. Sie bat die Wirtin, das Kind eine Nacht zu behalten, es sei mit ihr verwandt. An dieser Bitte war nichts Besonderes, da Paris von Flüchtlingen wimmelte.

Am nächsten Tag erklärte sie ihrem Mann: «Ich habe meine Kusine Alice getroffen, ihr Mann ist im Gefangenenlazarett, sie will ihn ein paar Tage besuchen. Sie hat mich gebeten, ihr Kind solange aufzunehmen.» — Der Mann, der Fremde in seinen vier Wänden nicht leiden konnte, erwiderte: «Daß ja kein Dauerzustand daraus wird.» — Sie richtete also für den Knaben eine Matratze. Sie hatte ihn unterwegs gefragt: «Warum willst du eigentlich nicht zurück?» Er hatte geantwortet: «Sie können mich immer noch hier lassen, wenn sie Angst haben. Zu meinen Ver-

[157] **Biard [bija:r]**

[158] **Sou [su:]** — früher kleinste französische Münze

[159] **Bastille [basti:]** — das am 14. Juli 1789 vom Volk erstürmte Staatsgefängnis in Paris

wandten werde ich doch nicht gehen. Meine Mutter und mein Vater wurden beide von Hitler verhaftet. Sie schrieben und druckten und verteilten Flugblätter. Meine Mutter starb. Sie sehen, mir fehlt ein Vorderzahn. Den hat man mir dort in der Schule ausgeschlagen, weil ich ihr Lied nicht mitsingen wollte. Auch meine Verwandten waren Nazis. Sie quälten mich am meisten. Sie beschimpften Vater und Mutter.» Die Frau hatte ihn daraufhin nur gebeten zu schweigen, dem Mann, den Kindern, den Nachbarn gegenüber.

Die Kinder konnten den fremden Knaben weder gut noch schlecht leiden. Er hielt sich abseits und lachte nicht. Der Mann konnte den Knaben sofort nicht leiden; er sagte, der Blick des Knaben mißfalle ihm. Er schalt seine Frau, die von der eigenen Ration[160] dem Knaben abgab, er schalt auch die Kusine, es sei eine Zumutung, anderen Kinder aufzuladen. Als einmal der Junge die Milchkanne umstieß, sprang er los und schlug ihn. Die Frau wollte später den Jungen trösten, der aber sagte: «Noch besser hier als dort.»

«Ich möchte», sagte der Mann, «einmal wieder ein richtiges Stück Käse zum Nachtisch haben.» — Am Abend kam er ganz aufgeregt heim. «Stell dir vor, was ich gesehen habe. Ein riesiges deutsches Lastauto, ganz voll mit Rädern von Käse. Die kaufen, was sie Lust haben. Die drucken Millionen und geben sie aus.»

Nach zwei, drei Wochen ging die Meunier zu ihrer Freundin Annette. Die war über den Besuch nicht erfreut, bat sie, sich in diesem Stadtviertel nicht mehr blicken zu lassen, die Gestapo habe geflucht, gedroht. Sie habe sogar herausbekommen, in welchem Café der Knabe gewartet habe, auch daß ihn dort eine Frau besuchte, daß beide den Ort zu verschiedenen Zeiten verließen. — Auf ihrem Heimweg dachte die Meunier noch einmal an die Gefahr, in die sie sich und die Ihren brachte. Wie lange sie auch nachdachte, der Heimweg selbst bestätigte ihren Entschluß, die Schlangen vor den offenen Geschäften, das Hupen der deutschen Autos, und über den Toren die Hakenkreuze. So, daß sie bei ihrem Eintritt in ihre Küche dem fremden Knaben in einem zweiten Willkommen übers Haar strich.

Der Mann hatte noch immer den größten Teil seiner freien Zeit in der Wirtschaft verbracht, was ihn etwas zerstreut hatte. Jetzt war einem Schmied am Ende der Gasse die Schmiede zwangsweise von den Deutschen abgekauft worden. Die Gasse, bisher recht still und hakenkreuzfrei, fing plötzlich von deutschen Soldaten zu wimmeln an. Es stauten sich[161] deutsche Wagen, die repariert werden sollten, und Nazisoldaten besetzten die Wirtschaft und fühlten sich dort daheim. Der Mann der Meunier

---

[160] **Ration** — Teil, Anteil
[161] **sich stauen** — sich ansammeln

konnte den Anblick nicht ertragen. Oft fand ihn die Frau stumm vor dem Küchentisch. Sie fragte ihn einmal, als er fast eine Stunde reglos gesessen hatte, den Kopf auf den Armen, mit offenen Augen, woran er wohl eben gedacht habe. «An nichts und an alles. Ich habe soeben, stell dir vor, an diesen Deutschen gedacht, von dem dir deine Freundin Annette erzählt hat, ich weiß nicht, ob du dich noch erinnerst, der Deutsche, der gegen Hitler war, der Deutsche, den die Deutschen verhafteten. Ich möchte wohl wissen, was aus ihm geworden ist. Aus ihm und seinem Sohn.» — Die Meunier erwiderte: «Ich habe kürzlich die Villard getroffen. Sie haben damals den Deutschen ins Gefängnis gebracht. Er ist inzwischen vielleicht schon erschlagen worden. Das Kind ist verschwunden. Paris ist groß. Es wird sich ein Obdach gefunden haben.»

Da niemand gern zwischen Nazisoldaten sein Glas austrank, zog man oft mit ein paar Flaschen in Meuniers Küche, was ihnen früher unangenehm gewesen wäre. Die meisten waren Meuniers Arbeitskollegen aus demselben Betrieb. Der Chef in dem Betrieb hatte sein Büro dem deutschen Kommissar eingeräumt. Der ging und kam, wann er wollte. Man gab sich nicht einmal mehr Mühe, in den Büros geheim zu halten, für wen gearbeitet wurde. Die fertigen Teile wurden nach dem Osten geschickt, um andere Völker zu ermorden. Das war das Ende vom Lied — verkürzte Arbeitszeit, verkürzter Arbeitslohn. Die Meunier ließ ihre Läden herunter, man dämpfte die Stimmen. Der fremde Junge senkte die Augen, als fürchte er selbst, sein Blick sei so scharf, daß er sein Herz verraten könne. Er war so bleich, so hager geworden, daß ihn der Meunier mürrisch betrachtete und meinte, er möge krank sein und die eigenen Kinder noch anstecken. Die Meunier hatte an sich selbst einen Brief geschrieben, in dem die Kusine bat, den Knaben noch zu behalten, ihr Mann sei schwerkrank, sie wolle sich für eine Weile in seiner Nähe einmieten. — «Die macht sich's bequem mit ihrem Bengel», sagte der Meunier. Die Meunier lobte eilig den Jungen, er sei sehr anstellig, er ginge schon jeden Morgen um vier Uhr auf den Markt, zum Beispiel hätte er heute dieses Stück Rindfleisch ohne Karten bekommen.

Man hörte nun den Lärm der Soldaten bis in Meuniers Küche. Der Meunier lobte jetzt nicht mehr die deutsche Ordnung, denn mit dieser gründlicher Ordnung war ihm das Leben zerstört worden, im Betrieb und daheim, seine kleinen und großen Freuden, sein Wohlstand, seine Ehre, seine Ruhe, seine Nahrung, seine Luft.

Eines Tages war der Meunier allein mit seiner Frau. Nach langem Schweigen rief er: «Sie haben die Macht, was willst du! Wie stark ist dieser Teufel! Wenn es nur auf der Welt einen gäbe, der stärker wäre als er! Wir aber, wir sind ohnmächtig. Wir machen den Mund auf, und sie schlagen uns tot. Aber der Deutsche, von dem dir einmal deine Annette erzählt hat, du hast ihn viel-

leicht vergessen, ich nicht. Er hat immerhin was riskiert. Und sein Sohn, alle Achtung! Deine Kusine mag sich selbst helfen mit ihrem Bengel. Das macht mich nicht warm. Den Sohn dieses Deutschen, den würde ich aufnehmen, der könnte mich warm machen. Ich würde ihn höher halten als meine eigenen Söhne, ich würde ihn besser füttern. Einen solchen Knaben bei sich zu verbergen, und diese Banditen gehen aus und ein und ahnen nicht, was ich wage und was ich für einer bin und wen ich versteckt habe! Ich würde mit offenen Armen einen solchen Jungen aufnehmen.»

Die Frau drehte sich weg und sagte: «Du hast ihn bereits aufgenommen.»

Friedrich Schiller

DER HANDSCHUH

Vor seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz,
Und um ihn die Großen der Krone[162],
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in schönem Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger
Auf tut sich der weite Zwinger,
Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt,
Und sieht sich stumm
Rings um,
Mit langem Gähnen,
Und schüttelt die Mähnen
Und streckt die Glieder,
Und legt sich nieder.

Und der König winkt wieder,
Da öffnet sich behend
Ein zweites Tor,
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor.
Wie der den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif

[162] **Großen der Krone** — hohe Herrschaften, Mitglieder der Hofgesellschaft

Einen furchtbaren Reif
Und recket die Zunge,
Und im Kreise scheu
Umgeht er den Leu[163]
Grimmig schnurrend,
Drauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder,
Da speit das doppelt geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf einmal aus,
Die stürzen mit mutiger Kampfbegier
Auf das Tigertier;
Das packt sie mit seinen grimmigen Tatzen
Und der Leu mit Gebrüll
Richtet sich auf, da wird's still,
Und herum im Kreis,
Von Mordsucht heiß,
Lagern sich die greulichen Katzen.

Da fällt von des Altans[164] Rand
Ein Handschuh von schöner Hand
Zwischen den Tiger und den Leun
Mitten hinein.

Und zu Ritter Delorges[165], spottender Weis'
Wendet sich Fräulein Kunigund:
«Herr Ritter, ist eure Lieb' so heiß,
Wie ihr mir's schwört zu jeder Stund,
Ei, so hebt mir den Handschuh auf!»

Und der Ritter, in schnellem Lauf,
Steigt hinab in den furchtbaren Zwinger
Mit festem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit keckem Finger.

Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehen's die Ritter und Edelfrauen,
Und gelassen bringt er den Handschuh zurück.
Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde,
Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheißt ihm sein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht:
«Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!»
Und verläßt sie zur selben Stunde.

---

[163] **Leu** — Löwe
[164] **Altan(e)** — vom Boden aus gestützter Balkon
[165] **Delorges [de'lorʒ]**

BIOGRAPHISCHE ANGABEN

Johannes Robert Becher (1891—1958), einer der bedeutendsten Vertreter der sozialistischen deutschen Nationalliteratur, der größte deutsche Lyriker unserer Zeit.

Joh. R. Becher stammt aus München. Er studierte Philologie, Philosophie und Medizin und arbeitete dann als freischaffender Schriftsteller. Schon seine erste Gedichtsammlung «Verfall und Triumph» (1914) widerspiegelt seine Unzufriedenheit mit der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, ebenso die Gedichtsammlung «Der Leichnam auf dem Thron» (1925) und das Prosawerk «Levisite oder Der einzig gerechte Krieg» (1926), wo Becher auch gegen den imperialistischen Krieg auftritt. Viele seiner Gedichte widmete Becher der jungen Sowjetunion, z.B. das Epos «Der große Plan» (1931).

1933 mußte Becher emigrieren. Über Österreich, die Schweiz und Frankreich kam er in die Sowjetunion. Die Gedichte dieser Periode sind erfüllt von Dankbarkeit gegenüber der Sowjetunion, von seiner großen Liebe zu Deutschland und von Zorn und Schmerz über die faschistische Barbarei (u. a. die Gedichtsammlungen «Der Glücksucher und die sieben Lasten» 1938 und «Wiedergeburt» 1940). 1940 erschien auch sein autobiographischer Roman «Abschied».

Während des II. Weltkriegs schrieb Becher Gedichte, in denen er für den Frieden kämpfte (z. B. die Gedichtsammlung «Dank an Stalingrad» 1943).

1945 kehrte Becher nach Deutschland zurück und nahm aktiv am Aufbau einer demokratischen und sozialistischen Kultur in der DDR teil. Das Thema des Aufbaus steht auch im Mittelpunkt seines Nachkriegsschaffens — «Nationalhymne der DDR» (1949), die Gedichtsammlungen «Neue deutsche Volkslieder» (1951), «Deutsche Sonette 1952» und «Schritt der Jahrhundertmitte» (1958).

Joh. R. Becher ist mit dem Nationalpreis der DDR und dem Internationalen Lenin-Friedenspreis ausgezeichnet worden.

Bertolt Brecht (1898—1956), deutscher weltberühmter sozialistischer Dramatiker, Lyriker und Erzähler, Theoretiker und Regisseur, Begründer des Theaters «Berliner Ensemble».

Brecht wurde in München als Sohn wohlhabender Eltern geboren. Studierte Medizin und Naturwissenschaften und nahm als Soldat am I. Weltkrieg teil. Nach dem Krieg entstanden seine ersten Antikriegsgedichte («Legende vom toten Soldaten» 1919) und Dramen («Trommeln in der Nacht» 1922). Berühmtheit erlangte Brecht mit der «Dreigroschenoper» (1928), in der er den Kapitalismus entlarvt, und der Dramatisierung von M. Gorkis Roman «Mutter» (1932).

Seiner faschistenfeindlichen Gesinnung wegen mußte Brecht 1933 emigrieren — er ging über Österreich, Frankreich, Dänemark, Schweden und Finnland in die USA. In der Emigration entstanden seine berühmten Dramen «Die Gewehre der Frau Carrar» (1937) und «Mutter Courage und ihre Kinder» (1939), in denen der Autor gegen Krieg und Faschismus kämpft. Im Drama «Das Leben des Galilei» (1938) zeigt Brecht die gesellschaftliche Verantwortlichkeit der Wissenschaftler.

Während des II. Weltkriegs ruft Brecht mit seinen Gedichten («Und was bekam des Soldaten Weib?», «An die deutschen Soldaten im Osten» u. a.) das deutsche Volk auf, den Krieg zu beenden. Erinnerungen an die Emigrationsjahre enthält die Komödie «Herr Puntila und sein Knecht Matti» (1940).

Auch nach dem Kriege, 1948 wieder in die Heimat zurückgekehrt, kämpft Brecht weiter für einen bleibenden Frieden und für den Aufbau der DDR.

B. Brecht ist mit dem Nationalpreis der DDR und mit dem Internationalen Lenin-Friedenspreis ausgezeichnet worden.

Willi Bredel (1901—1964), bedeutender Prosaschriftsteller der deutschen Arbeiterklasse.

Bredel stammt aus einer Arbeiterfamilie in Hamburg. Arbeitete als Eisendreher auf verschiedenen Hamburger Werften und nahm an der revolutionären Bewegung der Hamburger Arbeiter teil. Wurde dafür zu zwei Jahren Festung verurteilt. Im Gefängnis erschienen seine ersten Romane («Maschinenfabrik N & K» 1930 und «Rosenhofstraße» 1931), in denen er den Kampf der deutschen Arbeiter schildert.

1933 fiel Bredel den Faschisten in die Hände und mußte 13 Monate in einem KZ zubringen. Dann emigrierte er über die Tschechoslowakei nach Moskau. Hier erscheint 1935 der Roman «Die Prüfung». 1937—1939 nahm Bredel am spanischen Freiheitskampf teil («Begegnung am Ebro» 1939) und kehrte dann wieder in die Sowjetunion zurück. Im II. Weltkrieg kämpfte Bredel als Schriftsteller und Soldat gegen die Faschisten.

1945 kehrte Bredel nach Deutschland zurück und nahm aktiv am Aufbau einer humanistisch-sozialistischen Kultur teil.

Sein Hauptwerk ist die Trilogie «Verwandte und Bekannte» («Die Väter» 1941; «Die Söhne» 1949; «Die Enkel» 1953). Hier gestaltet Bredel am Schicksal einer Hamburger Arbeiterfamilie den Weg der deutschen Arbeiterklasse in der ersten Hälfte des 20. Jh.

Bemerkenswert sind Bredels Filmszenarien über das Leben Ernst Thälmanns. Sein letzter Roman — «Unter Türmen und Masten» (1960) behandelt die Geschichte der Stadt Hamburg.

Willi Bredel ist mit dem Nationalpreis der DDR ausgezeichnet worden.

Jurij Brězan (geb. 1916), sorbischer Romanschriftsteller, Erzähler und Lyriker, schreibt in deutscher und sorbischer Sprache, lebt in der DDR.

J. Brězan stammt aus ärmlichen Verhältnissen. Er studierte Volkswirtschaft, emigrierte 1937/38 in die Tschechoslowakei und nach Polen; war 1938/39 im Gefängnis in Dresden und nahm am II. Weltkrieg teil. Zur Zeit ist er freischaffender Schriftsteller, der für den Frieden und eine sozialistische Kultur kämpft.

Brězans Hauptwerk ist die teilweise autobiographische Felix-Hanusch-Trilogie («Der Gymnasiast» 1958; «Semester der verlorenen Zeit» 1960; «Mannesjahre» 1964) über den Entwicklungsweg des halbproletarischen Helden, der in konfliktreicher Handlung zum sozialistischen Klassenbewußtsein hinfindet.

Erfolg hatte auch seine letzte Erzählung «Reise nach Krakau» (1966).

J. Brězan ist mit dem Nationalpreis der DDR ausgezeichnet worden.

Ferdinand Bäßler (1816—1879), Pastor, Schriftsteller und Sammler deutscher Volkssagen. Neben bekanntgewordenen schwankartigen Kurzgeschichten (z. B. «Der Rattenfänger von Hameln») stehen im Mittelpunkt seines Schaffens die Wiedererzählungen alter deutscher Heldensagen («Die schönsten Heldengeschichten des Mittelalters» 1843/45, «Germanische Heldensagen» 1924).

Heinrich Böll (geb. 1917), einer der bedeutendsten deutschen Nachkriegsschriftsteller von bürgerlich-humanistischer und antifaschistischer Gesinnung.

Böll stammt aus Köln, er erlernte den Buchhandel, nahm als Soldat am II. Weltkrieg teil. Nach dem Krieg studierte er Germanistik und lebt jetzt als freischaffender Schriftsteller in Köln.

Böll begann mit Erzählungen und Romanen, scharfen Anklagen gegen Faschismus, Krieg und Militarismus (die Romane «Der Zug war pünktlich» 1949, «Und sagte kein einziges Wort» 1953 und «Haus ohne Hüter» 1954).

Im Mittelpunkt von Bölls Schaffen stehen die Erinnerungsromane «Billard um halb zehn» (1959) und «Ansichten eines Clowns» (1963), in denen der Autor sowohl die jüngste Vergangenheit wie auch die westdeutsche Gegenwart eingehend und kritisch betrachtet.

Ebenso bedeutend sind Bölls längere Erzählungen «Entfernung von der Truppe» (1964) und «Ende einer Dienstfahrt» (1966), auch seine gesellschaftskritischen, oft sogar grotesken Satiren (z. B. «Dr. Murkes gesammeltes Schweigen u. andere Satiren» 1958).

Gottfried August Bürger (1747—1794), bedeutender Lyriker und Begründer der deutschen Kunstballade.

Studierte anfangs Theologie, dann Jura und Philologie. Lebte meistens in großen materiellen Schwierigkeiten, zeitweilig nur von Übersetzungen oder als Redakteur von Zeitschriften.

Den Mittelpunkt von Bürgers Schaffen bilden seine antifeudalistischen und volkstümlichen Balladen, die sich durch eine realistische Darstellungsweise auszeichnen, z. B. «Lenore», «Der wilde Jäger», «Das Lied vom braven Mann», «Des Pfarrers Tochter von Taubenhain» u. a.

Bürger veröffentlichte auch die zum Volksbuch gewordene Satire «Münchhausen» (1785), die er aus dem Englischen rückübersetzte und um etwa ein Drittel erweiterte.

Werner Eggerath (geb. 1900), Erzähler und Romanautor der DDR. Entstammt der Arbeiterklasse. Schloß sich früh der Arbeiterbewegung an und wurde nach 1933 von den Faschisten gefangengehalten. Nach 1945 betätigte sich Eggerath intensiv am demokratischen und sozialistischen Aufbau.

Eggerath hat sein ganzes Schaffen der deutschen Arbeiterklasse und dem Kampf gegen den Faschismus gewidmet (z. B. die Romane «Nur ein Mensch» 1947; «Kein Tropfen ist umsonst vergossen» 1959). Der Gegenwartsroman «Wassereinbruch» (1960) behandelt den Kampf der Mansfelder Kumpel für die Rettung ihrer von einer Naturkatastrophe gefährdeten Schachtanlage, der Roman «Quo vadis — Germania?» (1965) den Kampf der fortschrittlichen Kräfte für den Frieden und das Wohl des deutschen Volkes.

Werner Eggerath ist mit dem Nationalpreis der DDR ausgezeichnet worden.

Joseph von Eichendorff (1788—1857), bedeutender Lyriker der deutschen Romantik. Stammt aus einer preußischen Adelsfamilie, studierte Jura und Philologie und arbeitete später im Staatsdienst.

Berühmt wurde Eichendorff durch seine schlichten und volkstümlichen

Gedichte («Gedichte» 1837), von denen viele vertont worden sind («In einem kühlen Grunde»).

Bedeutend ist auch seine aus der Opposition gegen den sich entwickelnden Kapitalismus geschriebene Novelle «Aus dem Leben eines Taugenichts» (1826).

Hans Fallada, eigentl. Rudolf Ditzen (1893—1947), kritisch-realistischer Romanautor.

Fallada stammt aus bürgerlichen Verhältnissen. Nach Beendigung des Gymnasiums war er in den verschiedensten Berufen tätig. Später freischaffender Schriftsteller. Im Mittelpunkt seiner Werke steht der «kleine Mensch», dessen sorgenreiches Leben wahrheitsgetreu geschildert wird, z. B. im Roman «Kleiner Mann — was nun?» (1932), der den Verfasser berühmt machte.

Die zur Zeit der Faschistenherrschaft erschienenen Romane «Wer einmal aus dem Blechnapf frißt» (1934) und «Wolf unter Wölfen» (1937) entlarven kritisch die bürgerliche Klassengesellschaft. Bedeutend ist Falladas letzter Roman «Jeder stirbt für sich allein» (1947), in dem die Unmenschlichkeit und das Verbrechertum des Faschismus enthüllt werden.

Fallada ist auch der Verfasser bekannter Kindergeschichten — «Geschichten aus der Murkelei» (1938).

Leonhard Frank (1882—1961), deutscher Romanschriftsteller und Novellist. Wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf, erlernte das Schlosserhandwerk, hungerte sich zum Maler durch und wandte sich zuletzt der Literatur zu. Während der faschistischen Machtjahre lebte Frank in der Emigration (in Frankreich und den USA), 1950 kehrte er in seine Heimat zurück und lebte in München.

Berühmt wurde Frank durch den Roman «Die Räuberbande» (1914), in dem der Autor das spießbürgerliche Kleinbürgertum entlarvt. Seine humanistische Gesinnung und sein Protest gegen den imperialistischen Krieg kommen in der Novellensammlung «Der Mensch ist gut» (1918) zum Ausdruck. Bedeutend ist auch die Novelle «Im letzten Wagen» (1925), in der das Problem der Menschlichkeit im Mittelpunkt steht. Der in der Emigration erschienene Roman «Mathilde» (1948) ist erfüllt von menschlichem Liebesverlangen und zeugt von Franks antifaschistischer Haltung. Die westdeutsche Nachkriegszeit widerspiegelt der Roman «Die Jünger Jesu» (1949), in dem sich eine Gruppe von Jungen zusammenfindet, um für die Gerechtigkeit zu kämpfen.

Franks abstrakter, doch ehrlicher Humanismus kommt am besten in seinem letzten Werk, dem romanhaften Lebensbericht «Links, wo das Herz ist» (1952) zum Vorschein.

L. Frank hat den Nationalpreis der DDR erhalten.

Christian Fürchtegott Gellert (1715—1769), bedeutender Dichter der deutschen Aufklärungszeit.

Gellert studierte Theologie, arbeitete als Hauslehrer und Professor der Philosophie.

In seinen nicht besonders beachtenswerten Lustspielen zeigt er meistens den Sieg der bürgerlichen Tugend über das Laster, ebenso in seinem sentimentalen Roman «Die schwedische Gräfin von G...» (1747).

Gellerts Ruhm begründeten vor allem seine «Fabeln und Erzählungen» (1746/48) und die «Geistlichen Oden und Lieder» (1757). Besonders die Fabeln sind zum Teil noch heute lebendig. Der Autor belehrt hier seine Zeitgenossen und deckt menschliche Schwächen wie Habgier, Prahlerei usw. auf, wobei er auch — obwohl zurückhaltend — den Feudaladel kritisiert.

Johann Wolfgang Goethe (1749—1832), größter Dichter Deutschlands, Vertreter der klassischen deutschen Nationalliteratur.

Goethes Geburtsort ist Frankfurt a. M. Hier wurde er in einer wohlhabenden und gebildeten Familie geboren. Er studierte Rechtswissenschaft und arbeitete zuerst als Rechtsanwalt in der Nähe seiner Vaterstadt. 1775 wurde Goethe nach Weimar gerufen. Hier betätigte er sich in Staatsgeschäften, war Geheimer Rat und Minister, Direktor des Weimarer Theaters und sorgte auch für das Schul- und Universitätswesen. Ab 1781 widmete sich Goethe naturwissenschaftlichen Studien und war Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften.

Goethes Schaffen umfaßt alle Gebiete der Literatur. Er begann als Vertreter der Sturm-und-Drang-Periode (das Drama «Götz von Berlichingen» 1773, der Briefroman «Die Leiden des jungen Werthers» 1774) und schrieb stimmungsvolle Liebes- und Naturgedichte («Willkommen und Abschied», «Heidenröslein», «Mailied» u. a.).

Nach einem längeren Aufenthalt in Italien folgten die Dramen «Egmont» (1787) und «Torquato Tasso» (1789), die Gedichtsammlung «Römische Elegien» (1790), die Gedichte «An den Mond», «Wanderers Nachtlied» usw., die Balladen «Erlkönig», «Der Fischer», «Der Schatzgräber» und «Der Zauberlehrling». Nennenswert sind die mit Fr. Schiller gemeinsam geschaffenen zeit- und literaturkritischen «Zahmen Xenien» (1796).

Goethes Hauptwerk ist die dramatische Dichtung «Faust» (I 1808, II 1832), das Sinnbild des schöpferischen Menschen. Goethe sieht hier in der praktischen, gesellschaftlich nützlichen Tätigkeit die Hauptaufgabe der Menschheit.

Bedeutend sind auch Goethes Entwicklungsromane «Wilhelm Meisters Lehrjahre» (1796) und «Wilhelm Meisters Wanderjahre» (1821), ebenso die autobiographische Darstellung von Goethes Leben und der Zeitereignisse in «Dichtung und Wahrheit» (1811—1833).

Jacob Grimm (1785—1863) und Wilhelm Grimm (1786—1859) gehören zu den berühmtesten Forschern und Sammlern deutscher Märchen und Sagen.

Die Brüder Grimm stammten aus wohlhabender Familie, studierten gemeinsam Jura und arbeiteten auch später in enger Gemeinschaft.

1812/15 erschienen ihre «Kinder- und Hausmärchen», die sowohl Zauber- und Tiermärchen, Lügengeschichten, Schwänke und Legenden enthalten. Diese sind von ihnen im Volke gesammelt worden und werden hier, unter Verwendung volkstümlicher Redewendungen, Vergleiche und Sprichwörter, einfach und natürlich wiedererzählt.

Beachtung verdient auch das gemeinsame Werk «Deutsche Sagen» (1816/18), ebenso die Tätigkeit der Brüder Grimm auf dem Gebiete der deutschen Literatur- und Sprachwissenschaft.

Wilhelm Hauff (1802—1827), volkstümlicher spätromantischer Prosadichter von freiheitlicher Gesinnung.

Hauff stammt aus einer Beamtenfamilie, besuchte die Klosterschule, ohne jedoch als Pfarrer zu arbeiten. Er widmete sich vollständig der schriftstellerischen Tätigkeit.

Berühmt wurde Hauff durch seine volksverbundenen optimistischen Kunstmärchen («Kalif Storch», «Zwerg Nase», «Der junge Engländer» u. a.), in denen der Autor mit kritischem Blick gesellschaftliche Mißstände aufdeckt.

Nennenswert sind auch Hauffs Gedichte und die «Phantasien im Bremer Ratskeller» (1827), in denen ein buntes, jedoch geistvolles und kritisches Zeitbild entworfen wird.

Johann Peter Hebel (1760—1826), humoristischer deutscher Schriftsteller. Er schrieb volkstümlich-realistische Anekdoten und Kalendergeschichten, die 1811 als «Schatzkästlein des rheinländischen Hausfreundes» gesammelt erschienen und ihren Verfasser berühmt machten. Hebel schildert hier vor allem das Volksleben seiner Zeit, mit dem Ziel, den Leser zu erziehen.

In seinen «Alemannischen Gedichten» (1803) besingt Hebel Jugend und Mutterliebe, Naturereignisse und landschaftliche Schönheiten. Er ist immer für Humanität, Frieden und Freiheit der Unterdrückten eingetreten.

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann (1776—1822), bekannter spätromantischer deutscher Schriftsteller (auch Komponist, Dirigent, Zeichner, Maler), vor allem Erzähler und Verfasser von Kunstmärchen.

Hoffmann studierte Jura, arbeitete im Staatsdienst, dann als Musiker und später wieder im Staatsdienst. Wurde kurz vor seinem Tode wegen regierungsfeindlicher Äußerungen im Märchen «Meister Floh» (1822) vor Gericht geladen.

Hoffmann war einerseits ein scharfer Kritiker der gesellschaftlichen Mißstände seiner Zeit, andererseits aber sah er den einzigen Ausweg aus dieser Lage in dichterischen Phantasien, die häufig mit grotesken Motiven durchflochten sind.

Zu seinen bedeutendsten Märchen gehören «Der goldene Topf» (1814); «Klein Zaches, genannt Zinnober» (1819) und «Das Fräulein von Scudery» (1819); bekannte Prosasammlungen sind «Nachtstücke» (1816/17) und «Die Serapionsbrüder» (1819/21). Von Hoffmanns Romanen wurde der düstere und fatalistische Roman «Die Elixiere des Teufels» (1816) beendet; unvollendet aber blieb der Doppelroman «Lebensansichten des Katers Murr» (1819/21), in dem ein sich in der höfischen Gesellschaft fremd fühlender Künstler im Mittelpunkt steht, wobei der Autor auch die feudale Zersplitterung Deutschlands kritisiert.

Bernhard Kellermann (1879—1951), bürgerlich-humanistischer Schriftsteller von antifaschistischer Gesinnung.

Kellermann stammt aus einer Beamtenfamilie, studierte zuerst an der Technischen Hochschule, dann Germanistik und Malerei. Sein erster Roman («Yester und Li») erschien 1904.

Berühmt wurde Kellermann durch den Roman «Der Tunnel» (1913), einer kritisch-realistischen Schilderung des amerikanischen Kapitalismus. Im Roman «Der neunte November» (1920) zeigt Kellermann das Leben der herrschenden Klassen während des I. Weltkriegs. Zur Zeit der faschistischen Macht wurden Kellermanns Werke boykottiert. Nach dem II. Weltkrieg nahm Kellermann aktiv am Aufbau des jungen sozialistischen deutschen Staates teil. Sein letzter Roman «Totentanz» (1948) zeigt die Unmenschlichkeit der deutschen Faschisten.

B. Kellermann ist mit dem Nationalpreis der DDR geehrt worden.

Irmgard Keun (geb. 1910), westdeutsche Romanschriftstellerin. I. Keun besuchte in Köln die Schauspielschule und begann nach einer kurzen Bühnenlaufbahn zu schreiben. Lebte während der Zeit des Faschismus in der Emigration und illegal in Deutschland. Wohnt jetzt als freischaffende Schriftstellerin in Köln.

I. Keun ist eine humoristisch-satirische Erzählerin von bürgerlich-humanistischer Gesinnung und mit einem kritischen Blick für die kapitalistische Wirklichkeit (z. B. der Roman «Das kunstseidene Mädchen» (1932)). In der Erzählung «Das Mädchen, mit dem die Kinder nicht verkehren durften» (1936) protestiert die Autorin gegen die heuchlerische Moral des

deutschen Kleinbürgertums. Im Roman «Nach Mitternacht» (1937) entlarvt I. Keun die Haltung des Bürgertums im faschistischen Deutschland. Erinnerungen aus der Emigration sind im Buch «Wenn wir alle gut wären» (1957) zusammengefaßt.

Erich Kästner (geb. 1899), deutscher Lyriker und Prosaschriftsteller, auch erfolgreicher Kinderbuchautor. Lebt in Westdeutschland.

Kästner entstammt dem Kleinbürgertum, studierte deutsche Literatur, Geschichte und Philologie. Arbeitete zuerst als Redakteur; dann als freischaffender Schriftsteller.

Bedeutend sind Kästners zeitkritische Gedichte, wie z. B. in den Gedichtsammlungen «Bei Durchsicht meiner Bücher» (1946) und «Der tägliche Kram» (1948). Aufsehen erregte auch sein moralkritischer Roman «Fabian» (1931).

Seine bekanntesten Kinderbücher sind «Emil und die Detektive» (1928), «Das doppelte Lottchen» (1949), «Als ich ein kleiner Junge war» (1957), «Der kleine Mann» (1963).

Wilhelm Lederbogen, eigentlich deutscher Naturwissenschaftler und Naturforscher der Jahrhundertwende. Lebte zeitweilig in Kamerun, wo er als Lehrer tätig war.

1901 erschien die Sammlung «Kameruner Märchen», die von ihm gesammelte und übersetzte Volksmärchen enthält. Dieser Sammlung ist auch das Märchen «Die Schildkröte» entnommen (erschienen in der Sammlung «Tiermärchen aus aller Welt» Leipzig 1962).

Wilhelm Müller (1794—1827), spätromantischer volkstümlicher Lyriker.

Nach philologischem Studium Hauslehrer und Bibliothekar, später auch Verlagsmitarbeiter.

Müller hat schlichte, volksliedhafte (oft vertonte) Gedichte geschrieben, die noch heute lebendig sind (z. B. der Zyklus «Die schöne Müllerin»). Berühmt sind auch seine Griechenlieder, in denen er den Aufstand des griechischen Volkes gegen die türkische Fremdherrschaft besingt.

Brigitte Reimann (geb. 1933), sozialistische Erzählerin und Hörspielautorin der DDR. Arbeitete einige Jahre als Lehrerin, zur Zeit ist B. Reimann freischaffende Schriftstellerin.

Bekannt wurde B. Reimann schon durch ihr Erstlingswerk «Die Frau am Pranger» (1956); erfolgreich war auch der Kurzroman «Ankunft im Alltag» (1961) über die persönlichen und gesellschaftlichen Konflikte junger Abiturienten auf einer sozialistischen Großbaustelle. Im Mittelpunkt von B. Reimanns Schaffen steht die längere Erzählung «Die Geschwister» (1963), wo von zwei verschiedenen deutschen Staaten und zwei verschiedenen Weltanschauungen die Rede ist.

Ihr letztes Werk, «Das grüne Licht der Steppen. Tagebuch einer Sibirienreise» (1965), ist das Resultat einer im Sommer 1964 unternommenen Sibirienfahrt.

Friedrich Rückert (1788—1866), spätromantischer deutscher Dichter, der auch als Übersetzer orientalistischer Literaturerzeugnisse bekannt wurde.

Rückert studierte Philologie, arbeitete als Redakteur und Professor der Philologie, zuletzt als freischaffender Schriftsteller. Berühmt wurde seine Gedichtsammlung «Liebesfrühling» (1844), ebenso die philosophische Spruchsammlung «Weisheit des Brahmanen» (1836/39), die von des Dichters humanistischer Weltanschauung zeugt.

Schildbürger (Schiltbürger), bedeutendes, im Elsaß entstandenes Volksbuch (anonymer Verfasser). Erschien 1597 unter dem Titel «Das Lalebuch. Wunderseltsame, abenteuerliche, unerhörte und bisher unbeschriebene Geschichten und Taten der La'en zu Laleburg». Das Volksbuch wurde bekannt unter dem Titel der 2. Ausgabe — «Die Schiltbürger» (1598). Einerseits kritisiert man hier fürstliche Bevormundung, die die Entwicklung der Städte hemmte, andererseits werden die gesellschaftliche Machtlosigkeit des Bürgertums und das Spießbürgertum verspottet.

Friedrich Schiller (1759—1805), einer der größten deutschen Dichter, Vertreter der klassischen deutschen Nationalliteratur.

Schiller entstammt einer Offiziersfamilie in Marbach (Württemberg). Er studierte Medizin, widmete sich jedoch später beinahe vollständig der schriftstellerischen Tätigkeit.

Schiller begann sein Schaffen mit Gedichten und Dramen, die erfüllt sind von leidenschaftlichem Protest gegen die Tyrannei des herrschenden Feudalabsolutismus, z. B. die Dramen «Die Räuber» (1781), «Kabale und Liebe» (1783).

Später wandte er sich der historischen Thematik zu. Es entstanden historische Dramen wie «Don Carlos» (1787), die «Wallenstein-Trilogie» (1798/99), «Die Jungfrau von Orleans» (1801) und «Wilhelm Tell» (1804).

Neben den Gedichten gehören auch Schillers Balladen zu den bemerkenswertesten Leistungen seines Schaffens, z.B. «Der Taucher», «Der Handschuh», «Der Ring des Polykrates», «Die Kraniche des Ibykus». Zu Schillers berühmtesten Werken gehört ebenso «Das Lied von der Glocke» (1799).

Anna Seghers (geb. 1900), sozialistische Romanschriftstellerin und Novellistin.

A. Seghers stammt aus Mainz. Sie studierte Philologie und Geschichte (Dr. phil.). Schloß sich bald der Arbeiterbewegung an, 1933—1947 in der Emigration in Frankreich und in Mexiko. Zur Zeit nimmt A. Seghers aktiv an der demokratischen Erneuerung der deutschen Kultur teil.

A. Seghers begann ihr der deutschen Arbeiterklasse gewidmetes Schaffen mit Erzählungen. Berühmt wurde sie durch den Roman «Die Gefährten» (1932). In der Emigration entstand ihr Hauptwerk, der Roman «Das siebte Kreuz» (1942) über den antifaschistischen Widerstandskampf, 1949 der umfangreiche Roman «Die Toten bleiben jung». Neben zahlreichen Erzählungen und Novellen (z.B. «Der Mann und sein Name», 1952) gehört der Roman «Die Entscheidung» (1959) zu ihren bedeutendsten Leistungen der Nachkriegsperiode. Die Fortsetzung dieses Romans trägt den Titel «Das Vertrauen» (1968).

A. Seghers ist mit dem Nationalpreis der DDR und dem Internationalen Lenin-Friedenspreis ausgezeichnet worden.

Theodor Storm (1817—1888), bedeutender bürgerlich-humanistischer Novellist und Lyriker.

Storm stammt aus einer bürgerlichen Familie in Husum, studierte Jura und arbeitete als Rechtsanwalt.

Sein Schaffen verbindet miteinander sowohl volkstümliche Spätromantik wie auch Elemente des kritischen Realismus.

Berühmt sind Storms Novellen («Immensee» 1849, «Auf der Universität» 1862, «Aquis submersus» 1877 und «Schimmelreiter» 1888) und Kindergeschichten («Pole Poppenspäler» 1874 u. a.).

Erwin Strittmatter (geb. 1912), sozialistischer Schriftsteller der DDR.

Strittmatter stammt aus einer Bäckerfamilie. Auch er erlernte das Bäckerhandwerk, arbeitete dann als Kellner, Chauffeur usw. Daneben

erste literarische Versuche. Nahm als Soldat am II. Weltkrieg teil und desertierte gegen Ende des Krieges.

Nach dem Kriege arbeitete Strittmatter zuerst auf dem Lande, dann als Zeitungsredakteur. Zur Zeit ist er freischaffender Schriftsteller.

Strittmatter wurde bekannt durch den Entwicklungsroman «Ochsenkutscher» (1950), dem 1953 das Drama «Katzgraben» folgte. Aufsehen erregte der Roman «Tinko» (1954).

Im Mittelpunkt von Strittmatters Schaffen stehen der sozialistische zeitkritische Entwicklungsroman «Der Wundertäter» (1957) und der Roman «Ole Bienkopp» (1963), dessen Tätigkeit im deutschen Dorf während der Übergangsjahre zur sozialistischen Produktionsweise stattfindet.

Erwin Strittmatter ist mit dem Nationalpreis der DDR geehrt worden.

Das Volksbuch von Till Eulenspiegel (1515) ist wahrscheinlich 1450 in der Umgegend von Braunschweig entstanden. Der Held dieses Buches, Till Eulenspiegel, durchzieht als fahrender Gesell bäuerlicher Herkunft das Land und verübt Narrenstreiche, deren Ziel es ist, die in der spätfeudalen Gesellschaft herrschenden Verhältnisse und Sitten bloßzustellen und besonders den kleinbürgerlichen Städter zu verspotten. Die Sprache des Buches ist humoristisch, realistisch und volkstümlich.

Johann Nepomuk Vogl (1802—1866), deutsch-österreichischer Dichter. Studierte Jura und arbeitete als Beamter im österreichischen Staatsdienst.

Er hat, abgesehen von Epigrammen und Sprüchen, namentlich Lieder, Balladen und Romanzen geschrieben. Man nennt ihn auch den Vater der österreichischen Ballade. Seine bekanntesten Gedichte sind «Das Erkennen» und «Heinrich der Vogler».

Georg Weerth (1822—1856), bedeutender deutscher Lyriker und Prosaist der Revolution 1848. Stammte aus bürgerlicher Familie, arbeitete als kaufmännischer Angestellter und besuchte nebenbei Vorlesungen über Kunst und Literatur. Unter K. Marx' Einfluß begann Weerth seine publizistische Tätigkeit.

In seinen volkstümlichen Gedichten besingt Weerth den revolutionären Kampf, die Solidarität und den Sieg der Arbeiterklasse (z.B. «Der Kanonengießer», «Heute morgen fuhr ich nach Düsseldorf» u. a.). Weerths bestes Prosawerk sind die «Humoristischen Skizzen aus dem deutschen Handelsleben» (1845/48), in denen er den deutschen Spießer kritisiert und die verräterische Rolle des Bürgertums während der Revolution zeigt.

Jörg Wickram (1505/1520 ? — 1562), bedeutender deutscher volkstümlicher Schwankdichter, auch Verfasser von Fastnachtsspielen und Meisterliedern.

Wickram vermochte sich von der feudalritterlichen Thematik zu lösen und gelangte so zur Gestaltung der bürgerlichen Wirklichkeit. Seine «Historie von Reinhart und Gabriotto» (1551) war der erste originale deutsche Roman des 16. Jh. Auch «Von guten und bösen Nachbarn» (1556) gehört zu den ersten Vertretern des bürgerlichen deutschen Romans.

Berühmt wurde Wickram durch die volkstümliche Schwanksammlung «Rollwagenbüchlein» (1555), in der menschliche Schwächen entblößt und ausgelacht werden.

INHALTSVERZEICHNIS

Joh. R. Becher, Hier wird gelernt 3
W. Bredel, Die Enkel (*Auszug*) 3
W. Lederbogen, Die Schildkröte 7
W. Eggerath, Maria und die zehn Kopeken 9
Chr. F. Gellert, Der Kuckuck 13
J. P. Hebel, Der kluge Richter 14
J. P. Hebel, Der geheilte Patient 15
W. Bredel, Die Väter (*Auszug*) 17
Die Schildbürger 19
J. N. Vogl, Das Erkennen 30
H. Fallada, Familienfahrt (*Gekürzt*) 30
Grimm, Strohhalm, Kohle und Bohne 51
Grimm, Sechse kommen durch die ganze Welt 52
W. Müller, Der Lindenbaum 56
E. Kästner, Das fliegende Klassenzimmer (*Auszug*) 57
E. T. A. Hoffmann, Das Märchen von der harten Nuß 79
G. A. Bürger, Der Schatzgräber 88
L. Frank, Die Jünger Jesu (*Auszug*) 88
Till Eulenspiegel 97
B. Reimann, Die Geschwister (*Auszug*) 102
B. Brecht, Kinderhymne 105
I. Keun, Das Mädchen, mit dem die Kinder nicht verkehren durften (*Auszüge*) 105
J. Wickram, Von einem armen Studenten 128
Fr. Rückert, Aus der Jugendzeit 130
F. Bäßler, Der Rattenfänger von Hameln 131
J. Brězan, Der Gymnasiast (*Auszug*) 132
Th. Storm, Der Schimmelreiter (*Gekürzt*) 136
G. Weerth, Das Hungerlied 152
B. Brecht, Der Augsburger Kreidekreis 152
H. Böll, Mein teures Bein 163
Joh. R. Becher, Nationalhymne der DDR 165
E. Strittmatter, Tinko (*Auszug*) 166
J. v. Eichendorff, Das zerbrochene Ringlein 173
G. A. Bürger, Münchhausens Abenteuer (*Auszüge*) 173
W. Bredel, Der Gasmann 179
B. Kellermann, Säng (*Gekürzt*) 180
J. W. Goethe, Erlkönig 185
W. Hauff, Der junge Engländer 186
A. Seghers, Das Obdach 196
Fr. Schiller, Der Handschuh 201
Biographische Angaben 203

КНИГА ДЛЯ ЧТЕНИЯ ПО НЕМЕЦКОМУ ЯЗЫКУ ДЛЯ IX—XI КЛ. ШКОЛ С ПРЕПОДАВАНИЕМ РЯДА ПРЕДМЕТОВ НА НЕМЕЦКОМ ЯЗЫКЕ. Часть I. Составила и адаптировала Рита Таса. На немецком языке. Художественное оформление А. Сяде. Издательство «Валгус». Таллин, Пярнуское шоссе, 10.

Toimetaja H. Abo. Kunstiline toimetaja H. Keigo. Tehniline toimetaja M. Sein. Korrektorid M. Lõokene ja J. Nurme.

Laduda antud 17. IX 1969. Trükkida antud 10. XII 1969. Kohila Paberivabriku trükipaber nr. 2. 60×90/16. Trükipoognaid 13,25. Arvestuspoognaid 15,37. Trükiarv 5000. Tellimuse nr. 6253. Trükikoda «Kommunist», Tallinn, Pikk tn. 2. Hind 48 kop.

II
1A-5923
237860

TÜ RAAMATUKOGU
1 0300 00606179 2

48 kop.